Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 30. Januar 1971 | Nr. 1

Würtemberg und die Reichsgründung

Zum 100. Jahrestag der Reichsgründung am 18. Januar 1871

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

Als der bekannte preußische Historiker Heinrich von Sybel durch ein Extrablatt die am 28. Januar 1871 erfolgte Kapitulation von Paris erfuhr, schrieb er in einem Brief an einen seiner Freunde: „Meine Augen gehen immer herüber zu dem Extrablatt, und die Tränen fließen mir über die Backen. Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und so mächtige Dinge erleben zu dürfen? Und wie wird man nachher leben! Was 20 Jahre der Inhalt allen Wünschens und Strebens gewesen, das ist nun in so unendlich herrlicher Weise erfüllt! Woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?"

So wie Sybel empfanden und dachten viele Zeitgenossen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 und der in ihm vollzogenen Reichsgründung. Diese Gründung des Deutschen Reichs vor nun genau fast 100 Jahren war für die Mehrheit des deutschen Volkes die Erfüllung des großen politischen Zieles; weithin wurde sie als unüberbietbarer Höhepunkt der deutschen Geschichte verstanden. Was noch wenige Jahre zuvor als unerreichbar gegolten hatte, war zu Beginn des Jahres 1871 Wirklichkeit: Das außerösterreichische Deutschland war in einem Nationalstaat zusammengefaßt, der unter der Führung Preußens glänzenden Zeiten entgegenzugehen schien.

Freilich: Während sich das deutsche Nationalgefühl am Sieg über Frankreich berauschte, wurde gerade dadurch das Verständnis für die innen- und außenpolitischen Auswirkungen der Reichsgründung verhindert oder wenigstens erschwert, zumal die Einzelheiten der Gespräche, Verhandlungen und Vereinbarungen zunächst unbekannt waren.

Gleichzeitig wurde aber schon frühzeitig auch Kritik laut an diesem Einigungswerk, vor allem in Süddeutschland. Noch 1868, zwei Jahre vor der Reichsgründung, hatte der bekannte württembergische Minister, Freiherr von Mittnacht, in einer Rede ausgeführt: „Haben wir für diese Einigung geschwärmt? Haben wir je geschwärmt dafür, daß Deutschösterreich ausgestoßen wird, damit der preußische Staat über das übrige Deutschland sich ausdehne? Ein einiges Deutschland haben wir gewollt, aber kein durch Annexion vergrößertes Preußen." Und Moritz Mohl, einer der führenden Liberalen Württemberg schrieb noch im Sommer 1870 über die in Aussicht stehende Reichsgründung: „Unbedingt abzulehnen ist der Zustand, in den man uns versetzen will: Das Verhältnis von Untertanen eines großen Staates . . . Mit dem Ausscheiden Österreichs, dessen Teilnahme ein Gleichgewicht der Machtverhältnisse bedingte, aus Deutschland ist die Möglichkeit einer mit Preußen zu vereinbarenden Bundesverfassung weggefallen, in welcher sich die süddeutschen Staaten befriedigt fühlen könnten."

Der Ausschluß Österreichs und die Unterwerfung unter Preußen, das sind also die zwei Hauptpunkte der Kritik, an denen sich in Württemberg die Geister schieden. Das Bild, das sich uns also von der Reichsgründung und ihrer Vorgeschichte bietet, ist demnach wesentlich komplizierter, als es auf den ersten Blick den Anschein erweckt. Aus Anlaß des 100. Jahrestages der Reichsgründung sei darüber berichtet, wie sich die Bildung des Deutschen Reiches aus der Sicht Württembergs dargestellt hat.

I. Die Herausbildung des deutschen Nationalgefühls und die Revolution von 1848/49

Das deutsche Nationalgefühl ist ein Produkt der Französischen Revolution. Bis etwa 1800 war die gesellschaftsbestimmende höfische Welt und das Bürgertum nach Frankreich ausgerichtet; noch Friedrich der Große, der bekanntlich erst 1786 starb, sprach französisch; nur für die Dienstgeschäfte bediente er sich des Deutschen, das aber ein mit vielen französischen Brocken durchsetztes Kauderwelsch war; für die aufkommende deutsche Literatur hatte Friedrich keinerlei Verständnis, das deutsche Nationalgefühl war ihm völlig fremd. Die führenden Schichten in Deutschland waren, wie man auch an Goethe sehen kann, weltbürgerlich, kosmopolitisch orientiert.

Mit der Französischen Revolution begann das Mündigwerden der europäischen Völker, das von Westeuropa ausging, zunächst auf Deutschland übergriff und am Ende des 19. Jahrhunderts auch die osteuropäischen Völker erfaßte. In Deutschland provozierte die Herrschaft Napoleons I. die Ausbildung des deutschen Nationalbewußtseins, das, ursprünglich kulturell ausgerichtet, nach der Auflösung des alten Reiches 1806 ins Politische umschlug und ein neues Reich, ein Reich aller Deutschen, forderte. Den Umfang, den dieses Reich haben sollte, bestimmte E. M. Arndt in einem Gedicht:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Soweit die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt,
das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!"

und in einem anderen Vers: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Hoffmann von Fallersleben sagte dasselbe etwas konkreter im ersten Vers des Deutschlandliedes:

„Von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt".

Also: Einigung aller Deutschen, einschließlich derer der Habsburger Monarchie, das war das große Ziel der deutschen Nationalbewegung. Fast untrennbar verbunden waren damit freiheitliche Forderungen nach Menschenrechten, nach Volksvertretungen, kurz nach Verfassungen, die die absoluten Monarchien ablösen sollten.

Der Deutsche Bund von 1815

Der Wiener Kongreß 1914/15 konnte und wollte diese hochgespannten Hoffnungen jedoch nicht erfüllen. Vor allem Metternich, der österreichische Staatskanzler, sah die Gefahren, die der habsburgischen Monarchie erwuchsen, einem Vielvölkerstaat, der im Zeichen der Nationalbewegung auseinanderzubrechen drohte. So unterdrückte er mit harter Hand alle Kräfte, die einen nationalen und liberalen Staat erstrebten.

Im Deutschen Bund, der statt eines Nationalstaates geschaffen wurde, waren die einzelnen deutschen Staaten (insgesamt 39) bei ganz ungleicher Macht und Größe dem Namen nach gleich und selbständig. Die tatsächliche Macht lag bei Österreich und Preußen, aber gerade in den Staaten des 3. Deutschland, d. h. vor allem in den süddeutschen Staaten, waren sich Fürsten und Bevölkerung einig, daß die Vorherrschaft **eines** Staates über die anderen unerträglich sei. So entstand ein Idealbild des künftigen Deutschland mit gewissen feststehenden Zügen: Eine Reichsgewalt mit starken Befugnissen, abhängig von einer Volksvertretung, gleichmäßig gewählt im ganzen Reichsgebiet nach der Einwohnerzahl. Was mit den deutschen Fürsten geschehen sollte, darüber bestand keine einheitliche Meinung; die meisten wollten sie erhalten, ihre Macht aber wesentlich beschränken.

Die Gründung des Zollvereins

Zur Einheit drängten aber nicht nur die politischen Kräfte, sondern zur Einheit drängte auch die wirtschaftliche Entwicklung. Die Fabriken brauchten für ihr Gedeihen größere Absatzgebiete, als sie die meisten kleinen, durch Zollschranken hermetisch voneinander abgeschlossenen Staaten bieten konnten. So wurde 1834 der deutsche Zollverein gegründet, dem sich nach und nach die meisten deutschen Staaten anschlossen — Österreich blieb bezeichnenderweise ausgeschlossen, und Hoffmann von Fallersleben erkannte, wie viele andere Deutsche, die politische Bedeutung dieses Ereignisses.

In einem seiner Gedichte heißt es:

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
und ihr andern deutschen Sachen,
tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
ei, das habet ihr gemacht:
denn ihr habt ein Band gewunden
um das deutsche Vaterland,
und die Herzen hat verbunden
mehr als unser Bund dies Band.

Die Revolution von 1848 scheitert

Das Jahr 1848 hätte für die deutsche Einigung die Wende bringen können : Im März siegte die Revolution auf der ganzen Linie, liberale Männer ergriffen als „Märzminister" die Regierungen, die Fürsten waren schwer getroffen und meist bereit, auf die Eigenstaatlichkeit ihrer Länder zu verzichten. Aber die deutsche Nationalversammlung, die in der Pauluskirche in Frankfurt tagte, scheiterte an der doppelten Aufgabe, die ihr gestellt war: Sie wollte einen nationalen Staat und gleichzeitig eine demokratische Verfassung schaffen. Die Abgeordneten mußten entscheiden, ob Österreich, der Vielvölkerstaat unter der Krone der Habsburger, ganz in das zu schaffende deutsche Reich aufgenommen werden sollte, womit dieses nicht als Nationalstaat gegründet werden konnte, oder ob Österreich ausgeschlossen werden sollte, wodurch dann auch die in der Donaumonarchie lebenden Deutschen dem Nationalstaat nicht angehört hätten. Die Abgeordneten aber wollten eine dritte Lösung: Herauslösung der Deutschen aus der Donaumonarchie. Und das war nicht durchzusetzen. Es zeigte sich, daß die Kulturnation nicht zur Staatsnation umgeformt werden konnte.

So kam man schließlich, der Not gehorchend, zur kleindeutschen Lösung unter preußischer Führung. Aber als sich der preußische König weigerte, aus den Händen der Revolutionäre die Kaiserkrone, den, wie er sich ausdrückte, „Reif aus Dreck und Letten gebacken, verunehrt mit dem Ludergeruch der Revolution", anzunehmen, da war die Einigung von „unten", vom Volk her, gescheitert. Sie war gescheitert an den Revolutionären selbst, die allzu zahm und gemäßigt waren, an den Fürsten, und zumal an den Habsburgern, die von der Revolution nicht bezwungen worden waren, und an der internationalen Lage, denn das Ausland war keineswegs willens, dieser Verschiebung des europäischen Gleichgewichts tatenlos zuzusehen.

Die württembergischen Politiker hatten sich mit Leidenschaft an der Arbeit der Paulskirche beteiligt; Ludwig Uhland ist besonders bekannt. Die Reichsverfassung von 1849 mit ihren Grundrechten bestand für sie zurecht, auch als ihre Inkraftsetzung gescheitert war. Bis 1870 wurde immer wieder, so oft die deutsche Einigung zur Erörterung stand, nach der Reichsverfassung von 1849 gerufen, und diese Rufe wurden erst in den sechziger Jahren seltener, als sich zwei Parteien bildeten, von denen die eine, die Deutsche Partei, dieseVerfassung als unerreichbar ansah, d. h. auf Volksrechte weithin zugunsten der Einigung verzichten wollte, während die andere, die Volkspartei, noch wesentlich weitergehende Volksrechte und Freiheiten verlangte, auch etwa auf Kosten der deutschen Einigung.

II. Der Krieg von 1866 und seine Folgen

Bismarck, seit 1862 preußischer Ministerpräsident, hatte aus dem Scheitern der Revolution von 1848 die für seine Politik entscheidenden Grundsätze abgeleitet:

Die deutsche Einigung muß von „oben" her, d. h. durch die Fürsten erfolgen. Die deutsche Einigung muß die preußische Vorherrschaft in Deutschland eindeutig, d. h. notfalls durch den Ausschluß Österreichs im Krieg, festlegen, und sie muß international durch eine geschickte Diplomatie vorbereitet werden, damit sie nicht von den deutschen Nachbarn, d. h. vor allem von Frankreich, aber auch von England und Rußland, vereitelt werden kann.

Wenn Bismarck, trotz aller Mängel, als Schöpfer des Reiches und als genialster deutscher Politiker des 19. Jahrhunderts anerkannt, ja verehrt wird, so war er damals ganz sicher der meistgehaßte Mann in Deutschland, und im liberalen Süddeutschland besonders. Der Heeres- und Verfassungskonflikt von 1862/63, in dem sich Bismarck über alle Wünsche des preußischen Abgeordnetenhauses brutal hinwegsetzte und für die alleinige Gewalt der Krone eintrat, hatte ihm die tiefe Verachtung und das Mißtrauen aller freiheitlich Denkenden eingetragen. Als 1866 ein, allerdings vergeblicher Mordanschlag auf Bismarck unternommen wurde, wurde der Täter, der sich der Verurteilung durch Selbstmord entzog, als Märtyrer verehrt, der, wie der in Stuttgart erscheinende Beobachter schreibt, „sein Leben darangegeben hat, um das Vaterland von einem solchen Unhold zu befreien."

Der Haß war noch gesteigert worden durch den Krieg von 1864 in Schleswig-Holstein: Bismarck verweigerte diesen bisher unter dänischer Herrschaft stehenden Provinzen das „Selbstbestimmungsrecht", d. h. er schuf keinen neuen Mittelstaat, sondern verfocht mehr oder weniger offen das Ziel, diese Provinzen preußisch zu machen. Die nationale Begeisterung kümmerte Bismarck nicht; er dachte nur an Preußen und seine Stellung in Deutschland und Europa. Aber Bismarck hatte in diesem Krieg gegen Dänemark zugleich Österreich an sich gebunden, und er hatte in Schleswig-Holstein jederzeit die Möglichkeit, Österreich in einen Konflikt um die Vorherrschaft in Deutschland zu verwickeln.

Der deutsche Bruderkrieg bahnt sich an

Die deutsche und vor allem die württembergische Öffentlichkeit nahm leidenschaftlichen Anteil an diesem sich anbahnenden Konflikt zwischen Preußen und Österreich, der als deutscher Bruderkrieg und nationales Unglück empfunden wurde. Bismarck wollte in dieser Lage die deutsche Öffentlichkeit für sich gewinnen, daß er im April 1866 im Frankfurter Bundestag einen Antrag auf Bundesreform stellte und ein deutsches Parlament aufgrund von direkten, allgemeinen und gleichen Wahlen beantragte.

Die allgemeine Antwort auf dieses Angebot war Hohn und Spott, verbunden mit Entrüstung und der Frage nach dem Hintergedanken. Damit solle, so meinte der Schwäb. Merkur, das Volk der süddeutschen Länder zum Krieg gegen Österreich geködert werden, und es gehört große Nüchternheit dazu, „um nicht kopfüber in die Falle des preußischen Vogelstellers zu fallen". Und der Albbote kommentierte lakonisch: „Wenn je, so findet hier das alte schwäbische Sprüchlein seine Anwendung: „Laß dich nicht vom Satan blenden, sieh nicht Blei für Silber an."

Überall fanden leidenschaftliche Volksversammlungen statt, bildeten sich sehr rührige Volksvereine, um das drohende Verderben abzuhalten. Auch in Balingen und Ebingen entstanden solche Vereine; und in einer Resolution des Balinger Vereins vom 18. April 1866 heißt es: „Einen Krieg zwischen den beiden Großmächten müssen wir verdammen und der deutschen Nation zurufen, gegen dieses frevelhafte Beginnen einiger herrsch- und eroberungssüchtiger Machthaber von dem Recht der Notwehr Gebrauch zu machen, indem man ihnen zu einem Bruderkrieg weder Gut noch Blut verwilligt." Aber nicht bloß der Bruderkrieg und die Gefahr, unter preußische Oberherrschaft zu kommen, schreckten die Württemberger, sondern auch die außenpolitischen Konsequenzen. So schrieb der Ebinger Albbote im April 1866: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Sobald in Deutschland die Kriegsfurie losgelassen ist, werden auch die anderen Mächte auf dem Kampfplatz erscheinen, denn es bietet sich ihnen dann ein neues willkommenes Mittel, Deutschland nicht aufkommen zu lassen, womöglich vollends zu zerstückeln."

Der Zorn über Bismarck stieg immer stärker, besonders auch wegen seines guten Verhältnisses zu Napoleon. Napoleon will, sagte man, Österreich schwächen und den Ehrgeiz Frankreichs mit einem Stück des linken Rheinufers befriedigen. Wer kommt ihm da gelegener als der skrupellose Junker, der die Macht Preußens vergrößern will. Der „Beobachter" faßt unter dem Titel „Deutschland ist verraten" (1. Mai) alle Beschuldigungen zusammen: Drei Feinde Deutschlands, Bismarck, Napoleon und Italien haben sich verschworen; Preußen will mindestens die Vorherrschaft in Deutschland, Napoleon das Saargebiet und die Pfalz, Italien Venetien. Dazu helfen die Freunde Preußens in Deutschland, sicher gemacht durch das versprochene Parlament. „Freilich in Oberdeutschland, wo von alters her konstitutionelles Leben herrscht und wo die Reinheit des Patriotismus nicht verwirrt ist, sieht man die Schlinge des Junkers und beißt nicht in den Köder." Und einige Tage später spricht ein Leserbrief in der gleichen Zeitung die Hoffnung aus: „Hoffentlich wächst in Deutschland noch Galgenholz für Reichsverräter."

Wie sollen sich in diesem Konflikt der beiden deutschen Großmächte die Mittelstaaten verhalten? Neutralität schien, schon aus rein territorialen Gründen, nicht möglich. Der württembergische Ministerpräsident Varnbüler, überzeugt von der österreichischen Überlegenheit, betrieb das Bündnis mit Österreich. Vertrauend auf die 800 000 Mann, die Österreich, auf die 100 000 Mann die Bayern, und auf die 40 000 Mann, die Württemberg aufstellen könnte, sprach die Prophezeiung aus: „Jetzt wollen wir sie klopfen!" Der württembergische Kriegsminister Wiederhold widerriet zwar dem Krieg, aber er wurde entlassen und der Krieg gegen Preußen auch propagandistisch vorbereitet.

Württemberg und das „preußische Wesen"

Der amtliche Staatsanzeiger legte in einem Artikel dar, daß das preußische Wesen die deutsche Bildung bedrohe, und er verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß die preußische Herrschaft „ein entsetzliches Nationalunglück" wäre, „viel schlimmer, als wenn wir jemals französisch werden sollten". Er findet, daß die Welschen mit ihrer uralten Kultur, die sie mit den Süddeutschen gemeinsam haben, diesen näher stehen als die Preußen, dieser „halbslawische Staat", dem jetzt nach vielhundertjähriger Zurückgebliebenheit Bildung oberflächlich aufgepfropft wird. „Die alte Heerstraße des deutschen Geistes aber, der Nibelungenweg, führt nach Österreich, die rein deutschen Kräfte haben sich dort trotz der Entfremdung seit der Reformation unverbraucht erhalten und sehnen sich nach Wiedervereinigung mit uns."

Die politische Nutzanwendung war klar: An Österreichs Seite Krieg gegen Preußen - Neutralität ist Feigheit oder Verrat. Auch der Schwäb. Merkur, der in den Wochen zuvor mehrfach vor Österreich gewarnt, hatte, wagte nicht mehr der Neutraliät das Wort zu reden. Mit 82 zu 8 Stimmen bewilligte der Landtag die Mittel zur Kriegs-

führung. Am 17. Juni brach Österreich die Beziehungen zu Preußen ab, der deutsche Krieg war bittere Tatsache geworden.

Die Haltung der württembergischen Bevölkerung war verschieden: Im katholischen Oberschwaben befeuerte die Menschen das Gefühl, für ihre Kirche gegen die protestantische Großmacht zu kämpfen. In Stuttgart herrschte in den führenden Kreisen prahlerische Kriegslust, evangelischen Geistlichen aber war angst vor einem Sieg der katholischen Großmacht; sprachen sie das laut von der Kanzel aus, so erhielten sie einen Verweis. Die Stimmung des einfachen Mannes gibt wohl am besten der Albbote wieder: „Deutsche stehen wider Deutsche. Es ist ein furchtbares Verhängnis. Gott bewahre unser Deutschland."

Die württembergische Armee wurde zum Schutz des Bundestages nach Frankfurt und ins Maingebiet geschickt. Ausbildung, Ausrüstung, Verpflegung waren höchst mangelhaft, die Truppenstärke viel geringer als ursprünglich angenommen. Die Führung war hilf- und ratlos, die Zusammenarbeit mit den Bundesgenossen dürftig und die Kriegsbegeisterung gleich Null; „wenn der Bismarck nicht wär, wär ich nicht beim Militär", sang mancher Reservist.

Der Friedensschluß

Am 3. Juli wurden die Österreicher bei Königgrätz, am 24. Juli die Württemberger bei Tauberbischofsheim geschlagen. Nach nur sechswöchiger Kriegsdauer kam zwischen Preußen und Österreich der Vorfriede von Nikolsburg zustande. Ausschluß Österreichs aus dem Bund, Abtretung Venetiens an Italien, aber sonst keine Gebietsverluste, das waren die milden Bedingungen, die Bismarck dem Hauptverlierer auferlegte. Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt wurden von Preußen annektiert. Die norddeutschen Staaten wurden unter preußischer Führung im Norddeutschen Bund zusammengeschlossen — seine Südgrenze war der Main, abgesehen von Hohenzollern, das auch dazugehörte.

Wenige Tage später schloß Württemberg mit Preußen einen Friedensvertrag: Es mußte 8 Millionen Kriegsentschädigung zahlen und sich mit der Bildung des Norddeutschen Bundes einverstanden erklären. Da Württemberg während des Krieges das preußische Hohenzollern in Besitz genommen hatte, hätte der preußische König jetzt eigentlich den Spieß herumdrehen und Hohenzollern auf Kosten Württembergs vergrößern wollen, z. B. durch eine Annexion Balingens. Aber Bismarck sah daraus keinen Nutzen kommen, denn er hielt das Vergeltungsprinzip nicht für eine vernünftige Basis künftiger Zusammenarbeit; so wurden die Vorkriegsgrenzen wiederhergestellt.

III. Württemberg und Preußen zwischen 1866 und 1870

Die Maingrenze schied das um Österreich verkleinerte Deutschland in zwei Teile: Den unter preußischer Führung stehenden Norddeutschen Bund und die nun staatsrechtlich völlig selbständigen süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden. Bismarck nahm sie in seinen Bund nicht auf, weil dies sowohl Napoleon nicht geduldet hätte und weil er außerdem die Opposition in den süddeutschen Ländern, besonders auch in Württemberg, für zu groß hielt.

Hier in Württemberg bildeten sich schnell zwei Parteien heraus: Die, die den Anschluß an Preußen wollte, weil sie die Vereinzelung fürchtete, und die, die unter keinen Umständen sich dem preußischen Joch unterwerfen wollte. Die „Deutsche Partei", gegründet im August 1966, publizistisch vertreten vor allem durch den Schwäbischen Merkur und in unserem Raum durch den Balinger Volksfreund, plädierte für den Anschluß an Preußen, für die kleindeutsche Lösung; von ihren Gegnern wurde sie „preußische Partei" geschimpft. Die „Volkspartei", deren Ansichten sich besonders im „Beobachter" und in unserer Gegend im Albboten spiegeln, trat für einen „Südbund" ein. Hier sollten Freiheit und Demokratie verwirklicht werden, gleichsam als Keimzelle für die Zeit, wenn „das Werk der Gewalt", d. h. der Norddeutsche Bund, zugrundegegangen wäre und die Nation sich in der Freiheit wieder zusammenschließen will. Im Grunde erstrebte diese Partei noch immer die großdeutsche Lösung, ein politisches Ziel, das bei nüchterner Betrachtung völlig illusionär war.

Wirtschaftliche und militärische Bindungen an den Norddeutschen Bund

Die Stuttgarter Regierung aber fürchtete, daß Württemberg nun isoliert dastehe, politisch, militärisch wie auch wirtschaftlich. Deshalb schlug Varnbüler, immer noch der württembergische Ministerpräsident, gemeinsame preußisch-württembergische Einrichtungen vor. Man einigte sich auf die Fortdauer des Zollvereins und nicht zuletzt auf ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis, durch das im Kriegsfall die württembergischen Truppen dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellt wurden. Damit waren wichtige Vorentscheidungen für die Zukunft getroffen, die fast zwangsläufig eine immer stärkere Annäherung Württembergs an Preußen bringen mußten.

Im Februar 1867 fand in Stuttgart eine Militärkonferenz der süddeutschen Staaten statt, bei der es darum ging, das preußische Militärsystem auch in Württemberg und Bayern zu übernehmen. Die dort beschlossene Wehrreform, nämlich die Übernahme des preußischen Zündnadelgewehrs, des preußischen Exerzierreglements, und des preußischen Kriegsdienstgesetzes, das die Wehrpflicht auf drei Jahre verlängerte, konnte erst durchgeführt werden, nachdem der Kriegsminister von Hardegg und der Präsident des Geheimen Rats Freiherr von Neurath entlassen worden waren. — Sie galten als zäheste Gegner eines engeren Anschlusses an Preußen innerhalb der Regierung.

Auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet wurde die Zusammenarbeit wesentlich enger gestaltet. Während der seit 1834 bestehende Zollverein bisher auf einstimmige Beschlüsse der einzelnen Mitglieder bzw. ihrer Regierungen angewiesen war, wurde nun ein Zollparlament geschaffen, dem die Gesetzgebung übertragen wurde und das mit Mehrheitsbeschlüssen arbeitete. Bismarck hoffte, daß dieses Parlament seine Gesetzgebung allmählich immer weiter ausdehnen und so die nationale Verschmelzung beschleunigen würde. Es handelte sich nämlich beim Zollparlament um den norddeutschen Reichstag, in den die auf die süddeutschen Länder entfallenden Abgeordneten eingegliedert wurden, die gleichfalls nach dem gleichen, allgemeinen und direkten Wahlrecht gewählt wurden. Praktisch sollte also das Zollparlament ein gesamtdeutsches Parlament sein, in Norddeutschland für die gesamte, in Süddeutschland nur für die Wirtschaftsgesetzgebung zuständig.

Um beide Probleme, die neue Militärordnung wie das neue Zollparlament, brach ein leidenschaftlicher Streit aus, doch zähneknirschend mußten dann auch die Gegner erkennen, daß Württemberg im Falle der Ablehnung der Verträge in eine solche Isolierung geriete, daß schwerste wirtschaftliche Schäden eintreten müßten. Auf den Zollverein hatte sich die gesamte Wirtschaft seit über 30 Jahren bereits so eingestellt, daß er praktisch nicht mehr aufgehoben werden konnte. Schließlich wurde der Militärvertrag im Landtag mit 58 zu 32 Stimmen, der Zollvertrag mit 73 zu 16 Stimmen angenommen, wenn auch die Zustimmenden zum Teil ein sehr schlechtes Gewissen hatten. Der Vertrag sei „ein Nagel am Sarg des Staates Württemberg wie seiner Dynastie", gab ein Abgeordneter zu Protokoll. Tiefverwurzelt war eben in Württemberg noch immer die Abneigung gegen das norddeutsche Wesen und besonders gegen den preußischen Militärstaat.

Die Regierung war zufrieden: Die Verträge waren gebilligt, damit die militärische Sicherheit garantiert und der Wirtschaft ein großer Markt erschlossen, aber weiter zu gehen hatte sie nicht die Absicht. „Württemberg will württembergisch bleiben", rief Varnbüler den Abgeordneten zu und verlor mit dieser Haltung bei den Befürwortern wie bei den Gegnern des Anschlusses an Preußen gleichermaßen Vertrauen und Achtung.

Die Württemberger und das Zollparlament

Im Wahlkampf, der den Wahlen zum Zollparlament voranging, wurden die antipreußischen Gefühle voll ausgespielt. Nicht die wirklich praktischen Probleme wurden behandelt, sondern an die antipreußischen Instinkte der Bevölkerung appelliert. „Die norddeutsche Verfassung", so sagte z. B. ein Cannstatter Demokrat, „hat 3 Paragraphen

1. Steuer zahlen
2. Soldat werden
3. Maul halten".

Das Wahlergebnis war entsprechend. Von den 17 Sitzen, die Württemberg im Zollparlament zustanden, erhielten die Anhänger des engeren Anschlusses an Preußen, die Deutsche Partei, keinen einzigen, die Volkspartei, die jedes Preußentum ablehnte, 11 und die gemäßigten Anhänger Varnbülers 6. Alles in allem also eine klare Entscheidung der Wähler gegen die norddeutsche, besser die preußische Führung in Deutschland.

Jubel und Stolz im Lager der Sieger waren groß — wie man empfand zeigt am besten ein Zitat aus der Demokratischen Korrespondenz: „Siegen — wir hatten's nötig. Seit Königgrätz kein Sonnenblick. Verpreußung überall. Abfall durchgehends. Lumpokratie unten, Schurkokratie oben. Vaterland verloren, Freiheit verloren. Da tritt das Volk auf den Plan und mit eins, als ginge der Frühling durch die Lande, änderte sich das Schauspiel. Die das Richtbeil küssen, das Deutschland zerschlagen hat — sie liegen im Staube. Die den Henker verehren, der das Vaterland getötet — die liegen im Staube. — Die des Volkes Rechte verraten, des Landes Zukunft preisgeben — sie liegen im Staube. Schwaben hat gesprochen, und zum erstenmal wo es sprechen konnte, hat es seine Ehre gewahrt. So sind die Dinge denn zum Stehen gekommen durch das Königgrätz des Friedens."

Im April 1868 wurde das Zollparlament eröffnet. Mit den Gegnern des Anschlusses aus den anderen Ländern, vorwiegend aus Bayern und Baden, bildeten die württembergischen Abgeordneten die süddeutsche Fraktion. An ihren Sitzungen nahmen auch die sächsischen Abgeordneten Bebel und Liebknecht teil. So waren hier mit dem hohen bayrischen Adel, dem als reaktionär verschrieenen Freiherrn von Neurath, Demokraten und Sozialdemokraten vereint. Daß diese Fraktion, da keine anderen Plätze vorhanden waren, auf der äußersten Rechten sitzen mußte, mutet wie ein Witz der Geschichte an.

Wenn auch unter den oben genannten Voraussetzungen keine Ausdehnung der Zuständigkeiten über das rein Wirtschaftliche

hinaus erfolgen konnte, so trug doch allein das Bestehen dieses Parlaments dazu bei, Norden und Süden aneinander zu gewöhnen und Vorurteile abzubauen. Dem kam man entgegen, daß Bismarck jede Überstürzung vermeiden wollte.

„Wir können die Uhren vorstellen, die Zeit geht aber deshalb nicht rascher und die Fähigkeit zu warten, während die Verhältnisse sich entwickeln, ist eine Vorbedingung praktischer Politik", sagte er im Februar 1869. Damit zog Bismarck den allmählichen Weg zum Endziel der Vereinigung mit allen süddeutschen Staaten den Teilerfolgen, die etwa im Anschluß Badens liegen mochten, vor.

IV. Der Krieg von 1870/71 und die Gründung des Deutschen Reiches

Es würde hier zu weit führen zu zeigen, wie sich in den folgenden Jahren die Verhältnisse zwischen denen, die den Anschluß an Preußen wünschten, und denen, die ihn ablehnten, gestaltete. Tatsache ist, daß der Gedanke des Anschlusses an den Norddeutschen Bund in Württemberg langsam an Boden gewann, weniger weil man ihn gewünscht hätte, als weil man ihn im Zwang der Lage kommen sah. Viel trug auch die Zurückhaltung Preußens bei, aus der man, wie dargelegt, sah: Preußen will den Süden nur, wenn er freiwillig kommt.

Immerhin setzte sich in weiten Kreisen des Bürgertums das Gefühl durch, daß die letzte Stufe der deutschen Einheit nur in einer neuen Katastrophe, d. h. in einem Krieg erreicht werden würde, eine Ansicht, die Bismarck keineswegs teilte. Doch brach dann der Deutsch-Französische Krieg viel schneller aus, als es sich irgend jemand hatte träumen lassen.

Anlaß war bekanntlich die spanische Thronkandidatur eines Sigmaringer Hohenzollernprinzen. Napoleon, der durch zahlreiche Mißerfolge seine innenpolitische Stellung gefährdet sah, nahm diese Hohenzollernkandidatur als willkommenen Anlaß, um Preußen im Angesicht Europas zu demütigen und um damit von seinen eigenen innenpolitischen Schwierigkeiten abzulenken.

Es kann nicht unser Thema sein, die Krise vom Sommer 1870 hier ausführlich darzulegen. Aber welche Folgen hatte sie für die deutschen Einigungsbestrebungen und für das Verhältnis der süddeutschen Länder zum Norddeutschen Bund? Es sah zu Beginn des Krieges keineswegs so aus, als ob sie schnell die Unterschiede zwischen den Parteien einebnen und schließlich zur Einigung von Nord- und Süddeutschen führen würde.

Die Württemberger und der Kriegsausbruch von 1870

Der Schwäb. Merkur stand von Anfang an fest auf der preußischen Seite. Schon am 10. Juli 1870, als noch niemand so recht an Krieg glauben konnte, schrieb er: „Wenn wirklich das Unwahrscheinlichste geschehen sollte, so fragt es sich doch sehr, ob es für uns Deutsche das Schlimmste wäre . . . der Siegespreis wäre unfehlbar die Vollendung des deutschen Staates.

Eine ganz andere Stellung dagegen bezieht am 14. Juli der Albbote: „Es ist ein Krieg, der, in frivolster Weise provoziert, im rein dynastischen Interesse geführt werden und die Interessen der Völker Europas . . . in doppelter Weise schädigen wird. Die Freiheitsbewegung in Deutschland . . . muß die lähmende Nachwirkung auf Jahrzehnte hinaus verspüren und der von den Wunden des Bruderkampfes kaum notdürftig geheilte Nationalwohlstand wird durch dieses frivole Spiel fürstlicher Interessen aufs neue in Frage gestellt." Und dies alles, weil es in die Hand „jedes gekrönten Raufboldes gegeben ist, die Völker aneinander zu hetzen für monarchische und caesaristische Interessen". All diese Schlachten dienen nicht der Völkerfreiheit, sondern nur dem Militarismus.

Freilich, als der Krieg erklärt war, da sahen auch die schwäbischen Demokraten nicht mehr in Bismarck, sondern in Napoleon den Haupt- bzw. Alleinschuldigen. Am 22. Juli bewilligte als letztes der süddeutschen Parlamente auch das württembergische die Kriegskredite. Vor dem Landtagsgebäude drängte sich das Volk, und von den Zuhörergalerien ertönte immer wieder ganz ordnungswidrig der Beifall für Redner, die für rasche Zustimmung plädierten. Das Ereignis des Tages aber war die Rede des Demokratenführers Karl Mayer, bis zu diesem Augenblick der erbitterste Gegner Preußens, der in dieser Stunde der nationalen Gefahr für die Waffenbrüderschaft mit Preußen sprach. Und mit allen gegen eine Stimme wurden die Kredite bewilligt. Die meisten Württemberger empfanden so wie der Dichter, der am 28. Juli 1870 in der Schwäbischen Volkszeitung schrieb:

Der alte Zwist entschwunden —
hell ruft's vom Fels zum Meer:
wir haben uns gefunden,
wir lassen uns nicht mehr.

Der Kriegsverlauf von 1870/71 ist in großen Zügen allgemein bekannt: Zuerst die für Deutschland siegreichen Grenzschlachten von Wörth, Mars-la-Tour und Gravelotte, dann die Kapitulation der französischen Hauptarmee unter Kaiser Napoleon selbst bei Sedan am 2. September, dann der Volks- und Franktireurkrieg mit den Massenheeren der französischen Republik, der die deutschen Truppen mehrfach an den Rand der Niederlage brachte, und schließlich die Belagerung, Beschießung und Kapitulation von Paris.

Bismarck verhandelt mit Württemberg

Parallel zu den Vorgängen auf den französischen Schlachtfeldern vollzogen sich die diplomatischen Aktionen, aus denen die politische Einigung Deutschlands hervorging. Das gemeinsame Kriegserlebnis drängte das einfache Volk mit elementarer Macht dazu, und keine der süddeutschen Regierungen wäre auf die Dauer stark genug gewesen, diesem Verlangen nach einem Zusammenschluß von Nord und Süd zu widerstreben. Für die Entstehung des Deutschen Reiches sowie für seine weitere Geschichte wurde es indessen von größter Bedeutung, daß die Reichsgründung nicht aus der Bewegung des Volkes, nicht aus Parteibesprechungen und aus Abstimmungen, sondern aus diplomatischen Verhandlungen, die die einzelnen Regierungen in hergebrachtem Stil führten, hervorgegangen ist. Dieser diplomatische Stil, den der eigentliche Reichsgründungsakt durch die Verhandlungen von Ministern selbständiger Staaten erhalten hat, stand in schroffem Gegensatz zu den Versuchen der deutschen Einigung 1848 in der Paulskirche oder auch zu der wenige Jahre zuvor erfolgten italienischen Einigung. In diesen Verhandlungen, die weithin streng geheim geführt wurden, handelte es sich vornehmlich um das Maß der Zugeständnisse, die die süddeutschen Staaten an den Bund bzw. an „Preußen" machen wollten, und damit gleichzeitig um die Rechte, die ihnen verbleiben würden.

Am meisten von den süddeutschen Staaten pochte, wie hätte es anders sein können, Bayern auf seine Selbständigkeit. In Württemberg dagegen vollzog sich nach der Schlacht von Sedan ein entscheidender Wechsel: Der leitende Minister von Varnbüler, der sich bisher stets gegen den Anschluß an den Norddeutschen Bund gesträubt hatte, wurde entlassen. Sein Nachfolger Mittnacht war dagegen, daran zweifelte niemand, zum Anschluß an Preußen bereit, trotz kritischer Äußerungen, die er noch wenige Jahre zuvor, wie wir gesehen haben, getan hatte. Bismarck fand in Mittnacht eine bereitwillig Stütze, um Bayern zu isolieren.

Ende September fanden in München die Vorbesprechungen zwischen Debrück, dem Beauftragten Bismarcks, und bayrischen und württembergischen Regierungsmitgliedern statt. Einen Monat später begannen dann die entscheidenden Verhandlungen zwischen Bismarck selbst und den Delegationen der süddeutschen Staaten im Hauptquartier von Versailles. Bismarck vermied dabei eine allgemeine Konferenz, sondern zog den Weg der Einzelverhandlungen vor, schon allein um beweglicher zu sein in der Gewährung von Sonderrechten an einzelne Staaten. Freilich, das stand für Bismarck unverrückbar fest: Letztlich mußte die Grundlage des neuen Reiches die Norddeutsche Bundesverfassung, das heißt die Führerstellung Preußens sein. Ein preußisch-bayrischer Dualismus oder auch eine weitergehende Demokratisierung standen nicht zur Diskussion.

Am 25. November 1870 wurde der Vertrag zwischen dem Norddeutschen Bund und Württemberg unterschrieben, vom Schwäbischen Merkur mit einem „frohen Dankgefühl" begrüßt. Allerdings nicht nur die Demokraten waren enttäuscht, sondern auch die Anhänger der Deutschen Partei, die den Anschluß immer befürwortet hatten. Sie waren enttäuscht einerseits über die Militärlasten, die auf Württemberg zukamen, andererseits vor allem aber über die großen Sonderrechte, die Bayern erhielt.

Was betraf nun Württemberg?

1. Württemberg erklärt seinen Beitritt zur Verfassung des Norddeutschen Bundes.

2. Im Bundesrat, der Vertretung der Fürsten, erhält Württemberg 4 von 58 Stimmen, im Reichstag 17 Abgeordnete von 334.

3. Im Post- und Telegraphenwesen behält Württemberg seine eigene Verwaltung.

4. Im Kriegswesen behält Württemberg zwar seine eigenen Truppenteile und Militärverwaltung, die aber stark der preußischen angeglichen wird. Die Friedensstärke wird auf 1% der Bevölkerung festgelegt, also höher als bisher mit wesentlich höheren Kosten. Die Wehrpflicht beträgt 3 Jahre.

In Württemberg entbrannte über diesen Vertrag sofort eine heftige Auseinandersetzung, zumal die Regierung den Landtag aufgelöst und für den 5. Dezember Neuwahlen ausgeschrieben hatte, um gleichsam das Volk entscheiden zu lassen.

Es standen sich die Deutsche Partei und die Volkspartei gegenüber; die erstere, die trotz aller Bedenken für den bedingungslosen Anschluß an Preußen eintrat, die letztere, die sich auf die Reichsverfassung der Paulskirche berief, obigen Vertrag ablehnte und eine völlig neue, eine demokratische Verfassung forderte.

(Schluß folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 26. Februar 1971 | Nr. 2

Württemberg und die Reichsgründung

Zum 100. Jahrestag der Reichsgründung am 18. Januar 1871

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen (Schluß)

Die Balinger bleiben der Volkspartei treu

Im Bezirk Balingen, der das damalige Oberamt umfaßte, standen sich zwei Bewerber gegenüber: Der bisherige Landtagsabgeordnete Louis Schwarz aus Ebingen, als Schönfärber ein typischer Handwerker und Mann aus dem Volk — er gehörte der Volkspartei an. Gegen ihn stand der Tübinger Universitätsprofessor Julius Weizsäcker, der zusammen mit seinem Bruder zu den Exponenten der Deutschen Partei gehörte.

Der Wahlkampf drehte sich im Grunde, wie der Albbote schrieb, um die Frage: „Wie werden wir's künftig untereinander halten in unserem deutschen Vaterland?" d. h. um die Verfassung. Die Volkspartei hatte die Angst, daß dem Volk morgen an Recht und Freiheit wieder entrissen werde, was heute an Macht und Einigkeit gewonnen wird. So fordert der Albbote einen wahrhaft deutschen Bundesstaat, wo alle gleichberechtigt sind, mit einem Parlament, das volle konstitutionelle Rechte besitzt und das ein verantwortliches Ministerium zur Seite hat.

Weizsäcker dagegen trat für den Eintritt Württembergs in das deutsche Reich auf Grund der Verfassung des Norddeutschen Bundes ein. Die inneren Freiheiten Württembergs und des Volkes sah er dadurch in keiner Weise gefährdet. Im Grunde ging es wieder um die alte Frage: Was ist wichtiger — Einheit oder Freiheit? Letzteres war der oberste Wert für Schwarz, die deutsche Einheit der für Weizsäcker.

Mit Anzeigen warben beide Kandidaten für sich — auch vor gegenseitigen Verdächtigungen schreckte man nicht zurück, man kämpfte, wie wir heute sagen würden, mit harten Bandagen. Jeder der beiden Kandidaten mobilisierte im Bezirk zahlreiche Anhänger, die sich öffentlich in Zeitungsanzeigen für ihren Kandidaten aussprachen. Überblickt man diese Namenslisten, so fällt auf, daß sich die Anhängerschaft von Schwarz vorwiegend aus der Handwerkerschaft und den einfachen Leuten zusammensetzte. Die Beamten hingegen, wie z. B. in Balingen Stadtschultheiß Eisele, Präzeptor Bührer, Reallehrer Bernhard, die evangelischen Pfarrer wie z. B. Dekan Haug, die Fabrikanten standen, natürlich neben manch biederem Handwerksmeister, auf der Seite Weizsäckers.

Diese Sortierung war keineswegs zufällig, sondern von oben von der Regierung, gesteuert; sie zeigte sich vor allem auch in der beruflichen Zusammensetzung der Kandidatenliste beider Parteien. Das konnte der in Stuttgart erscheinende Beobachter in einem netten Gedicht schon vor der Wahl verspotten. In der ersten Strophe heißt es:

Ach, es muß auf dieser Erden
einmal gründlich besser werden:
Darum wählt, ihr Wählersleut,
wie der Schreiberschulz gebeut!

und nachdem die einzelnen Wahlkreise durchgegangen sind, fährt dieses Gedicht zum Schluß fort:

Ja und Nein sei eure Rede!
Wie ist dieser Satz so blöde,
in der Kammer soll nur sein:
Ja und Ja und nimmer Nein.

Darum wählt nur Professoren,
Direktoren, Inspektoren,
Oberamtleut', Präsident,
und was sonst so Volksleut' send.

Volk! Wie ist dein Magen gut,
wenn er das verdauen tut!

Im Bezirk Balingen siegte Schwarz mit 2961 Stimmen gegen Weizsäcker mit nur 1667 Stimmen — ein Beweis, wie stark hier in unserer Gegend die demokratische Tradition verwurzelt war. Insgesamt aber erlitt die Volkspartei eine starke Niederlage: Ihre 60 000 Stimmen standen den 150 000 der Deutschen Partei gegenüber. Alle bewährten Kämpfer der Volkspartei (und die Wahl war ja eigentlich viel stärker Persönlichkeitswahl als heute) unterlagen zum Teil fast unbekannten Kandidaten der Deutschen Partei. Sogar im katholischen Oberland war sie in einigen Städten wie Saulgau und Ravensburg zum Sieg gekommen. Der siegreiche Krieg hatte eben doch viele Bedenken gegen Preußen hinweggeschwemmt.

Der Landtag billigt das neue „Reich"

Am 19. Dezember wurde der Landtag eröffnet. Da am 1. Januar 1871 die neue Reichsverfassung in Kraft treten sollte, mußten die von der Regierung unterzeichneten Verträge in größter Eile vom Landtag gebilligt, ratifiziert werden. Obwohl dies bei der Zusammensetzung des Parlaments nur noch eine Formsache war, kamen auch die Gegner des Anschlusses noch ausführlich zu Wort. Mit großer Mehrheit (74 zu 14 Stimmen) wurden Militärkonvention und Vertrag mit dem Norddeutschen Bund, mit noch größerer (81:7) die neuen Bezeichnungen „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser" gebilligt. Schwarz hatte bei den ersten Abstimmungen übrigens gegen die Mehrheit gestimmt, die Bezeichnung Kaiser und Reich dann aber angenommen.

Die Mehrheit war stolz auf dieses Ergebnis, und in der Glückwunschadresse an den König heißt es: „Ferne Geschlechter werden Eure Königliche Majestät noch segnen für Höchst-Ihren ruhmvollen Anteil an diesem großen Werke. Württembergs Volk weiß sich einig mit seinem Fürsten in dieser großen Stunde . . . Mit unserem erhabenen Fürsten flehen wir zum Himmel, daß er dem geeinigten mächtigen Deutschland . . . eine Zeit des Friedens, der Wohlfahrt, der Freiheit und Ordnung schenken möge!

Die ersten Reichstagswahlen

Am 5. März 1871 schon fanden erneut Wahlen statt, diesmal zum neuen Reichstag. Die Deutsche Partei hatte jetzt leichtes Spiel, die Volkspartei war kein gefährlicher Gegner mehr. Sie stellte als solche weder Wahlprogramm noch Kandidatenliste auf, ließ aber den Mitgliedern freie Hand, sich nach Gutdünken in ihrem Wahlkreis zu entscheiden.

Im Wahlkreis LX, zu dem neben Balingen noch die Oberämter Rottweil, Spaichingen und Tuttlingen gehörten, bewarben sich 3 Kandidaten: Dr. Notter aus Stuttgart für die Deutsche Partei, Schönfärber Schwarz aus Ebingen, der der Volkspartei angehörte, und Herr Ruckgaber, der der neugegründeten Zentrumspartei nahestand, im Oberamt Balingen selbst aber, von einigen katholischen Gemeinden abgesehen, nicht die geringste Chance hatte. Das Programm der anderen beiden Kandidaten glich sich auf merkwürdige Weise. Schwarz stellte sich auf den Boden der Tatsachen, d. h. der Reichsverfassung, und forderte deren freiheitlichen Ausbau, nämlich Beseitigung der Diätenlosigkeit der Abgeordneten (die eine wahre „Volks"-vertretung verhindere), Einführung der Grundrechte, Verminderung der Militärlasten und Versorgung der Invaliden und Hinterbliebenen des Krieges.

Dr. Notter ging in seinen liberalen Forderungen fast noch weiter, denn er verlangte, neben Pressefreiheit, Verminderung der Militärlasten, Diäten für die Abgeordneten, vor allem ein Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit, was sich natürlich gegen die nahezu unumschränkte Regierungsweise Bismarcks richtete.

So nahe konnten sich die Programme kommen, wenn die Demokraten ihr Programm dem neuen Reiche anpaßten, die Nationalliberalen, d. h. die Deutsche Partei sich auf die alten Forderungen der Freiheitsbewegung besann. Kein Wunder, daß dieser Wahlkampf bei weitem nicht die Schärfe wie der vorhergehende aufzuweisen hatte. Da im ersten Wahlgang keiner der Bewerber die erforderliche absolute Mehrheit hatte, fand ein zweiter statt, bei dem Dr. Notter mit 7591 Stimmen gegen Schwarz mit 6159 Stimmen siegte Die Wahlbeteiligung war mit 13 769 Stimmen von 22 018 Abstimmungsberechtigten, d. h. mit 62,5%, recht gering.

Im Oberamt Balingen selbst hatte Schwarz einen Vorsprung von 885 Stim-

men; die Entscheidung zugunsten von Notter fiel in den Städten Rottweil und Tuttlingen, wo dieser mit großem Vorsprung seinen Mitbewerber überflügelte.

In Württemberg als ganzem erlangte die Deutsche Partei, im Reich Nationalliberale geheißen, einen vollen Erfolg: 12 Abgeordnete schlossen sich der entsprechenden Fraktion im Reichstag an. 3 Abgeordnete, die dem Adel entstammten (die Fürsten von Hohenlohe-Langenburg und von Waldburg-Zeil sowie der ehemalige Kriegsminister Freiherr Wagner von Frommenhausen) schlossen sich der Reichspartei an, also der konservativen Partei, die Bismarck unterstützte. Ein Abgeordneter trat dem Zentrum bei, und einer blieb fraktionslos. Die Volkspartei war leer ausgegangen; immerhin lebte ein Funke ihres Geistes der Freiheit in manchem Abgeordneten, der sich jetzt als national-liberal bezeichnete.

Das Reich beginnt seine Tätigkeit

Am 1. Januar 1871 trat der Vertrag über die Gründung des Deutschen Reiches in Kraft. Am 18. Januar fand in Versailles die feierliche Kaiserproklamation statt — vor den deutschen Fürsten und den siegreichen Generälen. Das deutsche Volk war nicht vertreten und nahm auch kaum Notiz von diesem Ereignis. Kein Wunder, daß der Reichsgründungstag ein akademischer Feiertag blieb — viel populärer war der Tag von Sedan, der den Sieg über den deutschen Erzfeind feierte.

Am 20. Februar 1871 konstituierte sich der Bundesrat als das föderalistische Organ des Reiches; bei ihm bzw. bei den Fürsten lag die Souveränität des neuen Staates. Am 21. März 1871 trat der Reichstag erstmalig zusammen — ein Zugeständnis Bismarcks an den liberalen Zeitgeist; seine politische Bedeutung blieb, vorerst wenigstens, bescheiden.

Das Deutsche Reich begann seine Tätigkeit. In wenigen Jahrzehnten wurde es zur ersten Macht des kontinentalen Europa. Seine schwerste Krise kam nach dem 1. Weltkrieg. Nach 4½ Jahren Kampf war die deutsche Kraft am Ende, das Reich war militärisch geschlagen. In der Revolution traten der Kaiser und die Fürsten ab. Würde das Reich zusammenbleiben oder würde es auseinanderbrechen, wie mancher französische Politiker insgeheim hoffte? Noch dachte mancher an das, was Bismarck in seinen zwei Jahrzehnten zuvor 1898 erschienen „Gedanken und Erinnerungen" geschrieben hatte: „Deutscher Patriotismus bedarf der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit ... wenn man den Zustand fingierte, daß sämtliche deutsche Dynastien plötzlich beseitigt wären, so wäre nicht wahrscheinlich, daß das deutsche Nationalgefühl alle Deutschen in den Fraktionen europäischer Politik völkerrechtlich zusammenhalten würde. Die Deutschen würden fester geschmiedeten Nationen zur Beute fallen, wenn ihnen das Bindematerial verloren ginge, welches in dem gemeinsamen Standesgefühl der Fürsten liegt."

Der 1. und der 2. Weltkrieg vernichten Bismarcks Werk

Aber in dieser kritischen Lage erwies es sich, daß das Deutsche Reich, das von den Fürsten geschaffen worden war, zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes geworden war, auch und gerade in Süddeutschland, woher ursprünglich die heftigste Kritik gekommen war. Zwar hatte Württemberg mit dem Sturz der uralten Dynastie den einen seiner Grundpfeiler verloren, aber nun ging Last und Verantwortung der Staatsführung auf den anderen, auf das vom Volk gewählte Parlament über. Vereinzelte separatistische Bestrebungen, etwa im Rheinland und in Bayern, scheiterten, das Reich blieb als Einheit erhalten, ja im Gegenteil, die Weimarer Verfassung war wesentlich zentralistischer als die des alten Reiches.

Das deutsche Volk aber, das jetzt die Demokratie erhalten hatte, aber nicht auf dem Höhepunkt, sondern auf einem Tiefpunkt seiner Geschichte, fand sich mit dieser Staatsform nicht zurecht und wollte sich mit der Niederlage von 1918 nicht abfinden. So wurde es zum Instrument Adolf Hitlers. Das Ergebnis ist bekannt: 100 Jahre nach seiner Gründung existiert das Deutsche Reich bereits seit 25 Jahren nicht mehr. Die Gebiete östlich von Oder und Neiße sind verloren. Das restliche Deutschland ist in zwei Staaten geteilt — selbst wenn es je noch einmal zu so etwas wie einer Wiedervereinigung kommen sollte, mit dem Deutschen Reich von 1871 hätte dieser Staat kaum etwas gemeinsam.

Nicht mehr der Nationalstaat in der Form des 19. Jahrhunderts kann heute unsere Aufgabe sein, sondern die Einigung in größerem Rahmen, in einem vereinigten Europa. Aber wenn diese Einigung Bestand haben soll, dann muß sie von unten, von den sich ihrer Eigenart bewußten Völkern heranwachsen. Dann erscheint das Deutsche Reich von 1871 nicht als eine Verirrung der deutschen Geschichte, sondern als eine notwendige Durchgangsstation auf dem Weg von der dynastischen Kleinstaaterei des Mittelalters zum übernationalen Staat der Zukunft, zu einem aus gleichberechtigten Völkern bestehenden vereinten Europa.

Wanderers Stiefkinder

Von Hans Müller

Vom Baum der Landesplanung ist schon so manche unreife Frucht abgefallen. Letztes Jahr gingen Übersichtskärtchen durch die Presse, nach denen zu Balingen der Kreis Hechingen kommen sollte — einschließlich der schmalen Spitze nordwestlich vom Neckar. Letzteres wurde nach ein paar Wochen wieder fallen gelassen. Auf einer weiteren Karte war diese Spitze abgeschnitten und dem Neukreis Freudenstadt-Horb zugeteilt. Es wäre ja auch zu unsinnig gewesen. Aber unsinnig ist es schon seit 1804, als von Napoleons Gnaden (Heirat einer hochadligen Sigmaringerin in eine bürgerliche, aber französische Marschallsfamilie) aus allerlei Besitz das „Land Hohenzollern" zusammengestückelt worden war. Damals kam auch dieser nordwestliche Wurmfortsatz aus anderen Händen zu diesem neuen Staatsgebilde quer durch Württemberg.

Dieser Zipfel berührt 9 km Neckarlauf zwischen den Eisenbahnhaltepunkten Fischingen und Dettingen, ragt 5 km ins Tal der Glatt hinein und umfaßt den „ganzen" Dießener Bach mit 7 km bis nach Dettlingen. Bei Dießen ist dieser Staat 500 m breit und bei Dettingen noch 100 m. Das sind nicht einmal Rentner-Spaziergängle. Dennoch geht das „Land" gegen Norden noch bis fast an die Quellbäche der Waldach/Nagold weiter. Es wird auf 1,5 km von der Bahn Hochdorf—Freudenstadt durchfahren, hat aber keinen Haltepunkt. In den letzten 100 Jahren sind nur die Einwohnerzahlen von Glatt und Dettingen ein wenig gestiegen; die von Dießen und Dettlingen sind gefallen. Im Dießener Tal, wo eine Tailfinger Textilfirma eine Niederlassung hat, sieht man auf guter Straße nur selten ein Auto und fast ausschließlich mit dem Zeichen HCH. Mit der Bahn zu den Ämtern in Hechingen und zurück ist es eine Tagesreise!

Das Dießener Tal

Wo hier der Mensch Verrücktes geschaffen hat, ist es von der Seite der Schöpfung her gesehen um so vollkommener. Der Wanderer sollte nicht darauf verzichten, auch diese Gegend einmal kennen zu lernen. Er kommt vielleicht von Eutingen her und hat die große, breite Eutinger Mulde bis Grünmettstetten nachdenklich durchverfolgt. Zwischen den großen württembergischen Ortschaften Bittelbronn und Schopfloch auf der Wasserscheide zur Nagold liegt das viel kleinere Dettlingen. Mit seinem hübschen Zwiebelkirchturm duckt es sich in eine flache Mulde aus fruchtbarem Lettenkeuper und hat darum nur wenig Wald. Der Flurname Brühl und ein kleines Pumpwerk bezeichnen die feuchten Wiesen der Mulde, die tektonisch ein schmaler Grabenbruch gegen ONO ist. Hier beginnt das Dießener Tal, aber ganz bizarr in die Breite gezogen. (Skizze: über der Mitte.) Das ist die letzte Auswirkung der Eutinger Störung.

Mit zunächst zunehmendem Gefäll taucht nun das Dießener Tal aus der Keupermulde in die drei Muschelkalkschichten ein und ist an den Hängen bewaldet. Oben liegt das gesegnete Gäu mit den großen Dörfern; aber diese sind nicht hohenzollerisch. Jetzt biegt das Tal scharf in die Gegenrichtung um. Die tektonische Störung beunruhigt es immer noch. Ein kleiner Nebenbach kommt von SW aus dem „Harressen"tälchen. Damit sind Wasserlöcher angedeutet, in denen man vom Hanf die Weichteile abfaulen ließ, damit die Faser freigelegt wurde. Im kühlen Grunde kommt eine Mühle nach der andern. Bald stehen wir am ersten Kalktuffbruch und staunen, was so kleine Wässerle an Auflösungs- und Wiederabsetzungsarbeit leisten können. Im Kalktuff sind Gegenstände aus der Hallstattzeit gefunden worden. Damit darf ausnahmsweise einmal die Vorgeschichte der Geologie bei der Datierung helfen: Die Tuffentstehung muß noch während der frühen Eisenzeit weitergegangen sein.

Beglückendes Wandererlebnis

Dießen liegt sehr schön im Tal und Seitental, gekrönt von einer mächtigen Ruine, die im Bauernkrieg etwas abgekriegt hat. Das Nebental heißt „Trückle", und dieses Wort weist auf weidengeflochtene Handwägele. (Trückle = kleine Truhe.) Das Dießener Tal wird immer feuchter und von Weiden und andern feuchtigkeitsliebenden Gewächsen bestanden. Der Flurname Schlatt (mdh. slate) heißt Schilfrohr, Sumpfgras. Das Tal hat sich nun schon bis auf den Schwarzwaldsandstein eingetieft, dessen obere Schichten noch sehr tonreich sind. Dießen ist in seinem engen Tal erst in der jüngeren Ausbauzeit entstanden. Die Hänge des gesamten Tals sind bis zu 200 m hinauf durchaus bewaldet, schwarzwaldartig. Zusammen mit der frischgrünen Talsohle und dem munteren Bach ein beglückendes Wandererlebnis. An der unteren Sägmühle (Skizze: Mitte) kommt, auch von SW, das Engerstal herein. Da liegen die neun Weiher einer Forellenzüchterei. Das ganze Dießener Tal heißt auch Fischbachtal. Es vereinigt sich mit dem Neckar. (Skizze: rechts und unten rechts.) Dort ist nochmals eine Mühle und ein Kalktuffbruch, über dem eine Ruine hängt, die ihm wohl noch zum Opfer fallen wird. Dettingen liegt 1 km neckaraufwärts beim Längental.

Ehemaliges Residenzschlößchen

Bisher haben wir keinen Fußgänger getroffen; aber nun setzt der Verkehr ein.

Dennoch ist auch das obere Neckartal wert, kein Stiefkind der Wandervereine zu sein. Man kann dem Verkehr auf etwas hergerichteten Waldwegen und Pfaden gut ausweichen. Dettingen bekommt ein Gesicht durch sein ehemaliges Residenzschlößchen, erbaut von dem eidgenössischen Stift Muri, dem ab 1700 das Dießener Tal und auch Glatt gehörten. Vorher war die Gegend Eigentum der Grafen von Geroldseck und noch früher der reichen Sulzer Grafen. Am Anfang war aber überall Ortsadel. Schenkungen gingen nach St. Gallen und Kloster Reichenbach. Im ganzen also das ebenso verwickelte wie eintönige Bild der früheren Besitzverhältnisse. Dabei verarmte das Volk immer mehr; viele mußten auswandern. Als 1849 Hohenzollern preußisch geworden war, gab ein Mütterlein ihren beiden Söhnen, die „zu den Preußen", d. h. zum Militär sollten, den Sparstrumpf und schickte sie nach Amerika. Heute macht man in Dettingen Einstellmechanismen und Mosaikfußböden, früher auch Schiefertafelrahmen für den Export, besonders nach Indien.

Bei dem Gutsbezirk Neckarhausen mündet die Glatt (Skizze: links und nicht ganz unten) in den Neckar. An beiden Flüssen wurden damals alemannische und römische Reste gefunden. Die Glatt ist ein sehr interessanter Fluß. Nicht nur daß sie tiefer eingeschnitten ist als der Neckar selber (in ihrem Bereich steigt schon der Vorschwarzwald an), auch der seltsam parallele Verlauf ihres untersten Teils mit dem Neckar hat schon zu mancherlei Deutungsversuchen Anlaß gegeben. Auch das Glattal verdient die stiefkindliche Behandlung beim Wandern nicht. Zwar muß man nicht mehr das ganze, 25 km lange Tal auswandern, wie wir es früher taten. Doch sollte man sich wenigstens die besten Stücke heraussuchen.

Hohenzollerisch war der Ort Glatt, der sich neuerdings um den Fremdenverkehr bemüht (100 Betten; das reicht für zwei Omnibusladungen). Glatt hat ein altes Wasserschloß und eine Kapelle, die im letzten Weltkrieg von einem französischen Gefangenen neu stuckiert wurde. Es gewinnt Kalktuff und treibt Saatgutvermehrung. Eine Römerstraße soll von da über den Kniebis gegangen sein. Talaufwärts müssen wir uns mit einer Aufzählung des Sehenswerten begnügen. In einer Talweitung liegt Hopfau, da wo der romantische Tobelbach hereinkommt. Gleich nach dem Stausee von Bettenhausen kann man auf die Ruine Lichtenfels hinaufklettern und geschichtliche Reminiszensen nachklingen lassen. Beim Schloß Leinstetten mündet der Heimbach, dessen großes Rückhaltebecken man in einer knappen Stunde zu Fuß erreicht.

Doppelter Mühlbach bei Glatten

Nun wird das Glattal eng. Die Burg Neuneck liegt dicht über dem gleichnamigen Ort. Mühlen und Kalktuffbrüche begleiten das Tal. Bei Glatten kommt von N ein doppelter Mühlbach herab, der in seiner Zwiesel einen langen Sporn aus der Muschelkalkplatte herausschnitt, auf dem sehr hübsch das ehemalige Oberamtsstädtchen Dornstetten liegt. Obwohl durch die Neugründung Freudenstadt politisch und wirtschaftlich in den Schatten gestellt, hat es sich doch gut gehalten und herausgemacht. Noch erinnern schöne, hohe Giebelfronten an die einstige Bedeutung; hinzu kommt aber das moderne Gewerbe und die Anlagen für die Luftkurgäste. Auf dem Wege nach Hallwangen, mit dem zusammen Dornstetten einen Waldlehrpfad unterhält, blickt man in den 8 km breiten Freudenstädter Graben hinein, der auf drei Seiten schon vom Schwarzwald umgeben ist. Dieser große Grabenbruch ist somit vorgeschobenes landwirtschaftliches Gelände. Aus ihm heraus sammelt die Glatt bei Aach einen ganzen Fächer von Bächen. Es ist ein großartiger Anblick und Überblick. Wenn auch der nahe, zum Greifen nahe Schwarzwald lockt, ein rechter Wanderer schätzt an jeder Landschaft etwas. Geht er wieder zur Mündung der Glatt in den Neckar, dann kommt er bald zu dem ehemals hohenzollerischen Fischingen mit der Burg Wehrstein auf hoher Talkante.

Das Neckartal ist viele Wanderungen wert

Abwärts wie aufwärts ist das Neckartal viele Wanderungen wert, einschließlich der Nebentäler: Horb, Mühlen, das Eyachtal, die Weitenburg, Bad Niedernau und die „Sieben Täler", der Rammert, Spitzberg und so fort. Talaufwärts erübrigt sich eine Aufzählung; unsre Heimatbeilage enthielt von April bis Juni 1966 einen ausführlichen Wanderbericht über den Neckar von Rottweil bis Sulz. Die Heimatkundliche Vereinigung hat auch schon mehrmals die seltsame Eschach aufgesucht und beschrieben. Auf einem (bezeichneten!) Wanderweg von Bühlingen bis Horgen an der Eschach wächst ständig meterhohes Gras! Was das heißt, ist leicht zu erraten. Der Besucherstrom ballt sich heute an wenigen Punkten (Beispiel: Schlichemklamm) zusammen, wobei man natürlich immer nur Punkte, nie aber Landschaften kennen lernt. Das ist keine gute Entwicklung.

Wenn das Land am oberen Neckar auch im Berühmtheitsschatten der Schwarzwaldhochstraßen und der silberdisteligen Schwäbischen Albstraße liegt, so hat es doch nicht verdient, zu „Wanderers Stiefkindern" zu gehören.

Neben eigenen erwanderten Beobachtungen:

Fr. Metz: Land und Leute
Heimat und Arbeit: Der Kreis Hechingen
W. Keinath: Orts- und Flurnamen in Württemberg

Wanderer und Alphabet

Von Hans Müller

Wanderer sind Menschen, die ein wirkliches Verhältnis zur Schöpfung haben oder wenigstens suchen. Es ist kein übler Gedanke, sich erst einmal in der Werkstatt des Meisters ordentlich umzusehen, bevor man den Gedanken wagt, Seines Geistes einen Hauch verspüren zu wollen. Man muß nur den Satz jenes kleinen Schülers beherzigen, der in seinem Aufsatz schrieb: „Wir haben unsere Füße, um uns damit die Welt anzusehen." Wie haben sich doch in wenigen Jahrzehnten manche Begriffe gewandelt! Wenn früher ein Handwerksbursch ganz Europa durchwanderte, so war er ein „Fahrender". Noch in der Jugendbewegungszeit gingen junge Menschen „auf Fahrt", mit Fahrtenbuch und Fahrtenmesser. Manche davon gehörten zu den „Fah-

renden Gesellen" oder auch zu den „Landfahrern", im leichten, farbigen Fahrtenkittel. Auch die Rast am Feuer bei Fahrtenliedern gehörte dazu. Selbst Turnvereine und Sängerbünde gingen auf „Wanderfahrt streng und hart".

Manches von alledem hat sich zum Glück erhalten. Aber es wollen sich Unbegriffe wie „Autowandern" oder „Motorradwandern" einbürgern. Nur wenn solche „Fahrende" wirklich aussteigen und wirklich eine ordentliche Strecke gehen, sind sie Wanderer. Zu einem wertvollen Wanderziel gehört unabdingbar ein sinnvoller Anmarschweg. Husch-husch-Besichtigungen sind wertlos und befriedigen auch gar nicht. Wandern erzeugt gesunden Hunger und Durst. Aber das versteht sich so von selber, daß es eigentlich unnötig wäre, das „frugale Veschper" ganzer Vereine in der Zeitung zu bringen, denn es wäre ja Wesentlicheres zu berichten. Übrigens scheinen viele Vereinsreporter nicht zu wissen, daß sie damit den Wirt beleidigen, denn frugal heißt — mäßig! Der wahre Wanderer ist ein natürlicher Mensch, der es bewußt oder unbewußt mit Goethe hält: „Warum ich so gerne mit der Natur umgehe? Weil sie es ist, die letzten Endes immer recht hat." Der also lernt!

Sollen wir ihn deshalb einen Schüler nennen? Etwa einen ABC-Schützen der Naturwissenschaft? Nein, es geht hier ganz und gar nicht um abfragbares Wissen. In der Überschrift dieses Aufsatzes steht auch nicht ABC, sondern Alphabet, und das sind die griechischen Buchstaben alpha, beta usf. Diese sind nun tatsächlich den Wanderern der Schwäbisch-Fränkischen Alb und ihres Vorlandes seit hundert Jahren zugemutet worden, sobald sie nach den Landschaftsformen, den Verebnungen und Steilhängen, den Talwindungen und Terrassen, den Rutschen und Bergstürzen und nach der Pflanzenbedeckung und Besiedlung und Bewässerung etwa fragten. Schwupp, wurde ihnen ein „Lias alpha 3" oder ein Dogger „epsilon" an den Kopf geworfen, daß sie in Ehrfurcht vor der (anscheinend) so hohen Wissenschaft erstarben und lieber nichts mehr dachten. Der große Bogen um die sogenannten Geologen (jemand sagte einmal „Geologiker") herum hatte als Brennpunkt die griechischen Buchstaben alpha bis zeta, im Lias, im Dogger und im Malm! An allen schönen Aussichtspunkten schien die bunte Gotteswelt zur grauen Wissenschaft zu werden. Ein Glück, daß wenigstens das „frugale" Veschper dem Wanderer wieder seinen Schwerpunkt in sich selber zurückgab. Und er schwur sich, nunmehr beim unmittelbaren Gefühl zu bleiben, das allerdings auch seine Tücken hat.

Der Erzvater der Jura - Geologie

Dabei ist die Sache mit den griechischen Schichten der Schwäbischen Alb so harmlos und nett! Aus Mitteldeutschland, nämlich der Gegend von Mansfeld und Eisleben, kam im vorigen Jahrhundert zu Fuß ein Professor nach Prag gewandert. Auf mancherlei Wegen gelangte er (auch zu Fuß) nach Tübingen, und da blieb er ein halbes Jahrhundert und wurde zum unbestrittenen Erzvater der Jura-Geologie: Friedrich August Quenstedt. Keiner hat die Gesteinsschichten an allen Ecken und Enden der Alb so genau durchstöbert und beklopft wie er. Seine Schichtenlehre der Jura-Formation war so gründlich erarbeitet, daß sie mit geringen Verbesserungen heute noch gilt. Und ausgerechnet ihm, der Albbauern für die Geologie zu gewinnen verstand, unterlief beim Bücherschreiben das Mißgeschick ohne jegliche Schuld: Nämlich, nachdem er die gewöhnlichen Groß- und Kleinbuchstaben vor seinen Kapitelüberschriften verbraucht hatte, griff er für die Abschnitte der Untergliederung zum griechischen Alphabet. Seine Gliederung war aber so unangreifbar, daß Professoren und Studenten einfach „delta" sagten, wenn sie die mittleren Felsenkalke der Hochalb meinten. Sie tun es heute noch, denn es ist für sie zweckmäßig, eine Art Formelschrift. Die dreimal sechs griechischen Buchstaben des thüringischen Professors wurden sogar zur „schwäbischen Stammeseigentümlichkeit" der Jura-Geologie. Weil nämlich die englischen, französischen und - badischen Gelehrten für ihre Jura-Vorkommen andere Bezeichnungen verwendeten. Fr. A. Quenstedt mußte sich wegen seiner Tüchtigkeit sozusagen zum Schwaben ernennen lassen, wie Götz von Berlichingen, der Graf Zeppelin und Theodor Heuß. Und die Geologie blieb hierzulande hundert Jahre lang mit schwäbischer Gründlichkeit - griechisch! Gewiß trägt in den Fachbüchern jede Schicht auch noch andere Bezeichnungen, aber alpha, beta, gamma, delta, epsilon, zeta oder mit den griechischen Zeichen α, β, γ, δ, ε, ζ blieb Geologen-Brevier. Damit ist unendlich fleißig gearbeitet worden. Erreicht werden sollte nun noch, daß der Wanderer gesund und normal bleibt und dennoch der Geologie das ihr gebührende Interesse entgegenbringt. Dazu sind wir jetzt auf dem besten Wege. Es neigt sich ein Menschenleben seinem Ende entgegen, das ganz diesem Ziel hingegeben war. Wir wissen es alle: Professor Georg Wagner. Wird er Nachfolger finden? Er hat sie schon in nicht geringer Zahl und Qualität. Werden sie in seiner Richtung noch eine gute Strecke weitergehen? Sie sind damit beschäftigt. Unter alledem, das man dazu aufzählen könnte, ist etwas, das vielleicht unbedeutend klingt, aber zum Beispiel auf einem Wanderführer-Lehrgang richtig erkannt und freudig aufgenommen wurde. Wir haben jetzt endlich anschauliche, einprägsame Wörter anstelle der griechischen Buchstaben.

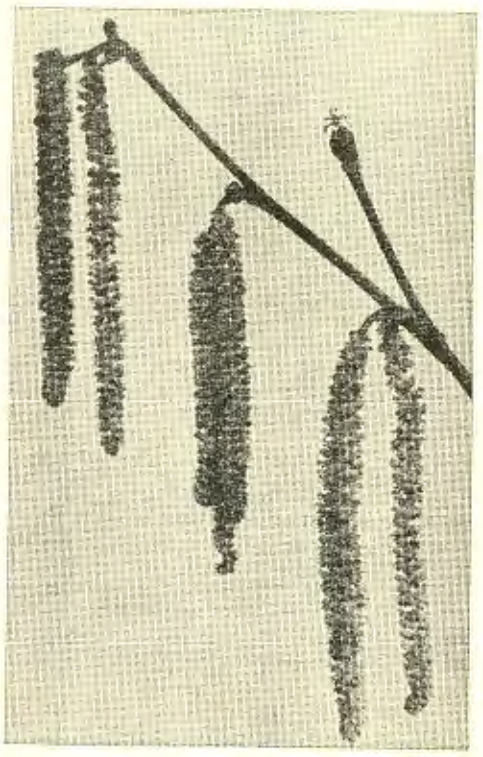
Die Buche: Königin der Albwälder

Wir erleben im Schmiechatal bis Ebingen, im Riedbachsattel, in der Burladinger Mulde, fast im gesamten Bäratal und beim Lochengründle den Quellenreichtum und die Feuchte der „Unteren Mergel". Wir sehen überall darüber die „Unteren Bankkalke" ansteigen und merken schon am Wort, was gemeint ist. Es fällt uns leicht, sie unter den vielen Terrassen in unseren hochgelegenen Flußtälern zu vermuten oder auch unter den Verebnungen über den Lochen, dem Schafberg, dem Plettenberg, rund um Burgfelden, auf dem Irrenberg, Wünschberg, Onstmettinger Heuberg, beiderseits des Zollerngrabens, z. B. Heiligenkopf oder Allenberg, unter den Terrassen bei Burladingen und schließlich auf dem Heufeld, das sich weithin um die Salmendinger Kapelle breitet. - Weiter ansteigend (wo es noch weiter hinaufgeht) stoßen wir auf die Schafweidegürtel der „Mittleren Mergel", auf einen zweiten Quellenkranz an den Hängen, aber auch auf die leidlich fruchtbare Überdeckung der klüftigen Bankkalke auf den genannten Terrassen und Verebnungen: über dem Winkel auf Flur Hossingen, über den Lochen. - Aufgeschaut! Oberhalb der Mergel bauen sich gleich zwei steile, steinige Stockwerke auf, die für den Wanderer kaum zu trennen sind, die „Unteren Felsenkalke" und (wo sie vorkommen) die „Oberen Felsenkalke".

(Schluß folgt)

Der Haselstrauch

Corylus avellana



Der Haselstrauch gehört zu den Birkengewächsen, denen auch die Erlen und die Hainbuche (Weißbuche) zuzurechnen sind. Als sich noch das Tertiärmeer zwischen Alb und Alpen ausbreitete (im Miozän vor etwa 15 Millionen Jahren) spendete er schon den Tieren und später den Höhlenmenschen seine eiweiß- und vitaminreichen Nüsse.

Überall findet man diesen harten Gesellen unter unsern Sträuchern. An Waldrändern, auf Steinriegeln, in Schluchten und sogar noch auf Felsen ist er anzutreffen, und er findet mit seinem weitverzweigten Wurzelwerk noch überall seine Nahrung. Er liefert nicht nur seine Nüsse, sondern, in früheren Jahren jedenfalls, auch die Ruten für die Buben, die Väter und den Nikolaus, das Holz zu Pfeil und Bogen und zu den ersten Skistöcken und, wenn das Holz im Saft stand, die Pfeifen aller Art.

Schon wenn das Laub fällt, sind die Blüten und Blätter in Knospen angelegt. Am deutlichsten erkennt man schon im November die kleinen Würstchen. Der Haselstrauch ist ein typisches Beispiel einer einhäusigen, getrennt-geschlechtlichen Pflanze, d. h. also, daß männliche und weibliche Blüten nicht vereinigt, aber auf einer Pflanze anzutreffen sind. Auf unserem Bild erkennt man die männlichen „Würstchen", die den Blütenstaub in kleinen Schuppen erzeugen und die pinselartige weibliche Blüte, die die Narben (Pinsel) und die Fruchtknoten enthält. Die Blüten sind farb-, honig- und duftlos, da sie keine Insekten anlocken müssen. Die Bestäubung besorgt der Wind (Windblütler). Schaut man die Blüten aber genauer an, dann erkennt man ein schönes Ockergelb bei den männlichen Blüten, das von dem in großen Mengen erzeugten Blütenstaub herrührt und ein tiefes Purpurrot an den Narben der weiblichen Blüte.

Schon Ende Februar blüht der Haselstrauch und erst Ende April schlüpfen die Blätter aus den schlanken Knospen. Umso besser kann der Wind den Blütenstaub an den sonnigen Märztagen aufnehmen und ihn zu den Narben der weiblichen Blüten befördern.

Der Haselstrauch eröffnet den Reigen der Frühblüher im Vorfrühling, dann folgt schon bald das kleine Hungerblümchen, der Seidelbast, die Nießwurz und das Schneeglöckchen.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 31. März 1971 | Nr. 3

Genealogische und soziologische Untersuchungen zur Familie Rehfuß im 16. Jahrhundert

Maren Rehfus, Esslingen

Einer der Mittelpunkte, von denen aus sich verschiedene Zweige der Familie Rehfuß auf andere Städte und Ortschaften des Herzogtums Württemberg verbreiteten, war Ebingen. Von dieser Stadt ausgehend bildeten sich neue Linien beispielsweise in Metzingen, Urach, Balingen, Tübingen und Stuttgart. Aber auch in Ebingen selbst vergrößerte sich die Familie recht schnell und verästelte sich mehrfach. Noch heute leben hier zahlreiche Namensträger.

Die Rehfuß können zu den älteren Ebinger Familien gezählt werden, denn sie lassen sich hier seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachweisen und genealogisch recht genau verfolgen. Dennoch stammt die Familie ursprünglich nicht aus dieser Stadt. Ihr erster Vertreter ist vielmehr vermutlich in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts von auswärts zugezogen. Er hieß Hans Rehfuß und heiratete am 30. Juni 1578 Barbara Rümelin, die Tochter des Ebinger Metzgers Ulrich Rümelin. Wahrscheinlich nahm Hans zu diesem Zeitpunkt ständigen Wohnsitz in Ebingen. Wie sein Schwiegervater übte er den Beruf eines Metzgers aus und war ein vermögender Mann. Allein seine Behausung samt der dazugehörigen Hofstatt, die am Markt lag, hatte im Jahr 1590, als er sie an Herzog Ludwig von Württemberg verkaufte, einen Wert von 1095 fl. Im Jahr 1600 ist er als fürstlich württembergischer Viehmeister bezeugt. Als Hans 1612 und Barbara 1613 starben, hinterließ das Ehepaar fünf Kinder, nämlich Ulrich, der das Bürgerrecht von Metzingen erworben hatte, Hans und Jakob, Bürger in Ebingen, Katharina, verheiratet mit Hans Rümelin von Ebingen, und den noch unmündigen Thomas, als dessen Pfleger Blesi Krimmel und Zacharias Frey von Ebingen eingesetzt waren [1]).

Urkunde vom 11. Dezember 1613

Die Frage nun, aus welcher Gegend der zur Ebinger Oberschicht gehörende Hans Rehfuß zugewandert war und welchem genealogischen und soziologischen Umkreis er entstammte, läßt sich aus einer Urkunde vom 11. Dezember 1613 eindeutig beantworten [2]): Sein Vater war Jakob Rehfuß, Bürger und langjähriger Bürgermeister der Stadt Sulz am Neckar. Dieser Jakob Rehfuß ist ein der genealogischen Forschung auch bisher schon wohlbekannter Mann, wenngleich wir bisher über seine Lebensumstände so gut wie nichts wußten. Er nahm in Sulz eine recht bedeutende Stellung ein, und die Daten seines Lebensweges sind daher glücklicherweise hinreichend gut überliefert, so daß wir uns ein recht plastisches Bild von seiner Person machen können.

Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde er um das Jahr 1535, vermutlich in Aistaig, einem in der Nähe von Sulz gelegenen Dörfchen, oder aber in dieser Stadt selbst geboren. Seine Jugend verbrachte er zumindest teilweise in Aistaig und war dort auch wehrpflichtig. Im Mai oder April 1556 heiratete er in Sulz. Name und Herkunft seiner Frau konnten leider nicht ausgemacht werden, sie war jedoch sicher eine Sulzer Bürgerin und gehörte vermutlich einer der eingesessenen Familien an [3]). Die erste Zeit nach seiner Verehelichung war Jakob in Sulz ansässig, denn er wurde 1558 und 1560 hier gemustert, als wehrpflichtig in die „erste Wahl" eingestuft und mußte als Ausrüstung Spieß und Rüstung - die Standard-Kriegsausrüstung der städtischen und ländlichen Bevölkerung mit durchschnittlichem oder auch größerem Vermögen - beischaffen [4]). Er besaß in Sulz ein Steinhaus mit einer dazugehörigen Scheuer, das neben Sebastian Höschs Haus an der Ecke zweier „gemeiner Gassen", d. h. zweier öffentlicher Straßen lag. Im Jahr 1480 hatte dieses Anwesen dem Jakob Nusser gehört, und nach der Aufgabe des Hauses durch die Familie Rehfuß im 17. Jahrhundert, befand es sich in Händen eines Mitgliedes der aus Schaffhausen nach Württemberg eingewanderten Kaufmanns-, Beamten- und Pfarrersfamilie Baldenhofer. Beim großen Sulzer Stadtbrand des Jahres 1581 wurde auch das Rehfußsche Haus ein Opfer der Flammen, wobei mit ihm zusammen viele Urkunden, Briefe und andere Dinge zugrunde gingen, was Jakob nach seiner eigenen Aussage „ein Namhaftes schadete" [5]). Außer diesem Haus hatte Jakob noch einige Grundstücke auf Sulzer und Aistaiger Markung zu Lehen von Württemberg [6]). Wie umfangreich darüber hinaus sein freies Eigentum an Liegenschaften in beiden Orten war, läßt sich nicht feststellen, jedoch wird man in Anbetracht der weiter unten noch zu schildernden Vermögenslage Jakobs annehmen dürfen, daß es nicht ganz gering war.

Pendeln zwischen Sulz und Aistaig

Bereits im Jahre 1561 wohnte Jakob Rehfuß wieder in Aistaig. Sein dortiger Aufenthalt läßt sich für mindestens acht Jahre bis 1569 nachweisen. Er wurde als Insasse von Aistaig oder kurz als von Aistaig bezeichnet und war in diesem Ort auch wehrpflichtig [7]). Trotz dieser Indizien ist es fraglich, ob er tatsächlich rechtskräftiger Bürger in Aistaig war, oder vielmehr doch das Sulzer Bürgerrecht besaß. Sein merkwürdig unstetes Pendeln zwischen den beiden Orten Sulz und Aistaig, für das kein einleuchtender Grund erkennbar ist, erscheint zumindest ungewöhnlich und ist nicht recht erklärlich, zumal der moderne Betrachter leicht geneigt ist, die Rückkehr aus dem städtischen Rechtsbereich in dörfliche Verhältnisse als Verschlechterung der Lebensumstände aufzufassen. Offensichtlich treffen solche Vorstellungen auf die Menschen der damaligen Zeit jedoch nicht zu. Wahrscheinlich waren die Lebensverhältnisse in der kleineren Stadt und auf dem Land auch nicht gar so unterschiedlich. Vielleicht hing der häufige Ortswechsel Jakobs mit seiner beruflichen Tätigkeit — über welche uns die Quellen allerdings nicht unterrichten — zusammen, vielleicht aber verfügte er in Aistaig auch über größeren Landbesitz, für dessen Bewirtschaftung seine Anwesenheit notwendig war. Interessant wäre in diesem Zusammenhang zu wissen, ob er dort etwa auf Eigengut saß oder württembergische Lehen innehatte.

Bürgermeister der Stadt Sulz

In den siebziger Jahren — vermutlich 1571/72 — kehrte er wieder nach Sulz zurück, um von nun an bis zu seinem 1610 — wohl im März — erfolgten Tode hier endgültig seßhaft zu werden und das Bürgerrecht zu genießen. Ausschlaggebend für diesen Entschluß war vielleicht die Bestimmung von 1572, daß nur solche Bürger Besitz an der Sulzer Saline haben durften, die eigenen Rauch in der Stadt besaßen. In der Folgezeit hatte Jakob Rehfuß mehrere Ämter in der kommunalen Verwaltung der Stadt Sulz, im militärischen Landesaufgebot und in der Selbstverwaltung der Sulzer Saline inne. So wird er 1578 als Rottenmeister des Aufgebots der „ersten Wahl" in Bickelsberg und Brittheim in der Musterungsliste des Amtes Rosenfeld aufgeführt [8]). Ein Jahr später nennt ihn das sog. „Neue Salzbüchlein" [9]) als einen der 14 Säckelträger des Sulzer Salzgesöds, d. h. als Richter aus dem Kreis der an dem Salzbrunnen beteiligten Personen, der „Gesöds-Verwandten", mit gerichtlichen und verwaltungstechnischen Funktionen im Säckelträger-Gericht für den Bereich der Saline. Das Salzgesöd wählte ihn ferner 1596 neben Dr. theol. Georg Fleckh, Pfarrer in Urach, dem Sulzer Bürgermeister Bartlin Fritz und dem Salzgesödschreiber Walter Springer auch zum Anwalt und Ausschuß in den Verhandlungen mit Hans Konrad Raab, der mit den Gesödsverwandten eine Abmachung zur Verbesserung der Saline getroffen hatte, aus der sich anschließend weitläufige Streitigkeiten und gerichtliche Nachspiele entwickelten. Bis ins Jahr 1599, in welchem die Auseinandersetzungen anschei-

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

nend endgültig beigelegt wurden, nahm Jakob an sämtlichen Tagsatzungen teil, unterschrieb und besiegelte viele in dieser Angelegenheit versandte und auf uns gekommene Schreiben [10]). — Das bedeutendste von ihm verwaltete Amt war jedoch das eines Bürgermeisters der Stadt Sulz. 1586 ist er erstmals als Bürgermeister nachweisbar, in den neunziger Jahren und von 1602 an bis zu seinem Tode 1610 ist er für fast jedes Jahr im Amt belegt. 1598 wird er „ältester Bürgermeister", 1608 bis 1610 „alter Bürgermeister" und 1602 sowie 1605 Gerichtsmitglied genannt [11]).

Kraft dieses Amtes 1598 zum Testamentvollstrecker des Johann Erlacher von Nennbach eingesetzt, war er zusammen mit dem Untervogt für ein den Sulzer Hausarmen vermachtes Kapital von 3000 fl und die Austeilung der jährlich daraus anfallenden Zinse verantwortlich [12]).

Weitaus wichtiger jedoch war seine Abordnung zu den Landtagen als einer der zwei bzw. drei Vertreter der Stadt Sulz. Jakob Rehfuß besuchte die Landtage während der Jahre 1594, 1595, 1599, 1605 sowie den landschaftlich verstärkten Ausschuß zu Bebenhausen im Jahr 1597 [13]).

Der wirtschaftliche Hintergrund des Jakob Rehfuß entsprach durchaus der politischen und gesellschaftlichen Rolle, die er in Sulz spielte. 1608 bezeichnete ihn der Untervogt zutreffend als einen Mann, „der in großem Gut insitzt" [14]). Doch betrachten wir seinen Besitz näher:

Streitigkeiten mit Katharinas Schwiegersohn

1560 verlieh Herzog Christoph von Württemberg ihm den sog. Bletz-Zehnt zu Sulz, den Jakob von seinem Vater geerbt hatte. Dieser Zehnt trug seinen Namen von der Familie Bletz von Rotenstein, welche ihn ursprünglich von Württemberg zu Lehen inne gehabt, dann aber ihre Rechte an ihm verwirkt hatte; er bestand aus insgesamt zwei Neunteln des Sulzer Groß- und Kleinzehnts, von welchen zwei Neunteln die Familie Rehfuß die Hälfte von eineinhalb Teilen innehatte. Als Einnahmen fielen daraus jährlich Obst- und Wergzehnt, eineinhalb Zoll Salz, zehn Maß Wein und ein halbes Huhn an. Andererseits mußten aus ihm auch Zinse abgeführt werden. Es handelte sich bei diesem Lehen also um keine sehr einträgliche Vermögensquelle. 1580 erwarb Jakob die andere Hälfte dieser eineinhalb Teile von Katharina, der Witwe des Sulzer Waisenvogts Heinrich Schweigger, um 623 fl. Dieser Kauf führte zu jahrelangen Streitigkeiten mit Katharinas Schwiegersohn, dem Stadtschreiber zu Dornhan, Peter Ziegler, der den Zehnt zurücklösen wollte. Endlich verstand Jakob sich dazu, nach Ablauf von sechs Jahren den schweiggerischen Zehntanteil an Peter Ziegler wieder zurückzugeben. Von 1594 bis 1604 fungierte er als Träger des zieglerischen Bletz-Lehens für die fünf unmündigen Söhne des mittlerweile verstorbenen Peter Ziegler. Im Jahr 1603 erreichte er dann die Aufhebung der Lehenschaft über seinen Anteil am Bletz-Zehnt und zahlte für die Übereignung zu freiem Eigentum an Herzog Friedrich 500 fl in Batzengeld. Auf diesen Preis hatte er die ursprünglich herzogliche Forderung von 1000 fl oder ersatzweisen Verkauf seiner sämtlichen übrigen Anteile an den Salzpfannen an den Herzog herunterdrücken können [15]).

Erbschaft von Thomas Beutter

Außer diesem geringen Lehenanteil besaß Jakob noch weit wertvollere und größere Stücke an der Sulzer Saline als Eigentum: Im Jahr 1572 gehörte ihm die Hälfte der elften Salzhalle, genannt die Lange oder Thoman Beitters Halle, eine Erbschaft von seinem Großvater Thomas Beutter, dem namengebenden früheren Inhaber dieser Halle, und ferner ein Viertel an der zwölften Halle, der sog. Trüchtinger Halle [16]). Darüber hinaus hatte er zusammen mit Hans Weßner nach 1561 diejenige Salzhalle inne, die zuvor Michel Knauß und Hans Schmid gehört hatte, und vermutlich die neunte Halle, die „Hans-Knausen-Halle" war [17]). Bis 1599 konnte er seinen Besitz am Salzbrunnen derart vermehren, daß er zu diesem Zeitpunkt von allen Teilhabern den größten Anteil am Salzwerk in seinen Händen hielt [18]). Vier Jahre später schätzte der Sulzer Untervogt Schott Jakobs Eigentum an den Salzhallen außer seinem Lehenanteil auf rund 4800 fl — ein sehr hohes Kapital, selbst in einer Zeit ständiger Geldentwertung [19]). Einige kleine Anteile an der Höschen- und der Schöllen-Salzhalle verkaufte er in den Jahren 1602 und 1609 um insgesamt 685 fl an den Herzog, der sich um die Jahrhundertwende bemühte, die Sulzer Saline völlig an sich zu bringen [20]). Die Vermutung liegt nahe, daß Jakob Rehfuß mit dem in seinen Sulzer Salzpfannen gewonnenen Salz Handel trieb und sein Reichtum primär aus diesem Salzhandel erwuchs. An der weitverbreiteten Übung, Geldkapital gegen Zins auszuleihen, hat er sich dagegen so gut wie nicht beteiligt.

Ein bäuerliches Hofgut

Neben verschiedenen Grundstücken in Sulz und Aistaig, deren Umfang — wie weiter oben schon angeführt — nicht festzustellen ist, besaß Jakob in Unteriflingen ein bäuerliches Hofgut zu eigen, das er an Unteriflinger Bauern zu Erblehen verliehen hatte. Dieser Hof bestand genau genommen aus zwei Gütern, wovon das kleine ein Lehen der Kirche von Reinerzau, das größere Allod der Familie Rehfuß war. Insgesamt gehörten 53½ Jauchert Äcker, sieben Mannsmahd Wiesen, zwei Gärten und zehn Jauchert Wald zu dem Hof, aus welchem neun Malter Vesen (Dinkel), neun Malter Hafer und ein Viertel „Kechts" an Jakob als den Lehensherrn abzuführen waren. Dieses Gut hatten bereits Jakobs Eltern besessen, ja möglicherweise befand es sich schon 1464 im Besitz seiner väterlichen oder mütterlichen Familie. Bei der Aufteilung des Erbes unter Jakobs Kinder fiel es an seinen ältesten Sohn Hans, den Ebinger Bürger, und dessen fünf Kinder verkauften es dann nach seinem Tod 1613 an Hans Martin von Werdnau [21]).

Jakob Rehfuß nahm in den achtziger oder neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts ein Wappensiegel an; vermutlich sah er sich dazu durch sein Bürgermeisteramt veranlaßt, da er im Rahmen seiner Amtshandlungen ständig Urkunden und Briefe untersiegeln oder versiegeln mußte. Überliefert sind zahlreiche Abdrücke von mindestens drei verschiedenen Ringsiegeln, deren Form sich geringfügig unterscheidet, wenngleich das Wappenbild natürlich in seinen wesentlichen Bestandteilen unverändert bleibt: Es ist ein „redendes" Wappen und stellt — in Ausdeutung des Namens Rehfuß-Rechfuß als unterer Teil eines Rechens — in einem Wappenschild oder auch ohne diesen, allein im Oval des Ringes, einen drei- oder auch vierzinkigen Rechen mit dem Ansatz des Stiels dar, umgeben von zwei Rosenblüten, einem Halm (oder etwa einer Rehkeule?) und — in einem der Ringsiegel — von einem Fisch unterhalb des Rechens sowie den an unterschiedlichen Stellen angebrachten Initialen des Siegelführers I und R. Ein Helm wird auf keinem der Ringsiegel beigegeben. Weiterhin finden sich von Jakob Rehfuß eine Reihe von eigenhändigen Unterschriften in den Akten, die beweisen, daß er mindestens des Schreibens kundig war. Über seine sonstige Schulbildung ist weiter nichts bekannt.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen

Jakob Rehfuß war — ein bekanntes Charakteristikum der soziologischen Struktur der altwürttembergischen sog. Ehrbarkeit — mit der führenden Schicht der städtischen Bürgerschaft verwandt. Katharina, die Witwe des Waisenvogts Heinrich Schweigger und Mutter des bekannten Konstantinopel-Reisenden und Pfarrers Salomon Schweigger, nannte ihn ihren Vetter, und der Sulzer Untervogt Zacharias Hösch war sein Stiefbruder. Ob sich in der Übertragung der Pflegschaft über Anna, die Tochter aus erster Ehe des Sulzer Schulmeisters Magister Jakob Möhrlin, eines Vetters des württembergischen Anwalts in Urach Esaia Huldenreich, an Jakob verwandtschaftliche Beziehungen andeuten, oder ob sie einfach aufgrund des von ihm ausgeübten Bürgermeisteramtes erfolgte, kann nicht entschieden werden [22]). Jakobs fünf Kinder, von denen wir Nachricht erhalten, schlossen entsprechend vorteilhafte Ehen. So verheirateten sich seine beiden Töchter mit Angehörigen alter Sulzer Bürgerfamilien: Barbara ging mit Jakob Schweigger dem Jüngeren, einem Sohn des Sulzer Bürgermeisters Jakob Schweigger und Bruder von Jakob, dem Bürgermeister von Dornstetten, sowie von Jakob dem Älteren, Waldvogt in Sulz, die Ehe ein. Diese Schweigger waren eine Linie derjenigen Familie Schweigger, welcher der Stadtschreiber Franz, der Waisenvogt Heinrich und der Theologe Salomon angehörten. Margarethe Rehfuß heiratete den Rotgerber Konrad Schweicklin, Sohn des Sulzer Bürgermeisters Jakob Schweicklin und Abkömmling einer sehr reichen Familie: 1545 versteuerte beispielsweise ein Konrad Schweicklin 3700 fl [23]).

(Fortsetzung folgt)

Initialen

Ein besonders wirkungsvoller Buchschmuck — Von Kurt Wedler, Ebingen

Wer in den Klosterbibliotheken oder Museen alte Handschriften anschaut, erfreut sich an den oft reich und phantasievoll und in kraftvollen Farben ausgeschmückten Anfangsbuchstaben. Man nennt sie Initialen nach dem lateinischen Wort „initium" = der Anfag. Wie ein festlicher Auftakt wirken sie in den Evangeliaren, Sakramentaren, Psaltern, Perikopenbüchern und in andern Werken der mönchischen Schreib- und Malstuben des frühen Mittelalters. Schon in spätantiker Zeit wurden Buchstaben vergrößert, um den Anfang eines Kapitels damit hervorzuheben. Sie wurden auch mit einfachen Schnörkeln versehen. Dieser Brauch ist in den frühmittelalterlichen Handschriften beibehalten und weiterentwickelt. worden. Zu einer eigentlichen Initialen-Kunst kam es aber erst in den irischen Klöstern des 8. Jahrhunderts. Von Irland aus wurden dann in den Klöstern des Festlandes Schrift und Buchmalerei stark befruchtet. Daneben sind Einflüsse der antiken und byzantinischen Kunst unverkennbar.

Handgeschriebene Seiten mit einer ornamental und in Farbe geschmückten Initiale, den schön geformten Buchstaben, die den Charakter des Schreibers erkennen lassen, evtl. noch bereichert durch ausdrucksvolle Miniaturen, sind beachtenwerte Kunstwerke, die meist eine Gemeinschaftsarbeit von Scriptores (Schreibern) und Pictores (Malern) waren. Hier ist Form und Inhalt

zu einer Ganzheit von sakraler Bedeutung geworden. Vergleicht man damit unsere heutigen Bücher in ihrer nüchternen Aneinanderreihung von Buchstaben und Wörtern, dann ist einleuchtend, daß diese nur Gedanken festhalten und weitergeben wollen. Die kunstvolle und ausgeschmückte mittelalterliche Handschrift aber sollte nicht nur Gedanken vermitteln, sondern, vielleicht sogar in erster Linie, die Seele des Lesenden und Anschauenden durch ihre Schönheit und Ausgewogenheit ansprechen. Die irische Miniatur (von minium = Zinnober) war zunächst, getreu der germanischen Überlieferung, rein ornamental. Das Band- und Flechtwerk ist gerade bei den Initialen die beherrschende Schmuckform, die bis ins 11. Jahrhundert angewandt wurde. Aber schon vom 8. Jahrhundert an treten Pflanzen- und Tiermuster auf und schließlich auch menschliche Gestalten, sogar ganze Bilder, die in die leeren Flächen eingemalt wurden.

Ein besonders schönes Beispiel ist das „Q" aus dem Folchard-Psalter aus St. Gallen, das um 855 - 872 entstanden ist (Nr. 1). Die Architektur des Buchstabens wird durch das Ornament in Flechtband- und Blattmuster außerordentlich bereichert. Das irische Flechtband füllt in zentrifugalem Einrollen und zentripedalem Ausbiegen vor einem helleuchtenden Kreuz das Oval wie

„Q" aus dem Folchard-Psalter St. Gallen um 855-872

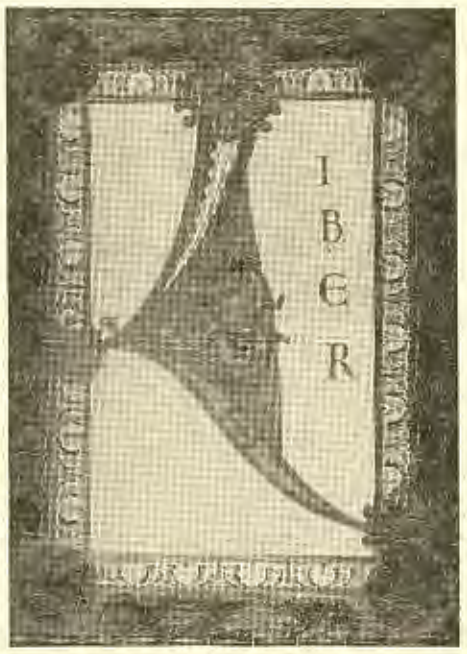
eine verschlungene Arabeske. In den Randzonen wird auch das antike Akanthus- und Palmettenmotiv in freier Form angewandt und die Zungen der stilisierten Tierköpfe fransen sich zu ornamentalen Blattformen aus. Im unteren Teil sind sie sogar in doppelter Form ausgeführt und wieder verschlungen im Flechtband und endend in Akanthus und Palmette. Die Augen der beiden Tierköpfe der unteren Zone bilden aber zugleich die Augen eines mächtigen Löwenkopfes mit offenem Maul und in Blattform stilisierter Mähne. Das Ganze ist auf einen blutroten Grund gemalt. Buchstabe und Ornamentik bestehen aus Goldfarben und das helle Kreuz ruht in einem grünen Kreuzgrund, der sogar die Buchstabenarchitektonik unterbricht. Das goldene Lilienornament des Rahmens ist ebenfalls auf grünen Grund gemalt. Solche Initialen haben schon eine ganze Buchseite beansprucht und haben damit ihren eigentlichen Sinn der Kennzeichnung eines Kapitelanfangs oder der Bereicherung einer geschriebenen Buchseite aufgegeben und sich selbst zum beachtenswerten Kunstwerk gemacht.

Das reichenauische „Evangeliar Ottos III." bringt ebenfalls ein „Q" als Initial (Nr. 2), das um 1000 entstanden ist. Hier kann man die Weiterentwicklung der Initialen erkennen. Rund 140 Jahre später verzichtet man

„Q" aus dem Evangeliar Ottos III. Reichenau um 1000. Bayerische Staatsbibliothek.

auf die Symmetrie, die im Folchard-Psalter sogar soweit geht, daß man dem „Q" einen zweiten Schwanz anhängt. Die reichen Blattformen im Oval des Buchstabens und in den Ausbuchtungen der Ecken sind auch nicht mehr symmetrisch. Die Arabeske des Flechtbandes ist zurückgedrängt. Der Rahmen ist geschmückt mit vier stilisierten Pfauen, zwei kämpfenden Hähnen und zwei Löwen, deren Schwänze sich im Rankenwerk der Mitte verschlingen. Ganz barocke Züge trägt diese ornamentale Gestaltung.

Etwas strenger und präziser, aber sehr phantasiereich ist der Anfang des Matthäus-Evangeliums aus demselben Evangeliar mit der Initiale „L" gestaltet (Nr. 3). Löwen, Hunde, Vögel und Masken zieren



„L" aus dem Evangeliar Ottos III. Reichenau um 1000. Bayerische Staatsbibliothek.

den Rahmen, und das schwungvolle „L" ist mit Ranken, Blattwerk und Flechtband geschmückt.

Das älteste der Beispiele ist die Zierseite zum Ostersonntag mit der Initiale „D" aus Metz von der Mitte des 9. Jahrhunderts (Nr. 4). Einfaches Ranken- und Blattwerk umschlingt den Buchstaben und füllt den Raum und endigt hier in vierteiligen Blüten. Ein „H" und ein „S" sind in dieses Rankenwerk eingeschlungen. Auch das Figürliche, von Reims her beeinflußt, tritt in Erscheinung: das Ostergeschehen und im Bogen des „D" zwei Wundertaten von Jesus.

„D" Zierseite zum Ostersonntag, Metz 9. Jh.

In einem Fuldaer Sakramentar um 975 ist die Initiale „V" in einen architektonischen Rahmen hineingestellt und mit irischem Flechtband Blattwerk und Blumen geschmückt (Nr. 5). Auch im Folchard-Psalter und in den Kanonestafeln der Reichenau findet man diese Architektonik, allerdings als Doppelarkade. Hier stehen die Säulen auf hohem Sockel mit Schaftringen umgeben und mit Blattkapitellen bekrönt auf einer Schwelle, die mit einem Blattfries geschmückt ist, und sie tragen ein Gebälk mit anders geschmücktem Fries. Der Grund, auf der die Initiale ruht, ist purpurn, die Schrift golden.

„V" aus dem Fuldaer Sakramentar um 975.

Im letzten Beispiel (Nr. 6) tritt die Initiale „N" durch das besonders betonte Figürliche der Kreuztragung Christi ganz in den Hintergrund, d. h. sie bildet hier einen schmückenden Rahmen des Geschehens. Die Initiale stammt aus einem Graduale des Klosters Katharinental bei Schaffhausen um 1312. Die zugehörige hochgotische Malerei ist beseelt, sensibel, sehr flüssig und fast manieristisch. Unten knien unter gotischen Dreipässen Maria und Johannes.

Der Höhepunkt der Initialen-Kunst, wie der gesamten Buchmalerei, lag in der ottonischen Zeit um das Jahr 1000. Zum Erliegen kam sie mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, obwohl die Druckseiten zunächst auch von Malern mit handgemalten Initialen versehen wurden, die dann aber von Holz- und Metalldrucken abgelöst wurden. Erfreulich ist, daß in den letzten Jahrzehnten die Besinnung auf diese vergangenen Werte wieder zu mancher künstlerischen Buchgestaltung geführt hat.

„N" aus einem Graduale aus Katharinental um 1312, Zürich.
Fotos: Wedler

Wanderer und Alphabet

Von Hans Müller

(Schluß)

Hier erst beginnt das Klettern, hier tun sich Überhänge und Höhlen auf, hier kämpft die winzige Felsenflora mit erstaunlichen Mitteln um ihr Dasein. Da läßt sich auch der Laubwald nicht vom Rentabilitätsstreben der Menschen vertreiben. Da ist die Buche unumstritten Königin der Albwälder. Untere Felsenkalke bauen die Galerien auf, die Schmiecha - abwärts immer weiter ins Tal herabsteigen, sie bilden die harten Köpfe um das Ochsenberg-Massiv, den Heersberg und oberen Tierberg, den Braunhardsberg und die Burg, die Burladinger und die Bitzer Berge, die Höhen um Obernheim, sowie die vielen Bukkel im vorderen Zollerngraben. Obere Felsenkalke haben wir besonders auf dem Ebinger Schloßfelsen und anderen Ebinger Bergen, dem Raichberg und auch sonst im Zollerngraben, um Bitz und Winterlingen und in sehr großen, kuppigen Flächen auf dem Ebinger und Irrendorfer Hardt und überhaupt auf dem Großen Heuberg. - Gegen die Donau hin, aber auch schon im Zollerngraben von Bitz bis Harthausen fällt uns dann wieder eine gleichmäßige Schichtung auf. Sie verwirrt zunächst ein wenig, weil weiter unten Schichtung schon einmal „dran" war. Aber wir sind nun im Oberen Weißjura, und die Schichten heißen „Liegende Bankkalke" und noch weiter oben „Hangende Bankkalke". Das sind Bergmannsausdrücke. Zwischen ihnen ist nochmals ein Mergel, der „Obere Mergel". Man sieht ihn im Heutal bei Harthausen. Durch wertvolle Versteinerungsfunde hat ein kleines Vorkommen der „Liegenden Bankkalke" unsere Gegend berühmt gemacht: die Plattenkalke auf dem Westerberg hoch über Nusplingen. In größerer Fläche kommen sie zwischen Königsheim, Renquishausen und Kolbingen vor.

Die gewachsenen Riffe

Jede der Schichten trägt auf ihre Weise zur gesamten Landschaftsform bei, aber auch zur Bewässerung, zur Vielgestaltigkeit der Pflanzendecke, zur Besiedlung, zur Anlage des Straßennetzes und sogar zum Klima. - Um es uns nicht zu leicht zu machen, schieben sich oft durch mehrere Schichten hindurch die gewachsenen Riffe, die wir zur Unterscheidung nicht „Felsen" nennen sollten. Die Balinger Berge sind dafür bekannt und berühmt, daß da schon in den Unteren Mergeln das Riffwachstum einsetzt. In den Ebinger Bergen geschieht dies erst über den Mittleren Mergeln, zwischen den Felsenkalken. Auch ganz oben in den Hangenden Bankkalken sind stellenweise noch Riffe gewachsen, allerdings nicht mehr in hiesiger Gegend.

Den Riffen können wir gar nicht dankbar genug sein, denn sie bilden das Stützgerüst der Alb. Wie eintönig verwaschen wäre sie ohne Riffbildungen!

Nun bauen wir die Alb noch einmal übersichtlich aus ihren Bausteinen auf:

Hangende Bankkalke (mit den Gigasschichten)		zeta
Obere Mergel (mit den Zementmergeln)		zeta
Liegende Bankkalke (mit den Ulmensisschichten)		epsilon/zeta
Obere Felsenkalke (Plumpe Felskenkalke)	Riffe	epsilon
Untere Felsenkalke (Quaderkalke)	Riffe	delta
Mittlere Mergel (mit d. Aptychenmergeln)		gamma
Untere Bankkalke (Wohlgeschichtete Werkkalke)	Riffe	beta
Untere Mergel (mit d. Impressamergeln)	Riffe	alpha

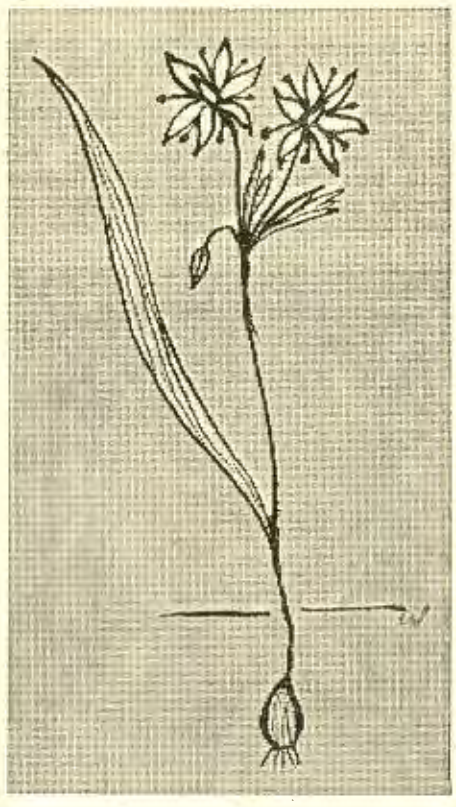
Von hier ab sollte der normale Wanderer aufhören und nur der geologieverdächtige weiterlesen. Denn es muß verraten werden, daß die neuen Schichtbezeichnungen gar nicht für den Albverein gefunden wurden, sondern aus dem wissenschaftlichen Bestreben, zutreffende Begriffe zu haben und zu benützen. Daß sie allgemein ansprechen, liegt an ihrer Einfachheit. Das in Klammern beigefügte sind entweder die älteren Bezeichnungen oder aber Begriffe, die nicht die gesamte Schicht charakterisierten („mit den . . ."). Letztere sind nach Petrefakten gebildet worden, die außerdem öfter in eine anstoßende Schicht übergreifen und daher für die Abgrenzung der Schichten weniger brauchbar geworden sind. Zum Abgewöhnen und zum Vergleich stehen die griechischen Buchstaben noch einmal dabei.

In Norddeutschland liegen über zeta noch weitere Schichten. Die „schwäbische Stammeseigentümlichkeit" müßte da also noch weiter in das griechische Alphabet hineinsteigen. Über alles Genannte hinaus gibt es noch eine Terminologie der Schichten nach typischen Fundorten, und zwar größtenteils ausländischen. Sie sind für die internationale Geologie ein wesentliches Verständigungsmittel. Dazu ist ferner notwendig, daß eine über die politischen Grenzen hinaus gültige Abgrenzung der Schichten gefunden wird, und das geschieht. Der Jura ist weltweit. Das Regionale muß sich dem Internationalen koordinieren. Eine schwere Arbeit, die aber von der jungen Geologen-Generation gemeistert wird.

Über den Braunen Jura am Albsaum und den Schwarzen Jura im Albvorland und auf dem Kleinen Heuberg ein andermal.

Gelbstern

Gagea lutea



Ein bei uns ziemlich selten gewordenes Zwiebelgewächs ist der Gelbstern, von dem es drei Arten gibt: der Ackergelbstern, der Wiesengelbstern und unser Waldgelbstern (G. lutea). Die drei Arten unterscheiden sich am deutlichsten in ihren Zwiebeln. Der erste hat zwei aufrechte, von einer Haut umgebene Zwiebeln, der zweite drei waagrechte, nackte Zwiebeln, der dritte eine aufrechte Zwiebel. Dank seiner Vorräte in der Zwiebel kann das Pflänzchen, das bis 30 cm hoch wird, schon im zeitigen Frühling Blätter und Blüten treiben. Es ist gern da zu finden, wo sich an steilen Hängen Humus angesammelt hat, also im sog. Kleebwald, aber auch an Bachrändern, in Büschen und Wiesen. Der Gelbstern liebt ähnlichen Standort wie sein Kamerad, der Blaustern (Scilla bifolia), der auch zu den Liliaceen gehört. Goldgelb glänzen die sechs Blütenblätter, die Außenseite ist mattgelb und trägt grüne Mittelstreifen. Oft kommen die Früchte gar nicht zur Ausreifung, weil die Pflanze im stürmischen Wachstum der Umgebung vorzeitig abstirbt. Um so mehr ist der Gelbstern auf seine vegetative Vermehrung durch Brutzwiebeln angewiesen. Der lateinische Name Gagea kommt von dem englischen Botaniker Sir Thomas Gage (1781—1820), der das Pflänzchen zuerst eingehend beschrieb.

Kurt Wedler

Heimatkundliche Blätter

für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 30. April 1971 | Nr. 4

Über die Anfänge eines geregelten Postwesens in Balingen bis zur endgültigen Einrichtung einer Kayserlichen Reichsposthalterey im Jahre 1703

Von Rudolf Töpfer, Balingen

Mit diesem Beitrag beginnen wir eine Artikelreihe über die Balinger Postgeschichte. Die einzelnen Artikel dürften jeweils in jährlichem Abstand erscheinen.

Im Jahre 1691 erhielt Balingen eine Kayserliche Reichsposthalterey, die zwar 1697 nicht mehr benötigt wurde und daher geschlossen werden mußte, jedoch schon 1703 erneut und auf Dauer wieder eingerichtet worden ist. Wie es dazu kam und welche Vorläufer dem geregelten Postwesen hier vorausgingen, soll nachstehend dargelegt werden. Dabei mögen die Gedanken abschweifen in die Ereignisse und Gegebenheiten jener Zeit, weil erst dann postgeschichtliche Betrachtungen allgemein verständlich werden und auf breiteres Interesse hoffen dürfen.

Balingen liegt im Eyachtal zu Füßen von drei „Tausendern" (Lochen, Schafberg und Plettenberg) am Steilabfall der Schwäbischen Alb. Die Stadt hat eine recht verkehrsgünstige Lage, weil hier von der längs des Albtraufs führenden Straße in Richtung Rottweil—Bodensee—Schweiz ein Albübergang nach Ebingen—Sigmaringen abzweigt.

Die Siedlung selbst dürfte etwa im 5. bis 7. Jahrhundert entstanden sein, als sich hier die Sippe des Balgo ansiedelte, weshalb die Ursiedlung lange Zeit „Balgingen" hieß. Urkundlich wird Balingen erstmals 863 erwähnt, als Graf Eberhard von Friaul „Balginga" seiner Tochter Judith als Erbgut vermachte. Auf welche Weise Balingen später in die Hand der Zollern kam, ist noch ungeklärt. An Pfingsten 1255 wurde Balingen durch Graf Friedrich den Erlauchten von Zollern zur Stadt erhoben. Diese durfte sich mit Mauern, Gräben und Türmen befestigen; sie erhielt ihr eigenes Gericht und ihren Markt. Ihr stand ein Schultheiß vor. Balingen ist also eine an Jahren alte Stadt.

Balingen wird 1403 württembergisch

Am 3. November 1403 wurde die Schalksburgherrschaft, eine Seitenlinie der Zollern, mit der Stadt Balingen und 16½ Dörfern um 28 000 Goldgulden an Graf Eberhard von Württemberg verkauft. Die württembergische Herrschaft ließ es sich angelegen sein, die mitten im zollerisch-hohenbergischen Land gelegene Grenz- und Schlüsselfeste gegen das „feindliche Ausland" — ganz in der Nähe begannen die Vorderösterreichischen Lande — auszubauen. Nach dem Übergang an Württemberg wurde Balingen Sitz eines Amtes, das ein herrschaftlicher Oberbeamter, der Vogt, verwaltete.

Das „BALINGER AMBT"

Eine recht anschauliche Vorstellung über die Ausdehnung des Balinger Ambtes um 1596 vermittelt das älteste württembergische Kartenwerk, die „Chorographia Ducatus Wirtembergici" von Georg Gadner und Johannes Öttinger. Auf 28 Landtafeln aus Pergament wurde gewissermaßen aus der Vogelschau „das ganntze Hochlöbliche Hertzogthum Wirtemberg" festgehalten. Ludwig Gadner war von Herzog Christoph in den württembergischen Dienst übernommen worden und leitete als Rentkammerprokurator die Rechtsabteilung der herzoglichen Verwaltung. Herzog Ludwig berief ihn als als Berater bei der künstlerischen Gestaltung des Lusthauses. Gadners Name ist jedoch für alle Zeiten mit dem vorgenannten Kartenwerk verbunden, der ersten Landesaufnahme des Herzogtums, das im neuen Lusthaus aufgehängt war. Die Abbildung zeigt das Balinger Ambt als Ausschnitt aus einer der 41×41 cm großen Tafeln. Wir erkennen darauf die 1403 von Württemberg gekaufte Schalksburgherrschaft (Feste Schalksburg, Stadt Balingen und 16½ Dörfer). Das einst Tecksche Ostdorf war schon von 1305 an allmählich unter württembergische Hoheit gekommen. Die ehemals hohenbergischen Dörfer Hossingen, Meßstetten und Tieringen konnten 1418 um 2000 lb. hlr. von Württemberg käuflich erworben werden. Winterlingen gehörte zum Balinger Amt. Es ist schon 1367, wie Ebingen, spätestens jedoch 1387 württembergisch geworden. Das Amt Ebingen bestand damals nur aus der Stadt Ebingen selbst und dem Dorf Bitz. Bis 1803 blieb das Amt Balingen, das 1759 in

Das BALINGER AMBT um 1596 (Ausschnitt aus „Chorographia Ducatus Wirtembergici").

ein Oberamt umgewandelt wurde, unverändert; nur 1553 war noch die zweite Hälfte von Dürrwangen hinzugekommen.

Das südwestlich an das württ. Amt Balingen angrenzende Gebiet, die Grafschaft Hohenberg, war 1381 vom Haus Habsburg durch Kauf erworben worden. Inbegriffen waren Burg und Stadt Hohenberg, die Städte Schömberg, Nusplingen, Spaichingen und Fridingen, die Burgen Kallenberg, Werenwag, Wehingen, Neckarburg, Wassereck bei Oberndorf, die Stadt Oberndorf, die Festen Wehrstein und Isenburg, die Stadt Horb, die Feste Urnburg bei Weitingen, Ons (Obernau), die Feste Rotenburg, Burg Rottenburg, Burg und Stadt Haigerloch, der Turm zu Altensteig und Burg und Stadt Waldenbuch, allesamt mit Zugehörungen.

Die Grafschaft Hohenberg bildete einen wichtigen Bestandteil der Vorderösterreichischen Lande. Die der Grafschaft Hohenberg übergeordnete Behörde war die vorderösterreichische Regierung, die ursprünglich in Ensisheim im Elsaß, seit 1651 jedoch in Freiburg im Breisgau ihren Sitz hatte. Höchster Beamter der Grafschaft war der Landvogt, der von jeher adliger Herkunft war. Das K. K. Vorderösterreichische Oberamt selbst hatte seinen Sitz in Rottenburg.

Die Herrschaften Geislingen und Lautlingen waren von Österreich unabhängig.

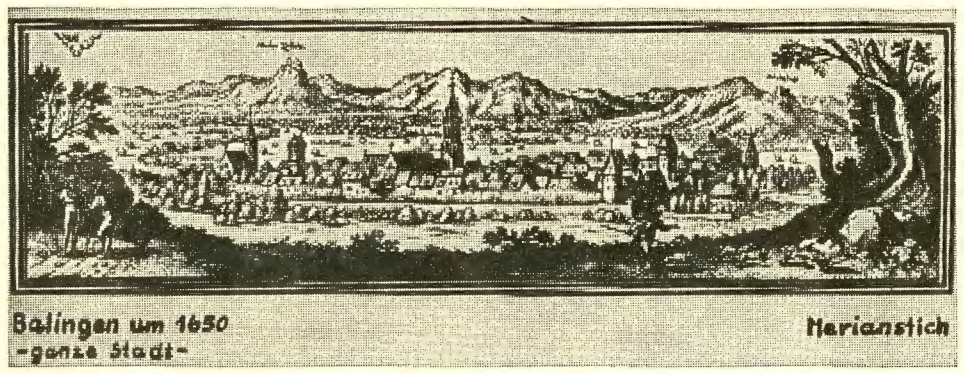
Doch zurück zur Abbildung: Sie zeigt weiter, daß das Balinger Ambt nach Norden, Osten und Südosten an die Grafschaft Zollern grenzte, also mitten im zollerisch-hohenbergischen Land lag. Im übrigen fällt auf, daß aus dem Kartenwerk Höhenzüge, Wälder, Flußläufe und Ortschaften deutlich erkennbar sind, jedoch Straßenverbindungen völlig fehlen.

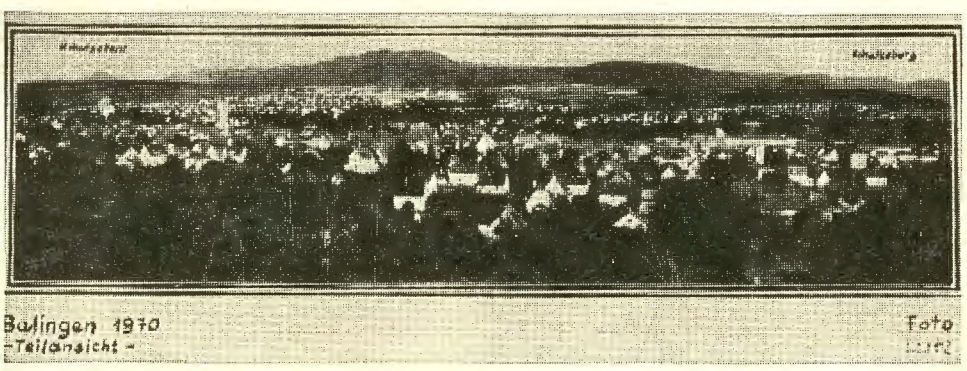
Bild. Links ist die einige hundert Meter außerhalb der Stadtmauern stehende Friedhofskirche, rechts das Zollernschloß zu erkennen. Recht deutlich treten auch die beiden eckigen Stadttortürme mit ihren Walmdächern hervor: rechts das Obere Tor, links das Untere Tor. Der Stich ist von großer Genauigkeit. Auf den sich unter ihren steilen Dächern duckenden Häusern kann man fast jeden Kamin erkennen. — Weit im Hintergrund zieht sich breit die Bergkette der Schwäbischen Alb dahin, vom Hohenzollern bis zur Schalksburg. Der Verlauf der Eyach ist an den Uferbüschen ablesbar.

Nachstehend sei der Versuch unternommen, der Stadtansicht nach Merian von 1643 ein Foto gegenüberzustellen, das 1970 von etwa der gleichen Stelle aus aufgenommen wurde, was nur deshalb möglich war, weil in den seither vergangenen drei Jahrhunderten insbesondere die Hanglage des Standpunktes eine die Sicht behindernde Bebauung nicht zuließ.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß der Merian-Stich die damals ganze Stadt zeigt, das Foto hingegen nur die Innenstadt und den Ostteil des Balingen von heute wiedergeben kann. Recht deutlich kommt auch zum Ausdruck, daß Merian die Albkette verkürzte, um die Schalksburg noch ins Bild zu bringen. Diese liegt jedoch, wie das Foto ausweist, wesentlich weiter rechts.

Etwa so wie auf dem Merian-Stich dargestellt, muß man sich Balingen auch um 1700 vorstellen, obwohl die Stadt im Jahre 1672 wieder einmal von einem großen Brand heimgesucht worden war, dem 159 Gebäude zum Opfer fielen. Die Stadtmauern begrenzten eine Fläche von





Balingen um 1700

Welchen Anblick die Stadt Mitte des 17. Jahrhunderts bot, läßt sich am eindrucksvollsten aus einem Merian-Stich ersehen, der 1643 entstand, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges also.

Der Betrachter sieht die historische Stadt von einer günstig gewählten Stelle auf dem Heuberg aus. Man erkennt eine fertige, friedliche Stadt, von einer wehrhaften Doppelmauer umgeben und an den Mauerecken von runden Türmen bewacht. Die hoch aufragende Stadtkirche beherrscht das 400×220 Metern. Wie es sich damals so eingeengt leben ließ, ist gut vorstellbar. Man hauste dicht beisammen und mußte entsprechende Unzuträglichkeiten hinnehmen. Dafür lebte man sicherer. Nachts wurden die Stadttore geschlossen. Auch zeitlich also war man eingeengt. Außerhalb der Stadtmauern standen nur wenige Gebäude, insbesondere die Mühlen.

Balingen hatte damals um die 2000 Einwohner, die in etwa 260 Häusern und Werkstätten lebten. Seit die Bevölkerung stark zugenommen hatte, besaß nicht mehr jede Familie ihr eigenes Haus. Etwa die Hälfte der Bevölkerung betätigte sich im Handwerk. Der Feld- und Wiesenbau war Hauptnahrungsquelle.

1428 war der Stadt und ihren Bürgern von Graf Ludwig von Württemberg erlaubt worden, daß sie „das Wasser der Steinachen, das neben Balingen ablauft, auffangen und Stadtgraben machen mögen neben der Stadt zu ihrem besten Nutz und Willen". Seither lief die Steinach teils als Stadtbach mitten durch die Stadt und dann in den Mühlkanal, teils durch den südlichen Stadtgraben in die Eyach. Der Stadtbach floß beim Oberen Tor herein, die Hauptstraße entlang bis zur heutigen Kameralamtstraße, dann durch diese und am Kameralamt vorbei über den Mühlkanal in die Eyach. Je nach der Niederschlagshöhe plätscherte der Stadtbach mehr oder weniger laut dahin. Im Winter trat er aus und überzog die Straßen mit Eis. Sein Wasser diente allen möglichen Zwecken. Besonders die Brauereien waren darauf angewiesen, denn jede der zahlreichen Gastwirtschaften braute ihr Bier selbst. Dazu kamen die vielen Gerber und etliche Färber sowie die Metzger und natürlich auch die Bewohner der Stadt. Viele schütteten ihre Abfälle und Abwässer hinein, so daß bereits im 17. Jahrhundert wiederholt über die Unsauberkeit des Stadtbachs geklagt werden mußte. 1699 wurden zehn Aufseher bestellt, die über seine Sauberkeit zu wachen hatten, und es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß damals den Ärzten verboten werden mußte, das Blut von Aderlässen einfach in den Stadtbach zu schütten. Selbstverständlich diente das Wasser des Stadtbachs auch der Bekämpfung der Feuersbrünste, um deren Ausbruch man wegen der eng beieinander stehenden Gebäude sehr besorgt sein mußte. Im Brandfalle wurde der Stadtbach gestaut, die Saugspritzen in ihn eingelegt und das in Feuereimern geschöpfte Wasser von Hand zu Hand weitergegeben. Schon im 17. Jahrhundert bestand die Anordnung, daß jeder Bürger einen Feuereimer besitzen müsse. Feuerbeseher kontrollierten regelmäßig die Feuerstätten und Kamine; ein „Hauptmann zum Feuer" führte die Oberaufsicht. Der Hochwächter auf dem Kirchturm und auch die Nachtwächter waren angewiesen, ständig nach etwa ausgebrochenen Bränden zu sehen und sofort Alarm zu geben.

Die Bürger der Stadt genossen die bürgerlichen Benefizien. Sie erhielten zum Beispiel jährlich zwei Klafter Holz aus dem Stadtwald, durften ihr Vieh auf der Allmende weiden lassen und anderes mehr. Demgegenüber hatten sie aber auch den bürgerlichen Verpflichtungen nachzukommen. So mußten sie Frondienste für die Stadt leisten und waren zu Tag- und Nachtwachen sowie einem Botengang verpflichtet. Von diesen Diensten befreit waren nur diejenigen, die die sogenannte Personalfreiheit genossen, z. B. die den Postdienst versehenden Metzger. Nach einem Verzeichnis aus dem Jahre 1715 gab es damals in Balingen 44 Metzger. In Listen über den Viehbestand vom gleichen Jahre sind auch 18 Post- und Metzgerpferde aufgeführt. Für Stadt und Amt Balingen waren besondere Boten vorhanden. Diese Angaben geben wertvolle Hinweise zum Thema unserer Untersuchung.

Metzgerpost auch in Balingen

Es ist bekannt, daß dem geregelten Postwesen auch in Württemberg eine vielschichtige Nachrichtenübermittlung durch Boten vorausging, die entweder zu Fuß oder zu Pferd für einen bestimmten Auftraggeber (den Herzog, Städte und Ämter, Klöster, usw.) unterwegs waren. Schon Herzog Eberhard im Bart († 1496) hielt landesherrliche Boten zu Fuß und zu Pferd. Daneben werden in Süddeutschland, besonders in Württemberg, bereits verhältnismäßig früh die sogenannten Metzger-

posten erwähnt. Am 27. April 1611 forderte die Regierung sämtliche Vögte auf, über die Metzgerposten ihres Bereiches zu berichten. Aus den erstatteten Berichten geht hervor, daß die Verhältnisse bezüglich der Metzgerposten örtlich recht unterschiedlich waren.

Eine klar geregelte örtliche Organisation gab es damals nur in Stuttgart, Göppingen, Schorndorf und Balingen. Dem Bericht des Balinger Vogts zufolge waren die Metzger dort schon „von altersher" zu Postleistungen verpflichtet. Damit man sehen konnte, welcher Metzger mit dem Postritt an der Reihe ist, wurde ein „Postregister" jeweils an den nächsten weitergegeben. Jeder der damals 18 Metzger hatte ein gutes Roß zu halten und mußte „Tag und Nacht mit einem Pferd verfaßt sein bey Straf von drei Pfund". Die Balinger Metzger erhielten für eine Beförderung auf eine oder zwei Meilen nichts; sie waren das in Fron zu verrichten schuldig. Für drei Meilen erhielten sie auf ein Pferd 1½ Gulden.

Die Vogtberichte von 1611 lieferten damals die Grundlage für die „Post- und Metzgerordnung" Herzog Johann Friedrichs vom 26. Juni 1622, die im ganzen Herzogtum Württemberg galt. Danach waren die Metzger zur Beförderung der landesherrlichen und sonstigen amtlichen Post verpflichtet; ebenso zur leihweisen Gestellung von Reitpferden für landesherrliche Kuriere und Boten sowie, wenn möglich, auch für private Reisende, die sich jedoch ausweisen und eine Genehmigung des Amtmanns haben mußten. Ohne Postillion oder Vorreiter wurden Reitpferde nicht verliehen. Kein Metzger war verpflichtet, weiter zu reiten als „auff die nächste Post oder Ort, da andere Pferd zu bekommen". Auch die Bezahlung war geregelt. Zudem dürften die Metzger in geringem Umfang auch private Nachrichten mitbefördert haben. Bei ihren Postritten führten die Metzger das Posthorn.

Es lag nahe, für die Beförderung eiliger Nachrichten Pferdebesitzer heranzuziehen, und zwar solche, deren meist leichte Pferde dazu besser geeignet waren als die schweren Ackerpferde der Bauern. Dafür kamen insbesondere die Metzger in Betracht, die zum Zwecke des Viehein- und verkaufs ohnehin viel mit Pferden oder Fahrzeugen unterwegs waren und sich in der näheren oder weiteren Umgebung gut auskannten. Die Postbeförderung war für die Metzger kein Privileg (wie etwa für die Thurn und Taxis), sondern vielmehr eine Pflicht nach Art der Fronen. Wenn sie dafür auch die sogenannte Personalfreiheit genossen, so mag der Postbeförderungsdienst für sie doch oft eine drückende Last gewesen sein. Besonders dort, wo es nur wenige Metzger gab, brachten diese damals vor, daß die Bezahlung nicht geregelt sei und sie auch nicht das ganze Jahr ein Pferd im Futter halten und für ihre Person auf eine Post warten könnten. Denn bei den Metzgerposten handelte es sich ja mehr um „zufällige Posten", um Posten nach Bedarf also, nicht jedoch um Postlinien nach Art der Thurn und Taxis. Die Metzger versahen gewissermaßen einen Bereitschaftsdienst, mindestens zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Die Metzgerposten waren mithin eine Art Hilfseinrichtung für die landesherrliche Botenpost, besonders hinsichtlich der Bedienung des flachen Landes, und aber auch eine von Thurn und Taxis wenigstens zunächst nicht ungern gesehene Ergänzung der eigenen Posten.

Die Abbildung zeigt einen 1662 in Balingen geschriebenen und nach Stuttgart gerichteten Brief. 1669 wurde die vorerwähnte Postordnung von 1622 erneut gedruckt und in Erinnerung gebracht.

Im übrigen wurden mit der Übernahme der Post in die Staatsverwaltung (in Württemberg 1805) die Metzgerposten nach und nach überflüssig. Einzelne Metzgerposten hielten sich, was sicher feststeht, im Lande bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts.

Balingen erhält eine Kayserliche Reichsposthalterey (erstmals 1691 bis 1697, endgültig ab 1703)

Der Lauf der Zeitgeschichte brachte es mit sich, daß Balingen relativ früh eine postalische Einrichtung erhielt, und zwar aus folgenden Gründen: Deutschlands Niedergang im Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) bedeutete den Aufstieg Frankreichs. Im Kampfe gegen Habsburg hatte es die französische Herrschaft bis zum Rhein ausgedehnt. Der Widerstand des Adels gegen die königliche Macht war niedergeworfen und die unumschränkte Gewalt des Königs, der Absolutismus, in Frankreich begründet worden. Ludwig XIV. (1661 bis 1715) eröffnete die Reihe der absoluten Herrscher. Über ganz Europa strahlte der Glanz des Sonnenkönigs. Die meisten der 300 großen und kleinen Fürsten, die 1648 durch den Westfälischen Frieden in ihren Ländern souverän geworden waren, glaubten ihrer neuen Würde eine möglichst prächtige Hofhaltung schuldig zu sein. Die 1500 Reichsfreiherren versuchten es ihnen nachzutun. Diese Bewunderung für französische Art ebnete dem französischen König den Weg bei seinem Streben, sich zum Herrn zu machen. Mehr und mehr hatte sich im französischen Volke der Gedanke festgesetzt, der Rhein sei Frankreichs natürliche Grenze. So griff Ludwig XIV. zunächst die Spanischen Niederlande, dann Holland an. 1681 nahm er Straßburg. Der Kaiser war wegen der drohenden Türkengefahr (1683 vor Wien) nicht in der Lage, dagegen vorzugehen.

(Schluß folgt)

Aus dem Wortschatz der Balinger Mundart

Von Fritz Scheerer (Schluß)

neana = nirgends
Neinemool = Mühlespiel
nottla = schütteln
Nuschder = Halsperlenkette (lat., von Pater Noster)
Oißa = Eiterbeule
pfittera = unterdrückt lachen
flenna = weinen
pflotzga = stoßend schmerzen
pfausa = trotzen, beleidigt sein
prästira = aushalten können (lat. praestare)
reng = mager, dürr, schmal
rahaoba = Brot schneiden
Reiha = Rist, Oberseite des Fußes
Riibelesupp = Suppe aus zerriebenen Teigbröckeln
Renka, Strumpfrenka = Strumpfband
Riisama = Sommersprossen
Ruof = Wundkruste
Schäppele = eine Art Frauenhut
schättera = blechern klingen
Schrupfa = Schrubber
Schlaof = Schleife
Schbreißa = Splitter (Holz)
schlotza = im Mund zergehen lassen dazu Schlotzer
Schmätzle = Küßchen
Schnupftuch = Taschentuch
Schrond = Riß in der Haut
schucka = stoßen
Schwäer = Schwager
sealle = jene
speia = sich erbrechen
springa = schnell gehen
Spui = Speichel
stärrig = starr, steif
Steeßle = Pulswärmer
statzga = stottern
steipera = stützen
Strähl = Kamm
tapfer = schnell
tappig = ungeschickt
tollaorig = schwerhörig
treesga = schwer atmen
triala = Speisen aus dem Mund träufeln
Trialer = Kinderlatz, auch Schimpfwort
tremmlich = schwindelig
Voartel = Vorteil
verblembera = vertun
ver dlaina = entlehnen
verglawastera = jemand durchhecheln
vermangla = entbehren
vermanglet = vermißt
vermurgla = zerknittern
verschlupfa = verstecken, Verschlupferles
verschobba = etwas verstecken
verteffla = jemand verhauen
waala = sich wälzen
wääger = wahrlich, leider
Wampa = Bauch
wellawäag = auf alle Fälle
Wäagsoacher = Gerstenkorn am Auge
weifla = wanken
weisa = Wöchnerin besuchen und Geschenke bringen
weitläufig = entfernt (verwandt)
wensch = steht windschief
wiißla = wechseln
wirklich = gegenwärtig
Wittling = Witwer
woidle = schnell
worga = mit Mühe schlucken
wuala = wühlen
wuusla = lebhaft durcheinanderkriechen
Zeistig = Dienstag (von Ziu)
Zeit, wia Zeit = wieviel Uhr
zmool = plötzlich, auf einmal

Seelische Eigenschaften und Regungen:

aobrafflet = ungetadelt
aogriibig = unruhg
aozga = ächzen, stöhnen
aont, 's tuat ihm aont = Wunsch
bäffzga = bellen, murren
Bapp = Leim, ungereimtes Zeug
Bick = Haß, Groll
boosga = Streich verüben
bruttla = murren
Datterich = Zittern
deebera = aufgeregt schimpfen
dirmelig = schwindelig
dossa = vor sich hinbrüten
dottera = bin unschlüssig, sich zu erinnern beginnen
's dauret me = habe Mitleid
aizaumsla = lockend gewinnen
flattiera = schmeicheln (frz. flatter)
Gaude = laute Freude, Spaß (lat. gaudium)
gnitz = verschlagen, abgeschlagen
Grattl = Einbildung, Stolz
gnerig = geizig
's gräbt me = es reut mich
griebig = ruhig
Gschuur = Mühsal, Schererei
gspässig = eigenartig
hählinga = heimlich
haofreacht = dreist
interessiert = geizig
im Jäscht = im Zorn
koanzig = abgeschlagen
Krippelfigger = Geizhals
lätz = verkehrt (tut weh)
Macka = Fehler, Fleck
maaßleidig = verdrossen
maoza = murren, klagen
's menschelet = geht menschlich zu
materdellig = kränklich, unwohl
mausig = keck, mach di et z'mausig
nohschlaa = jemandes Erbeigenschaften haben
schaluu = aufgeregt (frz. jalouse)
strapleziara = stark beanspruchen
streitig = unartig (Kinder)
verdattert = erschrocken, ängstlich
verliggera = entdeckt, erspäht
vermoona = sich irren
verzwazzla = verzweifeln

oam wella = glücken, gelingen
wiif = aufgeweckt
wonderfitzig = möchte alles wissen
wuuselig = lebhaft
brachta = mit seinem Besitz groß tun
an Spuchta toa = einen Streich spielen

Aus Haus, Hof und Feld:

afterbeera = letzte Äpfel heruntertun
ääber = schneefrei
Barn, Heubarn, von tragen
barla = spielen (Katzen)
Bitzget = Rest des ungegessenen Apfels, dazu auch Butza (Apfelbutzen)
Bletsch = breites Blatt
häng dei Bletsch net so na = mach kein so trauriges entstelltes Gesicht
Blottermich = Magermilch beim Buttermachen
Blotzfaß = Butterfaß
Buudel = Milchflasche (z. B. beim Kind)
daiba = wiederkäuen
Dangelstock = zum Sense dengeln
Daug = Faßdaube
Eelmaag = Mohn
eine gea = dem Vieh Futter geben
eischmuttera = zusammenschrumpfen
Gaggele = für Ei (Kinder)
gatzga = gackern
Gelt = Zuber, Bottich, „Wäschgelt"
Glegg = eine Lage Garben auf dem Wagen
glepfa = knallen mit der Peitsche, Klapf tun
glempfig = biegsam
glempflich = ohne Schaden
Gloich = Kettenglied
gloichig = gelenkig
glosta = glühen (Feuer)
Gluata = glühende Kohlen
Grapp = Rabe
gwinna = Äpfel brechen
Gradda = Weidenkorb
Greach = in der Scheune das Oberste
Griaba = kleine Stücke beim Schweinefettauslassen
Gsälz = Marmelade
Guggommer = Gurke
Habermark = Wiesenbocksbart
Hattel = weibliche Ziege; dazu „Hättel", ein kleines zierliches menschliches Wesen
hefla = Teig mit Hefe machen
helda = schief halten (Gefäß)
Heega = Hagebutte, dazu Heegamark
Hentel = Himbeere mhd. hindbeere
hott, wischt = Fuhrmann nach rechts bzw. links
hilze = hölzern
hindersche = rückwärts
Hoopa = Hackmesser zum Reisigmachen
Häusle = Abtritt, Closett
Hudel = Sense mit gespanntem Tuch (für Getreide)
Eema = Bienen (Immen)
Ips = Gips, Ipser = Gipser
Kemmatfeger = Kaminfeger
Knarfel = Knorpel
Kneisle = Auswuchs am Brot
Kohlraab = Kohlrübe
Kräätza = Vorrichtung zum Tragen
Kratzeda = Eierhaber
Krauthaiptle = Krautkopf
Kuttla = Eingeweide
Lacha = Pfütze, Mischtlacha = Jauche
Laißam = Stütze am Leiterwagen
Langwiid = Holz, das Vorder- und Hinterwagen verbindet
Lei(n)lacha = Leintuch
liacha = herausziehen (Heu im Heubarn)
Loas = Radspur
Loomel = Messerklinge
Micke = Wagenbremse
Mias = Moos
Milchfläsch = Milchkanne, Bettfläschle
Moggele = Kalb
Mausget = Federwechsel
Mulle = Katze
Näägele = Nelken
Obe(r)daloch = Garbenloch in der Scheune
osna = rindern
ausriara = Buttermachen, früher auch plotza, Butterfaß, Plotzfaß
Pfiffes = Pips der Hühner
Pflädder = breiiger Schmutz
Pflegelhenke = nach dem Ausdreschen mit dem Flegel
Pfulba = großes Kissen
raisch = geröstet, dürr
Rälling = Kater
Rote Rahna = Rote Rüben
raichela = nach Rauch riechen
Rammler = männlicher Hase
Ratta = Kornrade
Rank = Biegung, z. B. am Weg
Raotbristle = Rotkehlchen
Reiter(die) = Sieb
Riaster = Fleck am Schuh, auch Fortsetzung der Pflugschar
roala = Rain mit dürrem Gras anbrennen
Säach = Pflugmesser
Ruggebrot = Schwarzbrot, von Roggen
Säageß = Sense
Schääf = Schote von Erbsen und Bohnen
Schäar = Maulwurf
schalta = vorwärtsschieben
Schaltkarra = Schubkarren
Schaob = ungebrochenes, steifes Stroh (Zusammengeschobenes)
Schechle = Heuhäuflein
Scheeß = Kutsche, frz. chaise
Schellfetz = Schale von Obst oder Kartoffeln
Schmäar = tierisches Fett
Schmotz = Fett
Schnäddere = Ende des Wagenbretts
Schnaigitza = Goldammer
schoara = Garten mit Spaten umgraben
Schocha = Heuhaufen, an Schocha lacha
Schrand = Bank ohne Lehne
Schupfnudla = spitze, zwischen den Händen geformte und dann gebratene Nudeln
Saugatter = Käfig für Schweine
Surhefl = Sauerampfer
Spächle = gespaltenes Holz
Speidel = kleiner Keil
Spreezkanne = Gießkanne
Spriaß = Stütze
Standa, Krautstanda = Bottich ohne „Sponten"
Stiag = Treppe, von Steigen
Steepfl = Stempel
Stotza = eingerammter Pfahl
stupfa = Rettich stecken, stoßen
Stroapfala = Ackerwinde
Sutterkrug = Selterwasserkrug (zum Bettwärmen)
Tääple = Tatze, Pfote
Träächter = Trichter
Triebel = Kurbel (von treiben)
Trippel = oberster Treppenabsatz
verlächern = leck werden von Holzgefäßen
verwella = etwas kurz aufkochen lassen
Waasa = Rasen
Worb = Stiel der Sense
Wäfzg = Wespe
Wiid = Rute zum Garbenbinden (von Weide)
Wend = Wände und = Wind, der „Luft"
wurmmäßig = vom Wurm angefressen (Obst usw.)
Zäsam = Faser
Ziach = Bettüberzug (von ziehen)
Zibeba = Rosinen, arabisch Zibiba
Ziifer = Kleinvieh, Kinder
Ziilscheit = an der Wagenwaage
„zu dr Hand" und „vo dr Hand" = am Wagen links bzw. rechts
zopfla = abreißen (Beeren)

Scheltwörter

Blooder und Dippel (dummer Mensch)
Gispel (flatterhafter Mensch)
Kaib (abgeschlagen)
das Mensch (abschätzig für eine weibliche Person)
Schlutt (schlampiges Weib)
Siach (schlechter Kerl, von siech)
Simpel (schlechter, dummer Kerl, von frz. simple)

Literatur u. a.

Fischer-Pfleiderer, Schwäbisches Wörterbuch
Brechenmacher, Jos. Karlmann, Schwäbische Sprachkunde

Wohlriechendes Veilchen

Viola odorata

Von den vielen Veilchengewächsen, zu denen auch die Stiefmütterchen gehören, ist das wohlriechende Veilchen (odorata) am beliebtesten, das Märzen- oder Roßveilchen (Viola hirta) das bei uns am meisten vorkommende.

Schon im März oder Anfang April blühen beide Arten im dürren Gras an Wald- oder Heckenrändern, an Rainen und am Wegsaum. Sie künden den Frühling an und „spiegeln" die Bläue des Himmels in ihren Blütenblättern. Dichter sind von ihrer Schlichtheit und Bescheidenheit, von ihrem Wagemut und ihrem stillen Dasein angezogen worden und haben es besungen:

„... Im Schatten sah ich ein Blümlein stehn, wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön ...!" (Goethe)
„Ein Veilchen auf der Wiese stand, / gebückt in sich und unbekannt; es war ein herzigs Veilchen ..." (Goethe)

Ein Sträußchen von diesen Frühlingsboten heimzubringen, gehört zu den größten Kinderfreuden dieser Zeit. Wer wohlriechende Veilchen im Garten hat, der weiß, daß sie sich sehr rasch durch Ausläufer vermehren. Blätter und Blütenstiele sind bei beiden Arten grundständig, haben also keinen Stengel. Die Blüten bei „odorata" sind dunkelviolett, selten rosenrot oder weiß, bei „hirta" blaßviolett und geruchlos. Sie sind fünfblättrig mit einem langen Sporn. Bei „hirta" kommen sehr häufig auch Bastardbildungen vor. Die weißlichen Samen in den dreiklappigen Kapseln werden von Ameisen verbreitet. Das fettreiche Anhängsel dient ihnen als Nahrung. — Der schräg im Boden liegende Wurzelstock hat den Winter überdauert und genügend Nährstoffe gesammelt, die das Pflänzchen schon im zeitigen Frühjahr mit Nahrung versorgen. Die Blätter schlüpfen tütenförmig eingerollt aus ihm hervor und bilden eine Blattrosette. Unten an den Blattstielen sitzen zwei kleine lanzettliche Nebenblätter. Der Name „Veil" ist von dem lateinischen Viola abgeleitet. Foto: Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 28. Mai 1971 | Nr. 5

Das Naturschutzgebiet Irrendorfer Hardt

Von Fritz Scheerer

Mit trefflichen Worten schildert Robert Gradmann in seinem Buch „Süddeutschland" die Hochalb: „Von schlichtem Wesen ist die Hochalb. Aber die näheren Freunde des Albgebirges, die sich an den vielbesuchten Prunkstücken der Neckarseite sattgesehen haben, wissen gerade sie besonders zu schätzen in ihrer Ursprünglichkeit, ihrer Stille und Abgeschiedenheit, ihren anspruchslosen Dörfern, ihren Fruchtfeldern und stimmungsvollen Heiden, auf denen da und dort ein einsamer Schäfer zwischen uralten Grabhügeln seine Herde betreut. Einen wahrhaft parkartigen Anblick bieten diese hochgelegenen Weideplätze und Mähder, wenn sie mit einzelnen alten Waldbäumen, Wacholder- und Rosensträuchern bestanden sind."

Solche Worte kennzeichnen besonders den Großen Heuberg und das Hardt. Ein landschaftliches Kleinod und zugleich eine Oase der Ruhe und Stille, wie sie in unserer technisierten Welt leider immer weniger zu finden sind, ist hier das Irrendorfer Hardt, dessen Pflanzenwelt Anfang Juli am schönsten ist. Ein Besuch dieser parkartigen Landschaft inmitten der sie umgebenden Wälder lohnt sich aber auch zu jeder anderen Jahreszeit.

Das Irrendorfer Hardt zählt zu den interessantesten Naturschutzgebieten unseres Landes. Wer es aus unserer Gegend aufsuchen will, wird in der Regel Nusplingen (723 m NN) zum Ausgangspunkt wählen. Vom tiefeingeschnittenen Bäratal führt die gut ausgebaute Hartsteige, vorbei an der alten ehrwürdigen Peter und Paul geweihten Friedhofkirche, auf die Höhe östlich des Tales in den alten, breiten Talzug des einst nach Südosten zur Donau ziehenden „Schwankemer Tales" (1528 Schwankheimer Tal, 840—860 m) mit den Harthöfen. Über ein typisch baumloses Tal sind die Höfe verstreut und stellen siedlungsmäßig ein für die Alb im allgemeinen fremdes Element dar. Der Weiler wurde um 1830 von Nusplingen aus gegründet, um den Grundbesitz in leicht erreichbarer Nähe zu haben. Man trifft hier, im „Nusplinger Hardt", in größerem Umfang Äcker und Öhmdwiesen, die heute zum größten Teil zweimal im Jahr gemäht werden. Bei dem die Siedlung im Osten abschließenden und zugleich größten Hof, der auch eine Kapelle besitzt und schon zu Schwenningen zählt, verlassen wir das Sträßchen nach Schwenningen, das noch 1715 Heerstraße genannt wird, und wandern zu Fuß an Äckern und Öhmdwiesen vorbei in leicht ansteigendem Weg zum Naturschutzgebiet, das mit einer prächtigen Busch- und Baumgruppe als herrlicher Naturpark beginnt.

Das Naturschutzgebiet liegt rund 4 km nordöstlich von Irrendorf, umfaßt 103 ha in durchschnittlich 870 m Meereshöhe und ist rings von höheren bewaldeten Kuppen umgeben. Der tiefste Punkt liegt bei 858 m (Flurname „Becken"), während die umgebenden Höhen bis 890 m ansteigen. Es ist eine große abflußlose Mulde. Wenn bei Schneeschmelze oder bei starken Gewitterregen größere Wassermengen auftreten, so versinken diese in mehreren Schlucklöchern und Trichtern, teilweise in großen Erdfällen (Dolinen). Diese Muldenlage begünstigt in erhöhtem Maße die Entstehung von Frösten. Es bildet sich ein Kältesee. Die Winter sind hier lang, und zu allen Jahreszeiten kann nächtlicher Frost auftreten. Die Folge davon ist, daß die Vegetationszeit später eintritt als in den weniger frostgefährdeten Lagen der höher gelegenen Umgebung. So zeigen die Birken im Hardt im Frühjahr oft noch kein grünes Blättchen, während die in den höheren Lagen schon begrünt sind, oder ist Ende Mai das Ruchgras in der Mulde kaum entwickelt, dagegen an den Höhen schon in voller Blüte.

Eine weitere Eigenart des Hardts ist der fast durchweg tiefgründig entkalkte Boden (Lehm!). Nur in den Erdfällen und ihrer nächsten Umgebung treten Kalkfelsen zutage und ist der Boden kalkreich. Hier blieb eine kalkarme Lehmschicht erhalten, weil das burdigale (untermiozäne) Meer der Tertiärzeit nicht bis zum heutigen Hardt reichte. Seine Küste lag weiter im Süden. Die Lehmschicht muß daher, wie Filzer nachgewiesen hat, vormiozäner Entstehung sein, dürfte also ein recht hohes Alter haben und nicht durch die heute noch fortgehende Auslaugung entstanden sein.

Dieser Boden und das Lokalklima beeinflussen den Pflanzenwuchs. Am meisten fällt zunächst der Baumbestand auf, der zwar unregelmäßig über das Hardt verteilt ist, da das Wiesengelände von 1938 in Privatbesitz und stark parzelliert war, und die Bauern immer wieder Bäume fällten, um ungehindert arbeiten zu können. So gibt es Wiesen, die überhaupt keine Bäume mehr tragen, andere dagegen sind noch reich mit Bäumen bestockt. Auf der ganzen Fläche ist unter den Bäumen die Birke, die sonst auf der Alb zu den Seltenheiten zählt, am häufigsten. Die Eichen halten sich mehr an die Ränder. Die alten Fichten sind meist bis auf den Boden beastet und bieten einen prächtigen Anblick, während jüngere infolge des immer wiederkehrenden Zurückfrierens krüppelhaft sind. Rotbuchen kommen nur an zwei Stellen vor, stocken in erhöhter Lage über der Zone stärkster Frostgefährdung und bilden sogar ein kleines Wäldchen. Die Forche ist nur in wenigen Exemplaren vertreten.

Die weiten Wiesenflächen, die locker einzeln und in Gruppen von Bäumen bestanden sind, werden Holzwiesen genannt (s. Bild 1). Sie liegen in einem früher schwer erreichbaren Teil der Markung Irrendorf (rund 4 km vom Ort entfernt). Mit Wahrscheinlichkeit sind sie aus früheren Weidewäldern, aus Hardten hervorgegangen. Im Mittelalter war das Hardt (schwäbisch „das", fränkisch „die" Hardt) Wald, in dem die Lichtholzarten Birken und Eichen vorherrschten und damit Weidebetrieb möglich war. Auch der Flurname „Dietert" (= Diethart), für einen kleinen Ausschnitt des Hardtes, weist in dieselbe Richtung. Nach Keinath bedeutet mhd.

Die weiten Wiesenflächen des Irrendorfer Hardts. Foto: Scheerer

diet = Volk, Leute, das später besonders für Heiden in der grauen Vorzeit gebraucht wurde. Tatsächlich liegen auch in der Flur „Dietert" einige große, wahrscheinlich bronzezeitliche Grabhügel. Sie stammen aus einer Zeit, in der auf der Alb eine parkartige Wald- und Weidelandschaft vorhanden war (Schwenkel).

Bis vor 160 Jahren waren Weidewald und Hardt meist gleichbedeutend, als nämlich das Vieh, die Schweine und Pferde zur Weide in den Wald getrieben wurden. Als mit der Stallfütterung die Waldweide aufhörte, waren die Wälder verlichtet und heruntergekommen. Da und dort wurden die Weidewälder noch weiter gelichtet, so daß sie als Holzwiesen, die der Heugewinnung und Holznutzung zugleich dienten, bewirtschaftet werden konnten.

Die Holzwiesen sind also nicht ursprünglicher Art, sie sind vielmehr ein Produkt des Menschen und seiner jahrhundertelangen Bewirtschaftung, für uns ein Denkmal vergangener Wirtschaftsform. Heute besteht der menschliche Eingriff nur noch in der jährlich einmal über den Rasen gehenden Sense oder Mähmaschine. Dadurch wird die Bewaldung verhindert und gleichzeitig eine gewisse Auslese unter den Pflanzen herbeigeführt. Durch Düngung könnte wohl der Ertrag gesteigert werden, es würde aber (wie bei den Harthöfen) eine einförmige Allerweltswiesenflora entstehen.

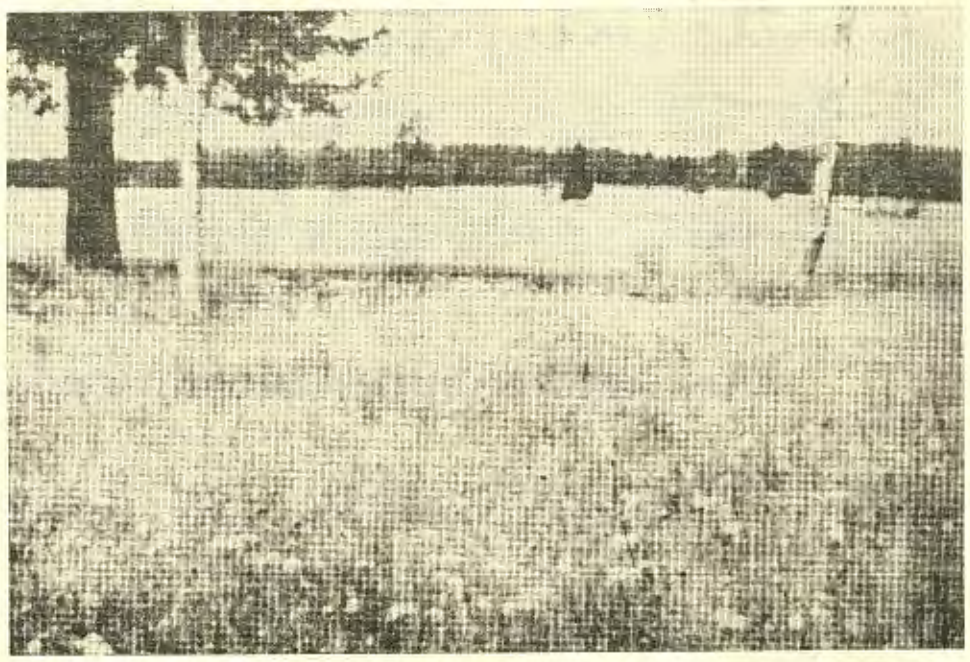
Ins Naturschutzbuch eingetragen

Vor 40 Jahren war das Irrendorfer Hardt „ein Veilchen, das im Verborgenen blühte". In dem herrlich lockeren Baumbestand und den blumenreichen Wiesen, bei denen Düngung sowohl durch Mist als auch durch Kunstdünger verpönt ist, haben wir ein für Auge und Herz erfreuendes Denkmal eines abgeklungenen Kulturzustandes. Begreiflich bestand daher der Wunsch, ein Gebiet von solcher Schönheit und Eigenart für die Zukunft zu erhalten. Es ist das Verdienst von Oberforstrat Richard Lohrmann, daß am 22. Februar 1938 das Irrendorfer Hardt aufgrund des Reichsnaturschutzgesetzes ins Naturschutzbuch eingetragen wurde. So ziehen heute nur ein paar grasbewachsene Wege zwanglos kreuz und quer durch einen „Park" ohne Zaun und Tor, der von dunklem Hochwald umschlossen wird. Es blieb uns eine Anlage erhalten, die in ihrer Schönheit ihresgleichen sucht und an englische Parkanlagen erinnert.

Seit 1938 wird die Axt nicht mehr an die Bäume gelegt, die seitherige Bewirtschaftung wird fortgesetzt, d. h. das Hardt wird nur einmal im Jahr gemäht und nicht gedüngt. Wenn nun in den letzten Jahren durch die Abwanderung der Menschen in die Industrie viele Wiesen nicht mehr gemäht wurden, so fand man einen Ausweg: eine bedeutende Landmaschinenfabrik erklärte sich bereit, die Wiesen zu mähen, um ihre neuen Maschinen hier auszuprobieren.

Die Pflanzengesellschaften des Hardts

Der bunte Teppich der Holzwiesen setzt sich durchaus nicht etwa nur aus Wiesenpflanzen zusammen, sondern stellt eine Mischung von Wald- und Wiesenblumen dar, weist Pflanzen auf, die sonst auf der Alb mit ihren Kalkböden nicht vorkommen. Er bietet eine Fülle schönblühender, zum Teil seltener Gewächse, die sich bald hier, bald dort in den Bestand mischen. Bei der bunten Mannigfaltigkeit der Rasenflächen könnte man verschiedene Pflanzengesellschaften zusammenstellen, je nachdem im Boden das Kalkgestein mehr oder weniger bis zur Oberfläche ansteht (Nähe von Erdfällen) oder die kalkarme lehmige Überdeckung tiefgründig entwickelt ist. In foldendem soll aber mehr ein Gesamtbild gegeben werden.



Bis in den Herbst hinein geht das Leuchten der Pflanzen. Foto: Lohrmann

Die saftigen Gräser der Öhmdwiesen fehlen. Gewöhnlich treten massenbildend bestimmte Grasgewächse auf, wie der Schafschwingel (Festuca ovina), das Borstengras (Nardus stricta), auf besonders saurem Boden die Waldschmiele (Aera flexuosa) und das Bergrispengras (Choa Chaixii). Fast nie fehlt das sonst seltene Zittergras, an sonnigen Stellen der Wiesenhaber (Avena pratensis) und das dem Heu den bekannten Wohlgeruch gebende Ruchgras (Antoxanthum odoratum). An den kalkarmen Boden gebunden ist die weißliche Hainsimse (Luzula albida) mit ihren schmallinealen Blättchen, während die Berg-Trespe (Bromus erectus) den Kalk liebt.

Pflanzensoziologisch reizvoll sind die Übergänge in der Nähe der großen Erdfälle von kalkreichen zu kalkarmen Böden der alten Lehmüberdeckung. Auf dem kalkarmen Boden erstrahlen Ende Juli/Anfang August die prachtvollen himmelblauen Blütenköpfe der Jasione, die stattliche Arnika, die Blütenglöckchen des Heidekrauts und die hellen Blätter der Niedergedrückten Weide (Salix livida).

Schon Ende Juni leuchten einige Kostbarkeiten wie die brennendrote Buschnelke (Dianthus Seguierii, s. Bild 2) und eine alpine Mattenpflanze, der weißblühende Zwiebeltragende Knöterich (Polygonum viviparum). Dazwischen fallen durch lebhafte Farben Knabenkräuter auf wie das Gefleckte (Orchis maculatus), der Kleine Wiesenknopf, die Perücken-Flockenblume (Centaurea pseudophrygia), der blauviolette Feldenzian (Gentiana campestris), der Pfeilginster, das zitronengelbe Sonnenröschen, der Waldwachtelweizen und das goldgelbe Gefleckte Ferkelkraut oder Hachelkopf (Hypochoeris maculata). Der Quendel (Thymus serpyllum) ist ebenso häufig wie auf den Schafweiden des Kalkbodens und besiedelt auch hier mit Vorliebe die Ameisenhaufen. Auf der kleinen Bibernelle wiegt sich im Sonnenschein eine seltene, schön gefärbte Heuschrecke (Arcyptera fusca).

Bis in den Herbst hinein geht das Leuchten. Auf dem kurzen sonnenverbrannten Rasen blühen blaue Glocken (Campanula rotundifolia), Enziane und rote Skabiosen. An verschiedenen Stellen liegen die weitoffenen, großen, weißstrahlenden Blumenkronen der stengellosen Silberdistel wie lauter Sonnen. Und die Laubbäume erstrahlen in dem prächtigen Schauspiel der Laubverfärbung.

Nicht alle der vorkommenden Glieder der blumenreichen Holzwiesen konnten hier angeführt werden. Aus der Fülle wurden nur die charakteristischen herausgegriffen. Auf jeden Fall beherbergt das Irrendorfer Hardt Kleinode, verschiedene alpine und außerdem auch präalpine Arten, die sonst auf der Alb mit ihren Kalkböden nicht vorkommen. In dem stimmungsvollen Naturpark ist uns eine letzte größere Fläche der Alb mit der alten Wirtschaftsform erhalten, die durch ihre Schönheit unsere Liebe und Bewunderung verdient.

Pfingsten, das liebliche Fest...

Von Hans Müller

Es gibt Osterlandschaften, Pfingstlandschaften, Weihnachtslandschaften und andere. Die Osterlandschaften sind frischgrüne Wiesentäler mit klaren Bächen und gelben Blumen. Als Kinder haben wir uns von ihnen mit einem elementaren Naturgefühl durchdringen lassen. Die Weihnachtslandschaften sind schneeglitzernde Nadelwälder. Als Erwachsene haben sie uns das Erlebnis geschenkt, daß eigene Körperkraft sich mit der Naturkraft auf gleichem Fuße fühlt. Ja, und die Pfingstlandschaften! Sie sind eigentlich alles; denn das ganze Jahr hat sich aufgetan. Bunte Wiesen, zarte Saaten, stille Wälder. Alles sind sie, aber ganz besonders doch die Laubwälder.

Wenn das Frühjahr spät kam und Pfingsten früh fällt, sind die Blattknospen vor kurzem erst aufgebrochen. Wenn man sie farbfotografiert, ist man enttäuscht; denn der feine Flaum auf den zarten Blättchen, dieser leichte Silberschimmer, schluckt das blasse Grün. Und unsere erhabenen Gefühle bildet der Film leider nicht ab. Da und dort wird der Buchenwald durch ein Blaßgelb belebt. Das sind aber nicht Blätter sondern die Blütenmassen der Ahorne. Die Esche hat sich am längsten Zeit gelassen; ihre dicken, dunklen Knospen, die wie die Hufe kleiner Rehe aussehen, sind ganz zuletzt aufgegangen. Sogar noch vor den klebrigen der Roßkastanie, die dann ihre Fingerblätter noch eine Zeitlang wie halbge-

schlossene Schirme gehalten hat, damit sie nicht frieren. Auch die „knorrige" Eiche ist gegen Kälte recht zimperlich und entfaltet sich sehr zögernd. — So rasch, daß wir gar nicht recht mitkommen, ist endlich die ganze Waldespracht aufgebrochen und ebenso schnell von empfindlich-frischem Blaßgrün zu einem soliden Mittelgrün übergegangen. Aber noch hat der Boden unserer Laubwälder genug Licht für seine Kleinen: weiße, rosa und gelbe Anemonen, die zarten Buschwindröschen in großer Menge, das unscheinbare Bingelkraut, verschiedene Schlüsselblumen, die „Täubchen" (Walderbse oder Frühlingserbse), das rot und blau gleichzeitig blühende Lungenkraut, die giftgrüne Mandelwolfsmilch, verschiedene Veilchen, der blasse „Hasenklee" (Sauerklee), das Immergrün mit den lederharten Glanzblättern. Sie alle beeilen sich im Mai und Anfang Juni mit dem Blühen und Samentragen. Dann können sie im Hochsommer im Waldesschatten vor sich hinträumen. Den Waldrand besetzen die Gebüsche. Wilde Johannis- und Stachelbeeren haben schon lange Blätter und Blüten zugleich. Der schneeweiße Blust des Schwarzdorns (Schlehdorn) ist schon Ende April abgefallen. Der Weißdorn will gerade verblühen; aber das tut er langsam. Die Zeit der zartfarbenen Heckenrosen läßt auf sich warten, was nicht schlimm ist, denn das sich reimende Küssen und Kosen haben die jungen Menschen ja doch auf das ganze Jahr verteilt. Der Schneeball hat schon wollige Blätter; aber seine weißen Blütenbälle sind zunächst noch grün. Der sachliche Liguster spart mit Blütengröße und -farbe. Himbeere und Brombeere sind gute Hausfrauen; sie halten nicht viel von Blütenüberschwang, aber sie bringen etwas in die Einmachgläser. Inzwischen ist auch noch die Walderdbeere gekommen; der Waldmeister duftet und das Labkraut stinkt, und sehen einander doch zum Verwechseln ähnlich. Die glänzenden Blätter der Haselwurz verbergen ihre ganz unscheinbaren Blüten sorgfältig, aber der Pfeffergeruch verrät sie doch. Nicht zu übersehen ist die Goldnessel, so wenig wie die Hahnenfüße. Seltener sind Türkenbund und Wintergrün (Pirola).

O Wandern, wandern, meine Lust

Wo finden wir geschlossene Buchenwälder? Welche Spaziergänge oder Wanderungen wären anzuregen? Von Ebingen-West ausgehend: Buchenweg — Mahlesfelsen — Otternhalde oder Taubenfels — Griesentäle. Oder Schloßfelsenhalde (Jungwuchs) — oberes Leizentäle oder Süßer Grund. Oder über die Ochsenberge zum Katzenbuckel. — Tailfingen hat seinen hochzuschätzenden Braunhartsberg, Onstmettingen sein Bärentäle. — Von Bitz nach Winterlingen kann man durch Buchenwälder wandern. Wer ist schon einmal ins Veringer Wäldle oder über den Mühlberg nach Schmeienhöfe gegangen? Oder durch die Rauhen Täler nach Oberschmeien? Wenn nicht, dann bitte nachholen. Zwischen Meßstetten und Lautlingen auf der Höhe zu gehen ist ein Erlebnis. Viele Buchenwälder sind auch an der Donau. — Die mittlere Alb aber ist so reich an ihnen, daß es müßig wäre, mit deren Aufzählung auch nur zu beginnen.

Wem fällt auf, daß die meisten größeren Buchenwälder der Alb auf Felsenkalk wachsen? Beide scheinen füreinander geschaffen, obwohl es natürlich auch anderswo Buchen gibt. Kein anderer Baum verankert sich mit so schlangenartigen Wurzeln in den Felsenlücken und Ritzen. Keiner kann in solchen Mengen Kalk aus dem Gestein nehmen und sich selber einen eigenen Waldboden schaffen, die warme, mulmige Waldschwarzerde. Keiner stützt mit so gewaltigem Wurzelwerk am steilen Hang nicht nur sich selber sondern auch den Hang gleich mit. Daß die steilen Lagen im Gelände noch nicht zur Ruhe gekommen sind, sehen wir an der Krümmung jüngerer Bäume. Aber man kann noch genauer beobachten: An vielen Baumstämmen liegt der Boden hangaufwärts etwas höher als hangabwärts. Die Bäume „bremsen" nämlich das „Erdkriechen", das sogar unter der Pflanzendecke unentwegt weitergeht. — Ganze Eichenwälder zu durchwandern, wäre früher einmal bei uns möglich gewesen. Heute müssen wir schon nach Wildungen oder Waldeck an die Edertalsperre fahren; da hätten wir sie tagemärscheweit bis Pyrmont oder Arolsen. Doch auch schon im Glemswald zwischen Renningen und Eltingen treffen wir Eichen in erstaunlicher Anzahl in den schönen Keupermischwäldern.

In unserer Jugendzeit waren wir alle ein bißchen überspannt. Da stürmten wir „durch Feld und Buchenhallen", ohne auf so „lächerliche" Einzelheiten wie Baumarten oder gar Blumen zu achten und fühlten uns dem „grauen Alltag" entrückt, über die „verlorene Menschheit" erhaben, über uns selber emporgehoben ins „All". Das ließ uns dann immer wieder eine Woche in der „Tretmühle" überstehen. Das ist vorbei. Ist es ganz vorbei? Hoffentlich nicht. Ein Restchen elementaren Naturempfindens, ein Hauch jenes Jugend erlösenden „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen in den großen, heilgen Dom!" muß erhalten geblieben sein, wenn wir im Alter jung bleiben wollen, jung und geistig unverwüstlich. Denn das ist das Einbrechen aus der „nicht-marktwirtschaftlichen" Überwelt, aus der heraus die Menschheit ständig aufgefrischt wird; es ist das Ur-Anfängliche, das Pfingstliche . . .

Ein Blick in Dürers Leben

Aus den Selbstzeugnissen der „Familienchronik" und des „Gedenkbuches"

Von Kurt Wedler

Eine Fülle von Aufsätzen, Vorträgen und Neuerscheinungen wird uns das Dürerjahr bringen von einer Künstlergestalt, die in den Zeiten des Umbruchs vom Mittelalter zur Neuzeit gelebt und gewirkt hat. Der weitgespannte Bogen der Beurteilungen wird vom „größten deutschen Maler aller Zeiten" bis zu dem Künstler reichen, der das „malerische Formgefühl, den geheimnisvollen Formenkomplex systematisch bei sich ausgerottet hat, der nie leidenschaftlich wird und seine kühle Gemessenheit überall bewahrt".

Albrecht Dürer um 1527 (Holzschnitt von Erhard Schön). Fotos: Wedler

Aus letzterem Grund mag Dürer noch keinen rechten Zugang zum Herzen des Volkes gefunden haben. Möge das Dürerjahr dazu beitragen, daß aus der Beschäftigung mit seinen Werken, die im Original und in vielen Drucken allgemein zugänglich sind, ein besseres Verständnis für diesen großen, vielseitigen, menschlich sehr achtbaren und genialen Deutschen erwachse. In dem Holzschnitt von Erhard Schön (um 1527) erscheint uns ein andrer Dürer, als wir ihn von seinen Selbstbildnissen kennen, in denen uns eine fast mädchenhafte oder frauliche Gestalt anblickt, so in der Silberstiftzeichnung des Dreizehnjährigen (1484 Albertina Wien), dem Selbstbildnis von 1493 (Louvre Paris), dem von 1498 (Prado Madrid) oder dem idealisierten Bild von 1500 (Ältere Pinakothek München). Vielleicht ist das wahre Wesen Dürers in der Mitte zu suchen zwischen diesen männlich harten Zügen des älteren Menschen und den viel weicheren Zügen und den beinahe eitel gepflegten, langen Haaren seiner ersten Jahrzehnte, die ihm von seinen Freunden manchen Spott eintrugen. Das tut aber dem Genie, das immer auch seine Schwächen hat, keinen Abbruch.

Auf der Erlanger Federzeichnung von 1492, erkennt man das linke schielende Auge Dürers (Spiegelbild), was er auch auf seinen andern Selbstbildnissen, mit Ausnahme des idealisierten, nicht verheimlicht. In dem Münchner Bild hat er die Asymmetrie seines Gesichtes ausgeglichen und ihm eine Feierlichkeit gegeben, die dem „Salvator Mundi" nahekommt. Ob dies Dürers Absicht war, um in diesem Idealbild in der Nachwelt weiterzuleben, sei dahingestellt.

Am 21. Mai 1471 hat Albrecht Dürer als drittes Kind, von im ganzen 18 Kindern, das Licht der Welt erblickt. Sein Vater kam von Ungarn auf dem Umweg über die Niederlande im Jahr 1455 nach Nürnberg, das er schon als Goldschmiedelehrling kennengelernt hatte. Auch nahm er damals als Milizsoldat an einer unrühmlichen Fehde der Nürnberger gegen die Raubritter der Burg Lichtenberg teil.

Dürer schreibt in seiner „Familienchronik" von 1524: „Albrecht Dürrer der Älter ist aus seinem Geschlecht geboren im Königreich Hungern, nit ferr von einem kleinen Städtlein, genannt Jula, acht Meil Wegs weit unter Wardein, aus ein Dörflein zunächst dabei gelegen, mit Namen Eytas, und sein Geschlecht haben sich genährt der Ochsen und Pferd. Aber meines Vaters Vater ist genannt gewest Anthoni Dürrer, ist knabenweis in das obgedachte Städtlein kummen zu einem Goldschmied und hat das Handwerk bei ihm gelernet. Danach hat er sich verheurath mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabetha, mit der hat er ein Tochter Catharina und drei Söhne geboren. Den ersten Sohn, Albrecht Dürrer genannt, der ist mein lieber Vater gewest, der ist auch ein Goldschmied worden, ein künstlicher reiner Mann".

Das ungarische Dorf Eytas (Ajtos) heißt

auf deutsch „Türe". So ist der Dorfname als Familienname übernommen worden. Dürers Vater schrieb sich noch mit „T", also Türer. Auch ist im Familienwappen die offenstehende, zweiflügelige Tür zu sehen. Man nimmt an, daß nach den Mongoleneinfällen unter König Bela IV. deutsche Siedler in Ungarn aufgenommen wurden, die Erzbergbau und Viehzucht betrieben. Der Großvater Dürers war aber schon 1410 Goldschmied in Gyula. Hundert Jahre später ist auch die Musikerfamilie Bach von Ungarn nach Thüringen zurückgewandert.

Über seinen Vater schreibt Dürer in der obengenannten Familienchronik: „Item dieser obgemeldt Albrecht Dürrer der Älter hat sein Leben mit großer Mühe und schwerer,

Frau Agnes Dürer um 1497 (Silberstiftzeichnung).

harter Arbeit zugebracht und von nichten anders Nahrung gehabt, denn was er vor sich, sein Weib und Kind mit seiner Hand gewunnen hat. Darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn gekannt haben, ein gut Lob gehabt. Dann er hielt ein ehrbar christlich Leben, war ein geduldig Mann und sanftmütig, gegen jedermann friedsam; und er was fast dankbar gegen Gott. Er hat sich auch nicht viel Gesellschaft und weltlicher Freud gebraucht, er war auch weniger Wort und ward ein gottsfürchtig Mann." Die Bilder, die Dürer verschiedentlich von seinem Vater gemalt hat, zeigen deutlich diese Wesenszüge.

Erst mit 40 Jahren heiratete Albrecht Dürer d. Ä. die 15 Jahre alte Tochter seines Goldschmiedemeisters Holper, namens Barbara. Im Jahr 1504, zwei Jahre nach des Vaters Tod, nahm Dürer seine Mutter zu sich. Er schreibt in seinem „Gedenkbuch" von ihr: „Ihre gute Werk und Barmherzigkeit, die sie gegen Jedermann erzeigt hat, kann ich nit gnugsam anzeigen und ihr gut Lob. Diese meine frumme Mutter hat 18 Kind tragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt, viel andrer schwerer merklicher Krankheit, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit, noch ist sie nie rochselig gewest." Diese leidgeprüfte, aufrechte Mutter zeichnete der Sohn zwei Monate vor ihrem Tod (17. Mai 1514) in den markanten, deutlichen Zügen eines arbeitsamen, gottesfürchtigen Menschen. „Und in ihrem Tod sach sie viel lieblicher, dann do sie noch das Leben hätt", schreibt er dann.

Über Dürers Ausbildung, Lehrzeit und Vermählung liest man in der Familienchronik folgende Zeilen: „Da ich schreiben und lesen gelernet, nahm mein Vater mich wieder aus der Schul und lernet mich das Goldhandwerk. Und da ich nun säuberlich arbeiten kunnt, trug mich mein Lust mehr zu der Malerei, dann zum Goldschmied. Das hielt ich meinem Vater für. Aber er war nit wol zufrieden, dann ihm reut die verlorne Zeit, die ich mit Goldschmiedlehr hätte zugebracht. Doch ließ er mir's nach, und da man zählt nach Christi Geburt 1486 an St. Endrestag, versprach mich mein Vater in die Lehrjahr zu Michael Wohlgemuth, drei Jahr lang ihm zu dienen. In der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wol lernete. Aber ich viel von seinen Knechten mich leiden mußte. Und da ich ausgedient hatt, schickte mich mein Vater hinweg und bliebe vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert. Und als ich im 1490. Jahr hinwegzog nach Ostern, darnach kam ich wieder, als man zählt 1494 nach Pfingsten. - Als ich wieder anheims kommen was, handelte Hanns Frei mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 fl. und hielt die Hochzeit, die was am Montag vor Margarethen im 1494. Jahr."

So geschah es Dürer, wie es in jener Zeit den meisten jungen Menschen erging, daß er ohne Wunsch und Willen zu seiner Frau Agnes kam.

Mehlbeere

Pirus aria

Die Mehlbeere kommt auf Felsen, steinigen Abhängen, Steinriegeln, auf Schafweiden und vereinzelt auch noch angepflanzt an Nebenstraßen als Baum vor. Doch vielfach entwickelt sie sich auch nur als Busch. Fegt der Wind in ihre Blätter, so daß die weiße filzige Unterseite sichtbar wird, dann vermutet man von der Ferne einen blü-

henden Baum, so hell leuchten die weißen Haare. Diese Behaarung dient zum Schutz der auf der Unterseite befindlichen Spaltöffnungen. Die Form der derben Blätter ist eiförmig, zugespitzt oder stumpf. Sie sind ungleich-doppelt-gesägt, vorn manchmal eingelappt und die Blattrippen deutlich markiert. Die Farbe ist tiefgrün. Die Blüten sind zu einer Blütenrispe vereinigt. Sie tragen fünf weiße Blütenblätter und viele Staubgefäße, die sich um den Stempel gruppieren. Ihr starker Duft lockt Insekten aller Art an, die neben dem offenen Nektar auch reichlich Blütenstaub vorfinden und dabei die Bestäubung besorgen. Sogar Maikäfer sind auf den Blüten zu finden, die oft über und über vom Blütenstaub gelb gefärbt sind. Die Früchte verfärben sich vom Grün ins Dunkelgelb und Purpurrot und manchmal sind sie weißlich punktiert. Oft werden fälschlicherweise auch die Früchte des Weißdorns, die ähnlich aussehen, aber kleiner sind, als Mehlbeeren bezeichnet. Foto: Wedler

Ein Brief an die sog. Alten

Ein Beispiel für das Jungbleiben oder wieder Jungwerden

In der Heimatbeilage des „Volksfreunds" und der „Heuberg-Zeitung" „Aus der Heimat" 4. Jahrgang Nr. 10 vom 12. November 1930 erschien ein Brief eines Amerikaschwaben aus dem Staat Ohio, der es Wert ist, in Auszügen nochmal abgedruckt zu werden. Dieser Schwabe war Musikus von Beruf und wurde drüben als Musikdirektor angestellt, er gründete dann eine Musikschule, gab Konzerte, auch im Rundfunk, und betätigte sich auch schriftstellerisch.

... in Ohio, den ...

Mein lieber alter Freund!

Ich habe mir vor einem Jahr ein schönes dreistockiges Haus gekauft, das sich zu Wohnhaus und Unterrichtszwecken vortrefflich eignet. Hinter dem im schönsten Teil der Stadt gelegenen Haus befindet sich ein großer Garten mit Laubengang und allen Sorten von Gemüsebeeten und Blumenanlagen, in welchen sich meine Kleinen nach Herzenslust tummeln können. Ich springe gern mit ihnen herum und zeige ihnen Spiele. Bin immer noch derselbe Springinsfeld wie ehemals, habe von meiner Jugendkraft und meinem Unternehmungsgeist noch nicht das geringste eingebüßt. Kann täglich 14 Stunden arbeiten, ohne Ermüdung zu verspüren. Auch äußerlich werde ich gewöhnlich für 40 bis 42 gehalten — innerlich fühle ich mich wie ein Zwanzigjähriger.

Ja, ein schöner Maientag war's, es grünte und blühte überall, als Freund A. und ich an einem schönen Sonntag von Herrenberg aus dem freundlich gelegenen T. zupilgerten, um Deine Verlobung zu feiern... Ja, derselbe Mai blüht auch heute noch und wird für uns noch viele Jahre blühen, wenn wir den Glauben daran nie aufgeben und seine stetig erneuernde Kraft ungehindert auf unser Herz und Gemüt wirken lassen. Das habe ich in meinem Leben empfunden, indem ich die der Natur innewohnende schöpferische Gotteskraft mir zu eigen gemacht habe, wodurch ich fortwährend aus einem nie versiegenden Jungbrunnen schöpfen kann. Hierzulande gibt es viele hervorragende Männer im Alter von 80 bis 100 Jahren, die immer noch in frischer Kraft ihres Amtes walten, und ich möchte in Jahren noch dasselbe leisten. Es weht eben ein anderer Geist in diesem Lande. Trotz der vorrückenden Jahre darf man hier nicht alt werden, sonst ist man verloren. Das ist eben der Hauptfehler im alten Vaterland, daß man immer vom Alter spricht und sich gegenseitig alt macht!

Auch Du lieber Freund sprichst vom Alter des Lebens und vom „Niederlegen des Stabes", während ich fühle, daß ich kaum recht angefangen habe und immer weiter vorwärtskommen möchte. Jeden Tag lerne ich Neues in Musik und auf allen nur denkbaren Gebieten... Das ist das Geheimnis der unerschöpflichen Jugend, daß man stets Neues lernt und mit der Zeit fortschreitet... Wer damit aufhört, wird merklich alt und schließlich lebenssatt Lieber alter Freund! Werde ein neuer, junger Mensch, dessen Körper durch den sich verjüngenden Geist gleichfalls neue Jugendkraft gewinnt. Geselle Dich zur Jugend und lerne sie verstehen, dann wirst Du gleichfalls jung werden..."

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 30. Juni 1971 | Nr. 6

„. . . mit zirckel ond richtscheyt“

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Im Jahre 1525 wurde Albrecht Dürers Perspektivlehre in Druck gegeben; 1527 folgte seine Befestigungslehre, 1528 seine Proportionslehre. Wie der vielseitige Meister der italienischen Hochrenaissance, Leonardo da Vinci (1452-1519), der unter anderem auch ein Traktat über die Malerei schrieb, hat also auch der deutsche Maler Albrecht Dürer (21. 5. 1471-5. 4. 1528) sich mit der Theorie der Kunst befaßt und dabei den Einklang des Schönen mit dem Natürlichen gesucht. Im Dürergedenkjahr 1971 fehlt es natürlich nicht an Publikationen, die den großen Meister würdigen, aber auch nicht an solchen, die (z. B. Spiegel, 8. 3. 71) auf den „Dürerrummel“ und damit auf Einseitigkeiten und Kitsch hinweisen, die dem Künstler und Menschen Dürer keineswegs gerecht werden. Hier soll nur kurz von dem die Rede sein, was der Meister „mit zirckel ond richtscheyt“ zu erreichen beabsichtigte.

Am Ende des 3. Buchs von Dürers Proportionslehre heißt es „das leben in der natur gibt zu erkennen die wahrheit dieser ding. Darum sieh sie fleissig an, richt dich darnach und geh nit von der natur in dein gutgedunken, dass du wöllest meinen das besser von dir selbs zu finden, dann du wirdest verführt. Dann wahrhaftig steckt die kunst in der natur; wer sie heraus kann reissen; der hat sie. Überkummst du sie, so wirdet sie dir viel fehls nehmen in deinem werk. Uund durch die geometrie magst du deins werks vil beweisen. Darum nimm dir nimmermehr für, dass du etwas besser mügst ond wöllest machen, dann es gott seiner erschaffenen natur zu würken kraft gegeben hat; dann dein vermügen ist kraftlos gegen gottes geschöff“. Der Titel des mathematischen Lehrbuchs lautete: „Vnderweysung der messung mit dem zirckel ond richtscheyt in linien, ebnen onnd gantzen corporen durch Albrecht Dürer zusamen getzogen ond zu nutz aller kunstliebhabenden mit zugehörigen figuren in truck gebracht im jar MDXXV“. In der Vorrede zu der von ihm veranlaßten Neuherausgabe dieses Werks schrieb Hans Thoma: „So ist dies Buch durchaus nicht veraltet. Es ist aus der Praxis hervorgewachsen, aus feststehenden Denkgesetzen; es zeigt, wie notwendig zum künstlerischen Schaffen das auf dem Wissen beruhende Vorstellen vom Raume als Grundlage aller bildenden Künste ist.“

„Quadrat der Seele“

Schon Platon hatte gelehrt, daß die Materie die Maske des wirklichen Seins ist; man könnte auch sagen, das Abbild ist nur ein matter Abglanz des Urbilds. Die Renaissance-Ästhetik ging auch davon aus, daß die Materie an sich keinen Wert besitzt; die wahre Substanz der Dinge muß in der Form gesucht werden, die den Vernunftgesetzen entspricht und unwandelbar ist. Der Geist erkennt z. B. in der Perspektive die Gesetze der Erscheinungswelt, wobei im Mittelalter freilich die „Nacht der Sinne“ praktisch zu einer „Nacht des Geistes“ führte. Die Zentralperspektive begründete Filippo Brunelleschi (1377-1446) in Florenz. Um 1230 zeichnete der französische Baumeister Villard de Honnecourt erstmals „al vif, nach Natur“, befreite also das Maßwerkdenken der Hochgotik von Schablonen z. B. byzantinischer Prägung. War die romanische Kunst abstrakt gewesen, dann fand die Gotik zur Naturwirklichkeit hin; aus der mittelalterlichen Darstellung der Offenbarung, der Weltgestalten im Jenseits, wurde die Abbildung der Erfahrung, der Menschenwelt. Dabei ist der Mensch auf höherer Bewußtseinsstufe, also mündig zu denken: Das Ich arbeitet sich aus dem Kollektiv immer mehr heraus, die Porträtkunst, deren Wurzeln in der Antike zu suchen sind, steigert die Individualisierung. Länge und Breite, die jede Zeichentafel, jedes Bildfeld hat, war für das Mittelalter der Inbegriff des Seelisch-Flächenhaften, so daß Nicolaus von Cues (1401-1464) vom „Quadrat der Seele“ sprach. Die dritte Dimension, die von der Perspektive betonte Raumtiefe, bedeutete Expansion, Vorstoß des Menschen in neue Seinsbereiche, dem nicht von ungefähr große Entdeckungsfahrten des 15. Jahrhunderts parallel gingen. Ob auf Dürers geistigem Weg, wie E. Röder behauptet, trotz perspektivischer Studien nur das räumliche „oben“ und „unten“ als moralische Instanzen von Bedeutung waren, sei dahingestellt.

Zentrum künstlerischen Erlebens

„Das Untere ist gleich dem Oberen, zu vollenden die Wunder des Einen“ hieß es auf der „tabula smaragdina“ der mittelalterlichen Alchemisten, wobei die Lehre des Aristoteles maßgebend blieb, daß alle Stoffe nur besondere Ausdrucksformen des gleichen Urstoffs seien oder daß, bei Erweiterung des Problems, das Himmlische alles Irdische regiere. Wenn aber solcher Art geheime Verbindungskräfte des Oben und Unten in alle Dinge einfließen, dann resultiert das, was ein Paracelsus (1493-1541) die „Signaturenlehre“ nannte: Alle Lebewesen haben ein „signum“, ein Zeichen für die anhaftende Schwingung, die sie mit gleichschwingenden Dingen in Verbindung setzt. Es ging also um Resonanz, wobei in der Dürerzeit diese Beziehungen als „virtutes“, als Feinstkräfte, auch durch Zahlen symbolisiert wurden. Die Zahlen galten als die letzten und leersten Gebärden, wobei die Wahrheit symbolisch in dem Sinne erkannt werden kann, wie sich etwa ein Stummer durch Gebärden verständigt. Die Zahlen galten als Taten, als Kinder der Einheit: Die Zahl 1 bedeutete „das Eine ist da“. Die Zahl 2 war die Urscheidung, die Paarung des Weibes mit dem Manne i. „Drei, das Kind, ist Dreh“, Drehung, Wirbel, die unmündigste Form der Bewegung. Die Gebärde steht vor jedem Denk- und Tatinhalt, die weiteren Glieder der Zahlenreihe sind auch Urgebärden des Geistes, wobei 4 auf Entäußerung und Tat, 5 auf Einkehr und Heimkehr, 6 auf Gleichgewicht und Freiheit hinweist. Die Senkrechte wird als Strahl der Gottheit aufgefaßt, die Waagrechte als die wartende Welt — beide als das christliche Kreuz; vereinfachend spricht man in der Baugeschichte von der „geistigen Vertikale“ der Gotik und von der „irdischen Horizontale“ der Renaissance. Die fünf Urzahlen sind 1, 2, 3, 4, 5 und 7; als Gebärden haben sie das Ding geboren, zugleich aber auch die Not der Dingwelt, nämlich das Kausaldenken, von dem aus eigentlich die Rückkehr zur Bedeutungswelt notwendig wird. Aber „Erdkräfte im Fuß, Raumkräfte im Kopf“ sind nun eingezogen, Messung und Maß sind weitgehend an die Stelle des Symbols getreten; schon Platon sagte „Gott treibt unausgesetzt Meßkunst“. Für den Menschen gilt „Die Gestalt liegt im Maß, das Maß in den Urbildern“, wobei das Fünfeck das Urbild des Wachstums, der stetigen Teilung ist. Obwohl man von moderner Kristallchemie noch nichts wußte, war doch „das Vorausleben, das seine Tatfelder sucht“, bekannt: Die nach einem „Urplan“ angelegten Ecken und Kanten sind beim Kristallwachstum das Primäre; dann erst kommt es zur Bildung der Flächen im Sinne von „Werde, der du bist!“, ein Postulat, das z. B. die Gnomonfiguren in der Übereinstimmung von Anfangs-, Zwischen- und Endstufe erfüllen. „Das Leben wohnt im Maß, aber alles Maßwerk strebt ins Verborgene“: Auch wir benützen beim Bauen ein Baugerüst, das dann nach Fertigstellung des Baus wieder weggenommen wird, also gleichsam ins Verborgene der konstruktiven Möglichkeiten zurückkehrt. Ähnlich verhielt es sich mit den Schlüsselfiguren beim gotischen Maßwerk: Die Figur war der Entwurfsplan und oft Träger kosmischer Weisheit, die dann nach Zurücknahme der Figur noch als Harmonie des Kunstwerks beglückte. Der Kreis und die daraus abgeleiteten Figuren waren im Mittelalter das Zentrum künstlerischen Erlebens.

Der Anfang allen Vernunftschließens

Den modernen Menschen berühren alle diese Gedankengänge oft seltsam, es ist für ihn aber interessant, wie nun in der Dürerzeit ein Wandel eintrat. Daß der Nürnberger Meister sagte „Die Kunst der Messung ist der rechte Grund aller Malerei“ oder gar „der nutz ist ein tail der Schoenheit“ läßt darauf schließen, daß man noch wie in den Bauhütten „mit zirckel ond richtscheyt“ arbeitete, aber die „Baugesinnung“, das fromme Maßwerkdenken, sich bereits in rationalen Konstruktivismus zu verwandeln begann. Man sagt, Dürer sei, 1506 wieder von seiner Italienreise nach Nürnberg zurückgekehrt, sowohl den ruhig fließenden italienischen Linien als der spätgotischen krausen Zierlichkeit gefolgt; für ihn

selbst blieb sein Hinweis wichtig „durch die geometrie magst du viel beweisen". Aber eben diese Geometrie war dann nur noch Proportionsschlüssel, ein Schulfach der Späteren, für die das Maßwerkdenken aus Urbildern aufgehört hatte. Dürer beschäftigten ideal proportionierte Gestalten und stereometrisch konstruierte Köpfe ebenso wie Probleme der Rechenkunst, von der Ph. Melanchthon (1497—1560) gesagt hatte „Kein Gebildeter kann die Rechenkunst vernachlässigen, weil sie die Quelle und der Anfang allen Vernunftschließens ist". Aber noch erkannte Dürer: „unter dem messen mit zirckel ond richtscheyt darf das natürliche nit leiden", denn „durch das maß von außen ist nit zu messen, was sich im innern der menschen abspiegelt".

Dürers Ringen mit dem Schönheitsbegriff

Schon die Antike kannte den Goldenen Schnitt, die Stetige Teilung, die besonders nach Zeisings Untersuchungen als ein „Menschenmaß" zu gelten hat. Wenn der Dichter Rilke sagte „Jeder Engel ist schrecklich", meinte er — nun freilich nicht in Zentimetern ausgedrückt — das Übermaß, die überhöhte Dimension des Numinosen, während Dürers „rechtes Maß" sich auf das Wohlproportionierte, auf das dem Schönheitsgefühl Genügende bezog. Für den abendländischen Kulturkreis hatte schon um 430 v. Chr. Polyklet mit seiner Plastik „Doryphoros" einen „Kanon" aufgestellt, eine wichtige Proportionslehre für die Darstellung des Menschen. „Schön" war ein Bildwerk, wenn die Teile des ganzen zueinander in einem bestimmten Größenverhältnis standen, wenn also z. B. die Kopflänge ein Achtel der Körperlänge war. Noch heute geht ja der Karikaturenzeichner von solchen Normalfiguren aus, die er dann absichtlich verzerrt und dadurch lächerlich macht. Der Expressionist Barlach schnitzte einen Athleten mit ganz kleinem, einen Gelehrten mit ganz großem Kopf, um dadurch gewisse Typenqualitäten „auszudrücken". Die Baukünstler der Renaissance bevorzugten eine Proportion, bei der die Höhe eines Gebäudes sich zu dessen Breite wie 3 zu 7 verhielt. Dürer war mit der „sectio divina", mit dem Goldenen Schnitt wohlvertraut und wandte ihn bei seinen Entwürfen an; wir beschreiben die stetige Teilung kurz so, daß die Strecke AB = 1000 mm im Punkt C so unterteilt ist, daß AC 618 mm beträgt, eine Teilstrecke, die sich leicht auch durch geometrische Konstruktion finden läßt. Eigentümlich ist Dürers Ringen mit dem Schönheitsbegriff, über den nicht das Wohlgefallen und damit der wechselnde Geschmack der Menschen entscheiden sollte: „Was wir wissen möchten, ist, wie die rechte maß wär und kein andre . . . die schönheit, was das ist, das weiß ich nit, sollen wir darumb gantz von unserem lernen lassen?"

„Er eint Rationales mit Metaphysischem"

Ohne Zirkel und Lineal kann ein moderner Technischer Zeichner so wenig arbeiten wie zu Dürers Zeit ein entwerfender Künstler. Aber für Dürer brachten „zirckel ond richtscheyt" eben mehr als eine Werkzeichnung für die Fabrikation, denn das Konstruieren war nicht eigentlich zweckgebundes Gestalten, sondern Ausdruck einer nach harmonischer Gesetzmäßigkeit geordneten Welt mit sittlichen Postulaten. Und hier sollte die Mathematik helfen und gleichsam beweisen, was schön und damit gut ist. Die Trennung der Wissenschaft von Kunst und religiösem Leben ist hier noch nicht erfolgt, das rationale Element beginnt aber zu dominieren. Dürer, nach eigenen Worten „inwendig voller figur", voll schöpferischer Phantasie, will „Erkenntnis", will sichere „Zirkelschläge" gleichsam als Kontrollen für sein Künstlertum. So ist z. B. sein „Adam" in mehreren Zeichnungen erarbeitet und aus Kreislinien entwickelt, die den Schönheitstypus des Körpers ergeben sollen. Wie dieser in perspektivischer Verkürzung darzustellen ist, hatte z. B. Andrea Mantegna (1431 - 1506) mit seinem Deckengemälde im Castello di Corte zu Mantua gezeigt. Mit Perspektive allgemein hat sich Dürer ausgiebig befaßt und damit „das Fenster in den Raum" aufgestoßen: Die Leinwand des Malers ist sozusagen eine Glasscheibe, durch die er die Welt betrachtet (Perspektive = Durchschau). Will er genau kopieren, erhält die Scheibe eine Netzunterteilung, die Übertragung auf einen identisch unterteilten Zeichenbogen möglich macht. In perspektivischen Bildern können sich Geraden schneiden, deren Originale parallel sind, weshalb die sogenannte Projektive Geometrie den üblichen Parallelenbegriff der Planimetrie aufhebt und mit den bisherigen gleichberechtigte „uneigentliche" Elemente einführt. Uns interessiert in diesem Zusammenhang das Frappierende neuer Anschauungsweisen, für die frühere „konzeptionale" Malerei also der Übergang vom bevorzugten, aber meist verzerrt behandelten Gegenstand zum dreidimensional richtig orientierten, der Perspektive sich fügenden Objekt. Aber Raumperspektive als solche steigert den geistigen Gehalt eines Bildes nicht und Dürer wird deshalb nicht zum Formalisten, der in Bildgeometrie erstarrt. Er eint Rationales mit Metaphysischem und geht davon aus, daß „das leben in der natur gibt zu erkennen die wahrheit der ding". Sein Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel", 1513, ist ein Musterbeispiel für mathematische Bildkomposition nach dem Pentagramm, zugleich aber für Erkenntnisse, die Raumdimensionen allenfalls zu Symbolen einer moralischen Weltordnung machen.

Wie eine mathematische Wahrheit

Geht man davon aus, daß Ästhetik nicht Willkür, sondern dem Menschen Adäquates ist, dann ist Dürers Ringen mit den Proportionen von Kristall, Pflanze, Tier und Mensch geradezu ein weltanschaulicher Kampf, bei dem es um die Stellung des Menschen inmitten der Naturgesetzlichkeit geht. Der französische Bildhauer Auguste Rodin (1840 - 1917) hat dies so umrissen: „Die Blumen haben die Kathedralen geschaffen. Ihre Proportionen, ihre Gleichgewichtsbeziehungen entsprechen genau der Ordnung in der Natur". Und über Dürer urteilte Rodin: „Seine Kompositionen sind genau und richtig wie logische Satzbauten, seine Figuren sind handfest. Darum ist seine Zeichnung so nachdrücklich betont und seine Farbe so eigenwillig. Die Zeichnungen wirken wie eine mathematische Wahrheit". Der italienische Bildhauer und Maler Michelangelo Buonarrotti (1475—1564), der Dürers Werk über die Proportionen des menschlichen Körpers genau kannte, fand dagegen die Theoreme des Deutschen zu abstrakt: Man vermisse — worauf es dem sinnlicher Anschauung huldigenden Michelangelo besonders ankam — eine Lehre von den menschlichen Gebärden und Bewegungen. Michelangelos Biograph Vasari (1511 - 1574) war etwas freundlicher gestimmt und lobte an Dürer „die Überfülle seiner schönen Phantasien". Angesprochen sind damit die beiden Pole, zwischen denen sich der bildende Künstler bewegt: die äußere Welt der Erscheinungen, die Natur, und die eigene Innenwelt, seine Seele. Dürer sagte darüber: „Was die geometrie in einem ding in maßen feststellt und von der wahrheit beweiset, das ist greifbar und sicher; alles andere zerrinnt wie die wolkenformen am himmel . . hingegen wird der gesammelte schatz des geistes offenbar durch das werk und die neue kreatur, die der maler aus seiner seele schöpft und dem geschaffenen seine gestalt gibt".

Das inhaltsschwere Bild „Melancholie"

Dürers Freund, der Nürnberger Patrizier Wilibald Pirckheimer (1470 - 1530), war Humanist und konnte deshalb dem Künstler auch in der Hinsicht behilflich sein, daß weltanschaulich der Weg in eine Freiheit gefunden wurde, für die nicht Bibel und Kirchenväter, sondern die prüfende Begegnung mit der Natur und die kulturschaffende Entfaltung eines persönlichen Ichs bestimmend war. Noch war aber, obgleich die Reformation „dem Papst Urlaub gegeben" hatte, die Religiosität nicht vom Positivismus verdrängt, ja es galt für Dürer noch: „Das Werden des Offenbaren ist das Hineinwachsen in das Verborgene". Im Jahr 1514 schuf er sein inhaltschweres Bild „Melancholie", bei dem ein Magisches Quadrat mit der konstanten Summe 34 neben anderer Zahlensymbolik eine Rolle spielt. Diese Zahl 34 findet sich auch in der Reihe des Fibonacci da Pisa, die mit den Zahlen 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89. . auf den Goldenen Schnitt hinweist (21 = 13 + 8; 34 = 21 + 13 usw). Der moderne Architekt Le Corbusier hat mit seinem „Modulor" nach dem Goldenen Schnitt eine Proportionsskala entworfen, die, wie A. Einstein sagte, „das Schlechte schwierig und das Gute leicht macht". Der Maler Mondrian schrieb 1918 in einem Buch, daß man zwischen natürlicher und abstrakter Wirklichkeit zu unterscheiden habe und daß das Bild eines strengen geometrischen Aufbaus bedürfe. Ben Nicholson (geb. 1894) verzichtet auf Gefühls- und Ausdruckswerte, bedient sich aber einer wohlausgewogenen Bildgeometrie. Man erkennt also, daß „zirckel ond richtscheyt" auch für die Neuzeit unentbehrlich sind, daß aber Dürer, „der deutsche Apelles", von anderen Gesichtspunkten ausging: Erstmalig wirft er ein Netz über die Körper, lehrt also deren Abwicklung durch Ausbreitung von Polyederflächen in der Ebene. Dieses Netz soll aber, verallgemeinernd gesprochen, nicht das Leben ersticken, sondern nur Werkzeug des Künstlers sein bei der Interpretation bedeutender Weltinhalte: „Ohne rechte proportion kann kein bild vollkommen sein", aber „erlernte kunst" ist nach Dürer noch nicht „der gesammelte schatz des Geistes", aus dem heraus der Maler „dem geschaffenen seine gestalt gibt". „Natur soll man wissenschaftlich traktieren", meinte O. Spengler, und Zirkel und Lineal ersetzen heute bei vielen Konstruktivisten den Malerpinsel. Dürer suchte das Ebenmaß auch im Geistigen.

Über die Anfänge eines geregelten Postwesens in Balingen bis zur endgültigen Einrichtung einer Kayserlichen Reichsposthalterey im Jahre 1703

Von Rudolf Töpfer, Balingen (Fortsetzung)

Das Vordringen der französischen Truppen nach Westen, insbesondere auch die Besetzung Straßburgs, hatte die Verlegung mancher kaiserlicher Reichspostkurse aus dem Gefahrengebiet, so auch dem Rheintal, zur Folge. Da über den Schwarzwald ein schneller Postbetrieb nicht möglich war, wurde der Reitpostkurs von Brüssel nach der Schweiz zunächst über Frankfurt — Heilbronn — Cannstatt — Ulm nach Schaffhausen umgeleitet und schließlich 1691 ab Stuttgart über Waldenbuch — Tübingen — Balingen — Tuttlingen quer durch Württemberg nach Schaffhausen ge-

führt. Da dies des herzoglichen Einverständnisses bedurfte, wandte sich der Fürst von Thurn und Taxis am 13. Juli 1691 an den Herzog von Württemberg mit dem Ersuchen und der Bitte, im Herzogtum auf der Strecke zwischen Cannstatt und Schaffhausen einige neue Poststellen anlegen zu dürfen. Magdalene Sibylle, die verwitwete Mutter und „Mit-Ober-Vormünderin" des damals erst fünfzehnjährigen Herzogs Eberhard Ludwig, ging darauf ein und er-

Abbildung 5: thurn und taxischer Postreiter, 18. Jahrhundert (col. Kupferstich im Postmuseum Nürnberg). Hinten am Sattel ist das Felleisen aufgeschnallt, das die Post enthält.

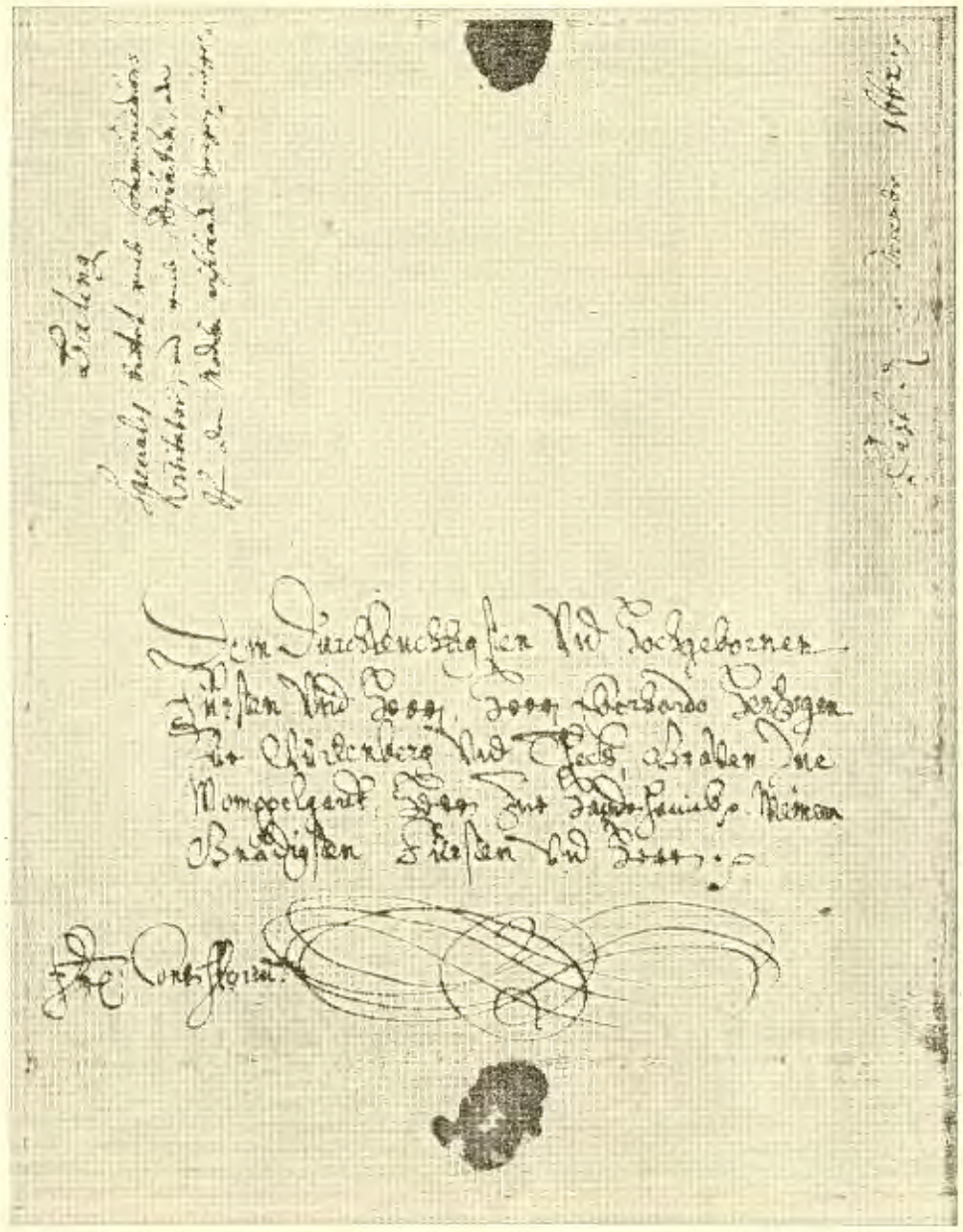
ließ am 13. August 1691 an die „Vögte und Beamten zu Stutgard, Waldenbuch, Tübingen, Balingen und Tuttlingen" den Befehl, die Einrichtung der notwendigen Poststellen zu unterstützen und auch sonst zu sehen, daß „Wege, Brücken, Stege, wo es nötig, reparirt, damit die Post fortkommt und deswegen zu einiger Klage kein Ursach gegeben werden möge". So kam es Anno 1691 zur Einrichtung einer Kayserlichen Reichsposthalterey in Balingen; gleichzeitig wurden auch in Tübingen, Waldenbuch und Stuttgart Kayserliche Reichsposthaltereyen neu errichtet. In welchem Gebäude die Balinger Posthalterei untergebracht war und wer als erster Posthalter fungierte, konnte bisher nicht festgestellt werden.

Auch in der Schweiz waren bezüglich der Einrichtung dieses Reitpostkurses entsprechende Verhandlungen nötig. Sie wurden von dem Taxisschen Postmeister von Pichelmayr mit dem Berner Postmeister Beatus Fischer von Reichenbach geführt. Das Verhandlungsergebnis fand in dem Abkommen von Schaffhausen vom 29. Oktober/8. November 1691 seinen Niederschlag. Dieses Abkommen wurde am 11. August 1694 durch einen neuen Vertrag ersetzt, der zu Roermund an der Maas geschlossen wurde. Es handelt sich dabei um ein Abkommen über einen gegenseitigen unmittelbaren Postsendungsaustausch mit der Bestimmung der gegenseitigen Verrechnung. Die Vertragsdauer war auf 15 Jahre festgesetzt. Doch die Entwicklung verlief anders. Am 30. Oktober 1697 kam es zum Frieden von Ryswyk. Damit wurde unter anderem das von Frankreich besetzte rechtsrheinische Gebiet an das Reich zurückgegeben und der Verkehr dort frei. Die Reichspost hatte wieder die Möglichkeit, die verlassenen Postwege zu benutzen. Der Reitpostkurs von Cannstatt über Tübingen und Balingen nach Schaffhausen wurde überflüssig und eingestellt. In der Kayserlichen Reichsposttaxordnung vom 18. Oktober 1698 ist er nicht mehr erwähnt.

Gewissermaßen als Ersatz führte im Jahre 1697 der in Frankfurt ansässige Schaffhauser Bürger Christoph Murbach als Unternehmer eine Landkutsche ein, die alle zehn Tage von Schaffhausen über Tuttlingen — Balingen — Tübingen — Stuttgart — Bietigheim — Brackenheim — Heilbronn nach Frankfurt und zurück verkehrte. Die Taxe für die Reise von Schaffhausen nach Frankfurt betrug zehn Taler. Es wurden auch schwere Lasten als Fracht befördert. Im übrigen verkehrten im Herzogtum Württemberg damals schon seit Jahren von Stuttgart aus drei Landkutschen, und zwar nach Ulm, Heidelberg und Straßburg. Ihre Einrichtung war notwendig geworden, weil die Beförderung von Personen und Waren in Wagen ein immer dringenderes Bedürfnis geworden war, das die Taxisschen Posten damals nicht befriedigen konnten. Den Landkutschern war jedoch streng untersagt, Briefe mitzunehmen, wenn diese nicht zu den beförderten Waren gehörten, denn bezüglich der Briefbeförderung wurde den Thurn und Taxis von Württemberg das beanspruchte Monopol zugestanden.

Im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges (1701 bis 1714) erwies es sich als notwendig, den Reitpostkurs Cannstatt — Schaffhausen wieder in Gang zu setzen. Auf Befehl des Generalpostmeisters richtete der Cannstatter Postverwalter Johann Friedrich Caspart, diesen Reitpostkurs im Jahre 1703 erneut ein. Aus diesem Grunde wurden 1703 in Stuttgart, Waldenbuch, Tübingen und Balingen erneut Kayserliche Reichsposthaltereyen eröffnet. Im Gebiet von Hohenzollern-Hechingen, das der Reitpostkurs durchquerte, befand sich keine Taxissche Posthalterei.

Was die Anfangs- und Endpunkte dieses Reitpostkurses betrifft, so handelt es sich bei Cannstatt um eine der vier kurz nach



Brief, geschrieben in Balingen am 29. Dec. 1662 von M. Jacob Roth, Pfarrer und Specialis (= Dekan) daselbst, an den Herzog bzw. an das Consistorium. (Landeskirchliches Archiv, Stuttgart, A 29 Bund 273 2/9.)

1500 am alten Postweg von Ulm nach Rheinhausen (gegenüber Speyer am Rhein) auf altwürttembergischem Gebiet eingerichteten Kaiserlich-Taxisschen Poststationen. Die Stadt Schaffhausen war seinerzeit die bedeutendste Handelsstadt am Hochrhein, was durch ihre Lage als natürlicher Verkehrsknotenpunkt begünstigt wurde. Das Postamt Schaffhausen hatte außer den Kursen der schweizerischen Post auch die Geschäfte der Kaiserlichen Reichspost und die der Vorderösterreichischen Post zu besorgen. Der Kaiserlichen Reichspost war unter anderem die zweimal wöchentlich verkehrende Reitpostverbindung Schaffhausen — Frankfurt — Maaseyck (in den Spanischen Niederlanden gelegen) unterstellt, die wie dargelegt, durch Balingen führte. Diesem Reitpostkurs kam internationale Bedeutung zu, was auch aus Tax-Übersichten klar hervorgeht.

Reitpostkurse wurden von Kurieren geritten, welche die ihnen übergebene Post von Station zu Station zu bringen hatten, und zwar in einem verschlossenen Paket, das man Felleisen nannte. Aufgabe der Taxisschen Posthaltereien war der Pferdewechsel für die Brief- und Personenreitposten. Kaiserlich-Taxissche fahrende Posten, also Kutschen, gab es um diese Zeit in württembergischen Landen noch nicht. Der Inlandsbriefverkehr wurde im Herzogtum damals in der Hauptsache durch die eingangs erwähnten zahlreichen Botteneinrichtungen sowie durch die Metzgerposten besorgt.

Der Posthalter zu Balingen hieß Anno 1703 möglicherweise Ludwig Murschel. Ganz sicher jedoch ist, daß Ludwig Murschel unter dem 20. April 1705 von Fürst Eugen Alexander von Thurn und Taxis das Posthalterpatent erteilt wurde, was aus den Akten des Thurn und Taxisschen Zentralarchivs hervorgeht. Murschel versah das Amt des Kayserlichen Reichsposthalters zu Balingen mehr als vier Jahrzehnte. bis er anfangs 1746 verstarb.

Hieraus ergibt sich, daß die Balinger Post, wenn auch in einem mehrfach wechselnden Unterstellungsverhältnis, auf ein ununterbrochenes Bestehen seit 1703 zurückblicken kann. Wie sie sich seither fortentwickelte, wird Gegenstand weiterer Abhandlungen sein.

Quellen:

1. „Der Landkreis Balingen" — Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II/1961.
2. „Archiv für Deutsche Postgeschichte" — Hefte 1/1957, 2/1959 und 1/1968.
3. Karl Köhler, „Entstehung und Entwicklung der Maximilianischen, spanisch-niederländischen und kaiserlich taxisschen Posten, der Postkurse und Poststellen in der Grafschaft, im Herzogtum und Kurfürstentum Württemberg".
4. Akten des Thurn und Taxisschen Zentralarchivs in Regensburg.

Genealogische u. soziologische Untersuchungen zur Familie Rehfuß im 16. Jahrhundert

Maren Rehfus, Esslingen

Fortsetzung

Jakob Rehfuß' vermutlich zweitältester Sohn, Jakob der Jüng., heiratete Eva (oder Anna?) Mager, T. d. Hans Mager gen. Eckhmayer von Holzhausen und Verwandte der Anna, Witwe des vermögenden Sulzer Bürgers Hans Wendel Widmann. Vielleicht war er zuvor mit Leonore verheiratet gewesen, aus welcher Ehe 1586 ein Sohn Johann Wolfgang hervorgegangen war. Dieser Jakob ist zwischen 1600 und 1603 in Engstlatt bei Balingen nachweisbar, während er 1606 Sulzer Bürger und Gastmeister des Klosters Reichenbach war. Er muß ein unverträglicher, hochfahrender und selbstherrlicher Mensch gewesen sein, ein „unruhiger Kopf", der mit der Gemeinde Engstlatt in Streit geriet, weil er sich nicht in den Flurzwang fügte, und sich in Reichenbach als untauglicher Gastmeister erwies, da er — in anderer sozialer und landschaftlicher Umgebung aufgewachsen — weder dieses Gewerbe noch die Landwirtschaft beherrschte, aber auch keineswegs willens war, Ratschläge anzunehmen. Schließlich wurde er sogar beschuldigt, zusammen mit seiner Frau Klostereigentum zu eigenem Vorteil verwandt zu haben, worauf eine gerichtliche Untersuchung angeordnet wurde. Die endgültige Klärung dieser Affäre ist nicht überliefert [24]). Der anscheinend jüngste Sohn des Bürgermeisters Rehfuß, wie sein Bruder Jakob der Junge genannt, heiratete Anastasia, Tochter des damals bereits verstorbenen Jakob Graf von Loßburg. Die Eltern dieses Jakob Graf waren möglicherweise Georg Graf und Apolonia auf dem Hof Vogelsberg in der Gemeinde Vierundzwanzig Höfe. Jakob wurde bis zum Jahr 1600 in den Sulzer Musterungslisten als Wehrpflichtiger mit einer Muskete geführt, danach zog er — für uns wiederum recht befremdlich — nach Loßburg aufs Land, wo er von Kloster Alpirsbach als dem Inhaber der Wirtsgerechtigkeit in diesem Ort die Genehmigung zur Führung des Gasthofes Zum Hirschen erlangte, der sich bis in die Gegenwart im Besitz einer Linie der Familie Rehfuß befindet. Jakob begründete eine weitere Linie der Familie Rehfuß, die sich in vielen verschiedenen Zweigen über den Schwarzwald ausbreitete und schließlich im 18. Jahrhundert auch nach Kehl am Rhein hinübergriff [25]).

Enge Beziehungen zu Sulz

Waren die Rehfuß auch keine alteingesessene Bürgerfamilie — sie werden im Urbar von 1480 nicht erwähnt — so hatte doch der Bürgermeister Jakob Rehfuß durch seine Mutter enge Beziehungen zu dieser Stadt. Diese, zusammen mit seinem von väterlicher und mütterlicher Seite bereits ererbten und ständig vermehrten beträchtlichen Vermögen, bildeten die Grundlagen für den Ausbau eines wirtschaftlichen und politischen Einflusses in Sulz. War man bisher über die Abstammung Jakobs auf Vermutungen angewiesen, so konnten jetzt seine Eltern einwandfrei festgestellt werden: Sein Vater war Hans Rehfuß von Aistaig, seine Mutter das einzige Kind des Sulzer Bürgers Thomas Beutter; sie trug wahrscheinlich den Vornamen Katharina. Jakob war der einzige Sohn, möglicherweise sogar überhaupt das einzige Kind dieser Ehe. Bei näherer Untersuchung der Herkunft und wirtschaftlichen Stellung beider Elternteile verwundert die Position Jakobs in Sulz keineswegs. Obgleich gerade erst vom Lande in die Stadt zugezogen, war er alles andere als ein „homo novus". Wenden wir uns zunächst der Familie Beutter zu.

Katharina Beutter war eine Sulzer Bürgerin und vermögende Erbin. Nach Hans Rehfuß, ihres ersten Ehemannes Tod, ging sie allem Anschein nach eine zweite Ehe mit Sebastian Hösch von Sulz ein. Damit könnte erklärt werden, daß Sebastians Sohn aus erster Ehe, der Sulzer Untervogt Zacharias Hösch, zum Stiefbruder des Bürgermeisters Jakob Rehfuß wurde. Für diese These spricht auch die Eigentumsverteilung an den Sulzer Salzpfann: Hier erscheint Katharina Rehfüssin stets zusammen mit Zacharias Hösch im Besitz von Anteilen an denselben Hallen. 1572 gehörte ihr ein Achtel von der Bastian-Höschen-Halle (Zacharias die Hälfte) und die Hälfte der Hans-Knausen-Halle (Zacharias ein Viertel). Vorbesitzer dieser letztgenannten Halle war neben einem zweiten Sulzer Bürger Jakob Rehfuß, ihr Sohn, gewesen. Dieser hatte seinerseits — vielleicht als Erbe seiner Mutter — 1602 Anteil an der Höschenhalle.

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Vielblütige Weißwurz

Polygonatum multiflorum

Von den Weißwurzarten sind bei uns drei anzutreffen: die echte, die vielblütige und die quirlständige Weißwurz, bei der die Blätter quirlständig angeordnet und lanzettlich sind. Die ersten beiden Arten werden öfter verwechselt, weil sie auf den ersten Blick täuschend ähnlich sind. Die echte Weißwurz aber (P. officinale), die auch Salomonssiegel genannt wird, hat kantigen Stengel und nur 1 bis 2 Blütenstiele. Die vielblütige Weißwurz dagegen hat bis zur Mitte herauf einen runden Stiel und 1 bis 5 Blüten, die beisammen stehen. Bei beiden Arten sind die Stengel zum einseitigen Blütenstand hin gebogen. Die Blüten bilden bis 2 cm lange Röhren, die in 6 Zipfeln enden. Die Anordnung der Blüten und die Blütenöffnungen haben beiden Arten auch den Namen „Große Maiblume" eingetragen. Die Blätter sind wechselständig und eiförmig und zeigen auf der Unterseite starke Rippen, die vom Blattgrund zur Spitze hinlaufen. Sie schützen sich vor zu starker Sonnenbestrahlung durch eine bläuliche Wachsausscheidung, die die Verdunstung herabsetzt. Die Früchte sind blauschwarz in der Größe einer kleinen Schlehe. Auch sie haben einen Wachsüberzug. Alle Weißwurzarten bewohnen sonnige, buschige Abhänge und lichte steinige Wälder und Felsen. Sie sind giftig. Beim Salomonssiegel lassen die absterbenden oberirdischen Teile am weißlichen Wurzelstock runde siegelartige Wülste zurück, die ihm den Namen gegeben haben. Foto: Wedler

Heimatkundliche Blätter

für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 31. Juli 1971 | Nr. 7

Albrecht Dürers geheimnisvolle Bildwelt
Was will uns die „Melancholie" sagen?

Von Kurt Wedler, Ebingen

Die Stärke von Dürers Meisterschaft liegt in seinem graphischen Werk. Seine Zeichnungen, seine Holzschnitte und Kupferstiche sind von so starker Ausdruckkraft, daß sie seine Gemälde weit übertreffen. Manche von seinen Bildern dagegen sind kalt, beinahe konstruiert und vielleicht sogar „zu Tode" gemalt. Seine Graphiken aber sind wahr, überzeugend und lebenswarm. Es zeigt sich bei Dürer der urdeutsche Hang zur Zeichnung, zur Graphik. In der Malerei, die bei Dürer stark italienisch beeinflußt war, konnte er die Linie als Ausdrucksmittel nicht sprechen lassen. In der Graphik aber sind die Einzelheiten, die Kleinformen der Natur, auch der Tod, der Teufel und die Höllengeister durchaus glaubhaft dargestellt.

Das finden wir in seinen Zyklen zur Apokalypse, zur Passion und dem Marienleben und bei den Einzelblättern von Ritter, Tod und Teufel, Hieronymus im Gehäuse, Melancholie, Herkules, Nemesis, Meerwunder und vielen andern. Die Graphik erlaubt solches Kleinleben und solche Intimität. Er selbst sagt dazu: „ . . . daraus kumbt, daß mancher etwas mit der Feder in einem Tag auf einen halben Bogen Papier reißt oder mit seinem Eiselein etwas in ein klein Hölzlein versticht, das wird künstlerischer und besser, denn ein andres großes Werk, daran derselbe ein ganz Jahr mit höchstem Fleiße malt . . ."Dürer hat also selbst empfunden, daß in der Malerei nicht seine Stärke lag.

A. Dürer, Selbstbildnis um 1492, Federzeichnung. Fotos: Wedler

Vieles in Dürers Bildwelt ist so geheimnisvoll, daß es uns heutigen Menschen schwer fällt, das Dargestellte restlos zu verstehen. Vor 500 Jahren gab es eine Symbolsprache, die dem Durchschnittsmenschen geläufig war. Durch die Aufklärung und das naturwissenschaftliche Denken, durch die Abkehr vom Magisch-Mystischen des Mittelalters ging dem Gegenwartsmenschen weithin diese Symbolsprache verloren.

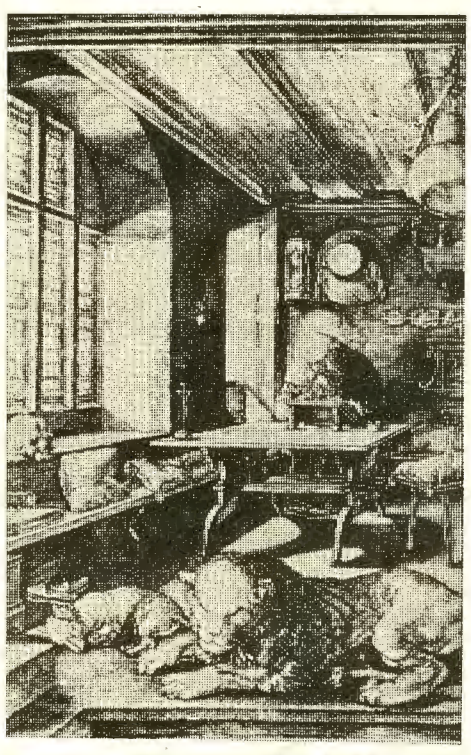
Es gibt wohl über kein Bild so viel Deutungen wie über Dürers „Melencolia", also über seine „Melancholie", wie sie mit der heutigen Schreibweise bezeichnet wird. Die Zahl der Kommentare kommt denen der Faust-II-Kommentare nahe. Man wollte das Bild als Symbol des melancholischen Temperaments ansehen. Andre deuten es als Ausdruck der Stimmung Dürers nach seiner Mutter Tod. Aus dem magischen Zahlenquadrat über der Gestalt der Melancholie kann man die Daten des Todes entnehmen. Es sind die beiden mittleren senkrechten Zahlenreihen:

16	3	2	13		3 + 2	=	5	(Monat)
5	10	11	8		10 + 7	=	17	(Tag)
9	6×	7	12		11 + 6	=	17	(Tag)
4	15	14	1		1514	=		(Jahr)

Dürer nahm fälschlicherweise an, daß seine Mutter am 17. anstatt am 16. Mai gestorben sei. Im übrigen ergeben diese Zahlen senkrecht, waagrecht und diagonal zusammengezählt immer die Summe 34 und diese in der Quersumme wieder die heilige Zahl sieben.

An all den Wesen und der Vielzahl der Geräte hat man herumgerätselt und eine Deutung versucht. Giorgio Vasari, der italienische Kunstschriftsteller, der im Jahr 1511 geboren wurde, meinte, daß die Beschäftigung mit dem vielerlei Gerät jedes Wesen melancholisch mache.

Andre bezweifelten, daß im 16. Jahrhundert überhaupt so etwas wie Weltschmerz oder Verzweiflung aufkommen konnte, sicher mit Recht nicht wie in der Zeit der Romantik. Man gab aber zu, daß über dem Blatt eine unheimliche, unbehagliche Gesamtstimmung liege. Ein andrer Forscher will in dem Beiwerk des Blattes die Attribute der sieben freien und der sieben mechanischen Künste erkennen. Und schließlich wurde ein philosophisches Programm in Zusammenhang mit den Grundgedanken des Kardinals Nikolaus von Kues aufgestellt, wobei aber unklar blieb, ob Dürer die Gedankenwelt des Cusanus überhaupt kannte. Interessant ist bei diesem Deuter die Gegenüberstellung von „Melancholie" und „Hieronymus". Die Melancholie sei der Menschengeist im Streben nach Wahrheit und Glück. Hieronymus aber der Mensch, der durch Glaube, Intuition und Offenbarung in mystischer Betrachtung zu seinem seelischen Glück komme.



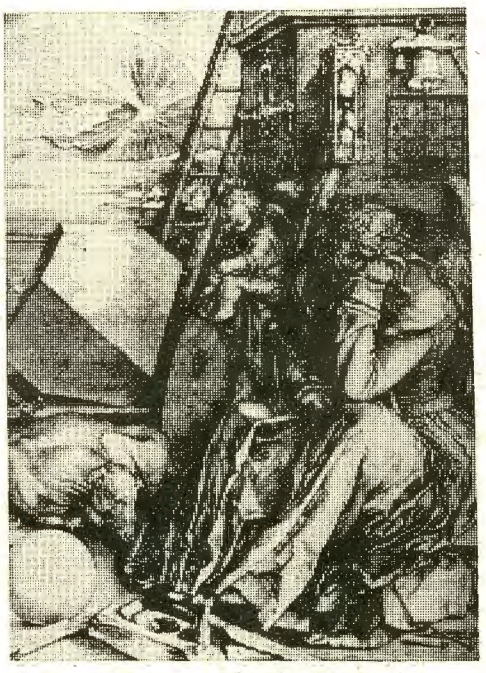
A. Dürer, Hieronymus im Gehäus 1514, Kupferstich.

K. Giehlow fand im Jahr 1903 die eigentliche Quelle, aus der Dürer für seine „Melancholie" schöpfte. Es ist das Buch von Marsilius Ficinus über „Das dreifache Leben", das im Jahr 1505 auch in deutscher Sprache erschien: „ . . . alle Männer, so in einer großen Kunst vortrefflich sind gewesen, die sind melancolici gewesen". So wäre also die melancholische Grundstimmung die typische Seelenhaltung der schöpferischen Menschen. Höchste Geisteshaltung und schwermütige Grübelei treffen hier zusammen. Giehlow verbindet seine Untersuchungen mit astrologischen Ideen, denen auch Dürer nachging: „Die Melancholie ist ein Weib, dem Saturnus zu den Augen herausschaut", sagt Dürer selbst. Der neben dem gutartigen, auch bösartige Einfluß dieses Planeten kann durch Gegenwirkungen vom Jupiter her ausgeglichen werden. Der Kranz auf dem Haupt der Melancholie aus „feuchten Kräutern", ist ein solches Gegenmittel. Ebenso das magische Zahlenquadrat über ihrem Haupt. So wäre das Dürer'sche Blatt keine Warnung vor den Folgen der Melancholie, sondern ein Trost für den schöpferischen Menschen.

Dem Saturn sind zugeeignet Gewalt und Reichtum mit den Symbolen Schlüssel und

Beutel, und auch Wasser und Seefahrt, hier in der Meereslandschaft. Dann die Berufe Baumeister, Steinmetz, Holzarbeiter, deshalb hier die Leiter, der Zirkel, die Waage, die Uhr und Säge, Messer, Lineal, Nägel und Zange. Magisches Quadrat, Glocke, Kugel und Plyeder deuten auf die Bedeutung der Mathematik bei Dürer hin. Amor mit der Waage ist zugleich Venuszeichen, und der Hund ist das Tier Merkurs. Sie stehen hier im Dienst Saturns.

Was uns aber aus dem Blatt unmittelbar anspricht, das ist der Zustand des Zweifelns, der Apathie und der Dumpfheit, als ob ein Dämon die geistigen Kräfte gebannt hätte, ein Zustand unter dem jeder schöpferische Mensch mehr oder weniger zu leiden hat. Ein Schatten ist auf die Seele gefallen. Schon als Jüngling kannte Dürer diese Melancholie, die er in seinem „Erlanger Selbstbildnis mit 21 Jahren festgehalten hat. In seiner „Melancholie" stellt er dieses „Vorsichhinbrüten" und diesen quälerischen Zustand viel reifer und differenzierter dar. So hat dieses Bild als Manifestation einer seelischen Grundhaltung, die Dürer hier ausgezeichnet erfaßt hat, seinen zeitlosen Wert.



A. Dürer, Melancholie 1514, Kupferstich
Foto Wedler

Genealogische u. soziologische Untersuchungen zur Familie Rehfuß im 16. Jahrhundert

Maren Rehfus, Esslingen

(Schluß)

Alle diese Fakten sprechen für eine enge lich ist bei allem, daß Katharina auch nach ihrer mutmaßlichen zweiten Ehe den Familiennamen ihres ersten Mannes beibehielt. — In den Jahren 1578 und 1583 steht für Katharina Rehfüssin in den Sulzer Musterungslisten die Verpflichtung verzeichnet, ein Kriegsroß zu stellen. Diese Auflage war vielleicht eine von ihrem Vater nach dessen Tod auf sie übertragene Last, die wahrscheinlich von einem bestimmten Besitz abhing. Thomas Beutter nämlich hatte nachweislich von 1563 an neben Rüstung und Spieß im Kriegsfall gleichfalls ein Pferd zu geben [26]).

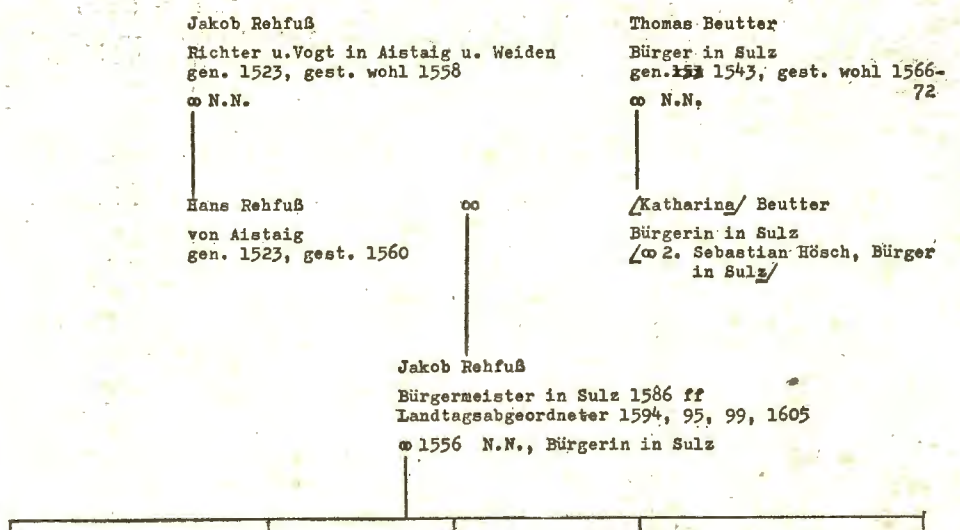
„Reichest Burger zu Sultz"

Die Familie Beutter (Beytter) war ebenfalls in Sulz zugewandert; ihre Herkunft liegt im Dunkeln. Der erste in Sulz bezeugte Träger dieses Namens ist eben Thomas, der Schwiegervater des Hans Rehfuß, der 1543 als Anstößer eines Grundstücks auftritt. Zwei Jahre später wird sein Vermögen mit 1900 fl zur Türkensteuer veranschlagt, und 1556 heißt es, er sei der „reichest Burger zu Sultz". Aber auch vom „reychen aigennützigen Thoma Beutern" wird gesprochen, allerdings von seiten seiner Gegner. Er besaß ein Haus in Sulz, dessen Eigentümer im Jahr 1480 Stephan Müller hieß, und kaufte Teile der Liegenschaften der Familie Gut von Sulz auf, als diese aus der Stadt wegzog. So nahm er — schon vor dem Ankauf dieses Zehnts — Getreide-Abgaben aus dem Bletz-Zehnt ein, welche zuvor den Gut gereicht worden waren, erscheint als Eigentümer einer Wiese, die davor dem Berchtold Gut gehört hatte, und zahlte als Rechtsnachfolger dieses Berchtold einen Getreidezins an die Herrschaft Geroldseck. Der Gesamtumfang seiner liegenden Güter bleibt unbekannt. Seinen wertvollsten und bedeutendsten Besitz jedoch stellte zweifellos die nach ihm benannte elfte oder auch „lange" Salzhalle dar, die sich wohl vollständig oder doch zum größten Teil in seiner Hand befand.

Im Jahr 1556 kaufte er von Hans Hudin von Sulz einen Teil des Bletz-Zehnts. Dieser schon wiederholt erwähnte Zehnt war württembergisches Lehen und gehörte zum kleineren Teil (1/2 Teil von zwei Neunteln) der Familie von Ützlingen, später der Familie Gut von Sulz; der größere und hier interessierende Teil (eineinhalb Teile von zwei Neunteln) rührte von der Sulzer Familie Schweigger her. Er hatte sich von Heinrich auf seine beiden Kinder Franz, den Sulzer Stadtschreiber (in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts), und Cleophe, verheiratet mit Jörg Widmann von Sulz, je zur Hälfte vererbt. Cleophes Hälfte wurde ihrer Tochter in die Ehe mit Hans Hudin, einem Wegbesetzer, mitgegeben. Dieser „arme Geselle" sah sich genötigt, zum Unterhalt seiner Familie den Zehnt gegen Wiesen einzutauschen und verkaufte ihn um 191 fl Bargeld und Liegenschaften im Wert von weiteren 109 fl an Thomas Beutter, für den dieser Erwerb eine Kapitalanlage zugunsten seiner Tochter bedeutete. Als sich herausstellte, daß der Bletz-Zehnt statt Erblehen nur Mannlehen war, erwirkte Thomas vom Herzog die Belehnung seines Schwiegersohnes Hans Rehfuß, weil er nie die Absicht gehabt habe, ihn für sich selbst zu erwerben, „dieweill es ganz mühesam und viel Arbeit haben will". Dieser wörtlich überlieferte Ausspruch scheint nichts anderes anzudeuten, als daß Thomas Beutter zumindest zu dieser Zeit keinen Beruf ausübte, sondern von seinen Renten lebte. Thomas Beutter starb wohl in den Jahren zwischen 1566 und 1572. Seine Ehefrau ist unbekannt [27]).

Eine Rüstung mit Spieß

Von Hans Rehfuß wissen wir, daß er 1523 und in den folgenden Jahren in Aistaig wehrpflichtig war und eine Rüstung mit Spieß beizubringen hatte. Im Jahr 1556 berichtete der Untervogt von Rosenfeld an den Herzog, Hans wohne haushäblich im Flecken Aistaig, er habe sich gegen den Herzog bisher „gutherzig und gehorsam erzeigt", sich „wesenlich und wohl gehalten", sei „auch guts Vermögens" und habe darüber hinaus von seinem Vater und Schwiegervater etwa 5000 bis 6000 fl als Erbe zu erwarten — eine erstaunlich große Summe. Im selben Jahr verlieh ihm Herzog Christoph den halben Bletz-Zehnt von Sulz, den sein Schwiegervater von Hans Hudin erworben hatte, zum Mannlehen. Hans wurde in den heftigen Streitigkeiten, die sich um diesen Zehnt und seine Rücklösung durch Verwandte der Familie Schweigger erhoben, eindeutig vom Herzog und seinen Räten gegen andere anspruchserhebende Personen favorisiert mit der Begründung, daß „ermelter Rechfuc3 ein redlicher Mann, eins stattlichen Vermögens /sei/ und also unserm gädigen Fürsten und Herrn baß dienen mag dann Hudin".



Hans starb gegen Ende April 1560. Auch von ihm ist bedauerlicherweise nicht bekannt, welches Gewerbe er ausübte; jedoch liegt die Annahme nahe, daß er durch Handel — etwa mit Vieh, Getreide oder Salz — reich geworden war. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang nämlich, daß er in der Aistaiger Musterungsliste von 1552/53 nicht aufgeführt ist, also auch nicht in Aistaig anwesend war. Daraus könnte geschlossen werden, daß er sich in Handelsgeschäften auswärts aufhielt [28]).

Durch Salz wohlhabend geworden

Dieselben Überlegungen müssen auch für den Vater von Hans, Jakob Rehfuß, angestellt werden. Zwar besaß dieser in Aistaig einen württembergischen Erblehenhof und ein Fischwasser sowie im Dorf Vöhringen bei Sulz zusammen mit Bryda, der Witwe des Konrad Schell, ein weiteres Erblehengut und Grundstücke, und vielleicht hatte er auch noch weitere liegende Güter zu freiem Eigentum inne, die in den herrschaftlichen Urbaren nicht verzeichnet stehen. Daß aber sein 1545 anläßlich der Türkensteuer angegebenes Vermögen von 1500 fl tatsächlich allein aus bäuerlichem Besitz herrührte, erscheint um so unwahrscheinlicher, als sein Vermögen mit weitem Abstand das höchste im ganzen Amt Rosenfeld darstellte und auch im weiteren Umkreis lediglich von vereinzelten Vermögen in der Hand von Sulzer Bürgern, die durch das Salz wohlhabend geworden waren, übertroffen wurde. Die durchschnittlichen Vermögen in der Umgebung bewegten sich um 250 bis 300 fl, Werte von 500 fl oder gar 900 fl waren schon große Ausnahmen. Vielleicht kann also auch für Jakob Rehfuß eine Handelstätigkeit angenommen werden, zumal auch er in den Jahren 1536, 1552/53 anscheinend außerhalb Aistaigs weilte, jedenfalls nicht in den Musterungslisten genannt wird. Sein Anwesen wurde unterdessen vermutlich vom Dienstpersonal bewirtschaftet; zwei Knechte und eine Magd erscheinen sogar als Steuerpflichtige innerhalb seines Hausstandes.

Jakob wird erstmals 1523 in der Aistaiger Musterungsliste faßbar. 1524 ist er als Mitglied des Gerichts zu Aistaig, 1548 und 1556 bis 1558 als Vogt von Aistaig und Weiden genannt. Vermutlich starb er noch im Jahr 1558 oder doch wenig später. Schon 1556 hatte er in Aistaig württembergische Güter nur noch als Träger, d. h. nicht mehr für sich alleine, sondern auch im Namen anderer Personen inne, ausgenommen ein Fischwasser, das er für sich selbst zu Lehen trug. Das Nächstliegende wäre, daß er damals seine württembergischen Lehen schon auf seinen Sohn Hans vererbt hatte, doch waren für diesen Erbgang keine Belege zu finden. Ob letzterer auf Eigengütern in Aistaig saß oder welcher Art seine Besitzverhältnisse sonst waren, konnte nicht geklärt werden [29]).

Eine Hochzeitsabsprache von 1542

Jakob Rehfuß entstammte keinem alteingesessenen Aistaiger Bauerngeschlecht: Im 15. Jahrhundert sind in diesem Ort keine Rehfuß belegt. Möglich ist, daß Jakob in Aistaig auf seinen späteren Hof einheiratete; da aber der Name seiner Frau nirgends auftaucht, muß dies eine Vermutung bleiben. Ebenso denkbar wäre, daß das Ehepaar sich hier ein Hofgut erwarb, ohne zu dem Dorf irgendwelche Beziehungen zu haben. Verwandtschaftliche Bindungen bestanden dagegen sicher zwischen Jakob bzw. seiner Frau und dem Ehepaar Bryda und Konrad Schell in Vöhringen: dies wird durch den gemeinsamen Besitz bewiesen. Die Schell oder Schöll trugen auch den Beinamen Ofterdinger und sind in Vöhringen schon im 15. Jahrhundert nachweisbar. Gemeinsamen Besitz mit Bryda Schell hatte Werner Schöll genannt Ofterdinger; 1590 wird schließlich ein Werner Ofterdinger als Gerichtsmitglied zu Dornhan genannt. Jörg Ofterdinger besaß 1558 zusammen mit dem Träger Joseph Weißhar das sog. Rockensperger Lehen zu Erblehen, welches seinen Namen von derjenigen Familie herleitete, die sich nach der abgegangenen Siedlung bei Unteriflingen nannte [30]). Auf einen weiteren — mutmaßlichen — Verwandtenkreis Jakobs weist eine Hochzeitsabsprache von 1542 hin, bei welcher er als „Heiratsmann" auf seiten des Witwers Klaus Müller von Hochmössingen auftrat, der mit der Horber Bürgerin Katharina, Witwe des Martin Teyffel, eine zweite Ehe einging [31]).

Schultheiß von Dietersweiler

Die sichere genealogische Filiation der Familie Rehfuß bricht mit Jakob um 1500 ab. Namensträger, die allerdings nur zum geringen Teil untereinander in Abstammungslinien gefaßt werden können, sitzen jedoch während des 16. Jahrhunderts zahlreich und konzentriert in den Ortschaften, die dem Dornstetter Waldgeding angehören: in Dietersweiler, in Aach, auf der Glashütte auf dem Schöllkopf bei Dornstetten, in Wittlensweiler sowie auch in Pfalzgrafenweiler und in Glatten. Im Jahr 1493 war Auberlin Rehfuß Schultheiß von Dietersweiler [32]). Größere Aufmerksamkeit ist dem in Wittlensweiler ansässigen Personenkreis zu schenken. 1525 besitzt hier Cilius Rehfuß ein „Gesäß" (Haus und Hofstatt), das auf 70 fl veranschlagt wird und damit eines der wertvollsten im Dorf war. Zwanzig Jahre später versteuerten Jakob Rehfuß, aller Wahrscheinlichkeit nach der Sohn des Cilius, und seine Mutter ein Vermögen von 1800 fl [33]). Dieses große Vermögen in Verbindung mit dem Vornamen Jakob, der in der Aistaiger-Sulzer Familie Rehfuß geradezu zum Leitnamen wurde, und die Zeitgleichheit könnten auf enge Verwandtschaft zwischen beiden Familien hindeuten und einen Anhaltspunkt für die mögliche Herkunft bieten.

Letztlich aber muß die soziologisch interessante Frage, wie eine Familie, die uns bei ihrem ersten urkundlichen Bekanntwerden in bäuerlich-dörflicher Umgebung entgegentritt, zu einem so außergewöhnlich großen Vermögen kam, wie das bei Jakob Rehfuß der Fall war, ferner die Frage nach ihrer geographischen Herkunft und endlich die Frage, ob diese Familie tatsächlich zur bäuerlichen Schicht zu zählen oder wo sonst sie ständisch einzuordnen ist, zumindest zunächst unbeantwortet bleiben.

Anmerkungen

1) Hauptstaatsarchiv Stuttgart (zitiert: HStASt), A 341, Urkunde (zitiert: U) 5; ebenda, A 315, U 80.
2) HStASt, A 339, U 57.
3) HStASt, A 160, Büschel (zitiert: Bü.) 887.
4) HStASt, A 28, Musterungslisten (zitiert: M) 210, 213, 253, 257.
5) HStASt, A 160, Bü. 888.
6) HStASt, H 101, Urbare der Stadt Sulz aus den Jahren 1480 und 1561; ebenda, H 102, Urbar der alpirsbachischen Pflege Sulz von 1561.
7) HStASt, A 28, M 299, 333.
8) HStASt, A 28, M 348.
9) HStASt, A 406, U 28; Walter Carlé, Die Geschichte der altwürttembergischen Saline zu Sulz, Zeitschr. f. württemberg. Landesgeschichte, 22 (1963), S. 91 ff, jedoch mit Einschränkungen in Bezug auf die Schilderung der Eigentumsverhältnisse an der Saline.
10) HStASt, A 207, Bü. 4655.
11) In den folgenden Jahren ist Jakob Rehfuß als Bürgermeister belegt: 1586, 1591, 1593, 1596, 1597, 1598, 1599, 1602, 1603, 1605 (des Gerichts), 1606–1610. Belegstellen: HStASt, A 28, M 376, 417; ebenda, A 160, Bü. 888; ebenda, A 207, Bü. 4654 und 4655; ebenda, A 406, U 102 und 116; Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 70, U 2, 5, 7, 8, 13, 16, 26, 30; Enzbergisches Archiv, Depositum 31 im Staatsarchiv Sigmaringen, U 724; Fürstliches Haus- und Domänenarchiv Sigmaringen, Herrschaft Glatt, Rubrik 75, Kasten 25, Fach 20, Nr. 61; Trauregister im Pfarrarchiv Sulz.
12) HStASt, A 207, Bü. 4654.
13) Württembergische Landtagsakten, hrsg. v. d. Württembergischen Kommission für Landesgeschichte, 2. Reihe, 1. Band, bearb. v. Albert Eugen Adam (1910), S. 465 ff.
14) HStASt, A 159, Bü. 692, Bericht vom 30. Jan. 1608.
15) HStASt, A 157–160, U 7104 und 7106; ebenda, A 160, Bü. 887, 888; ebenda, A 406, U 16.
16) HStASt, A 406, U 28.
17) HStASt, H 102, Urbar der alpirsbachischen Pflege Sulz von 1561, S. 123.
18) HStASt, A 207, Bü. 4655.
19) HStASt, A 160, Bü. 888.
20) HStASt, A 406, U 102 und 116.
21) HStASt, H 103, Urbar der geistlichen Verwaltung Alpirsbach von 1563, S. 264 f; ebenda, A 339, U 57; Fürstl. Haus- und Domänenarchiv Sigmaringen, Herrschaft Glatt, Rubrik 75, Kasten 25, Fach 20, Nr. 61.
22) HStASt, A 4, Bü. 40 (Sulz).
23) HStASt, A 4, Bü. 40; ebenda, A 54 a, Steuerliste (zitiert: St) 158; ebenda, A 159, Bü. 692; Pfarrarchiv Sulz, Trauregister.
24) HStASt, A 28, M 366, M 425; ebenda, A 4, Bü. 40; ebenda, Bestand Kloster Reichenbach, Bü 11; Stadtarchiv Sulz, U 96.
25) HStASt, A 28, M 417, M 422; ebenda, H 103, Urbar der geistlichen Verwaltung Alpirsbach von 1561, S. 308 b; Trauregister im Pfarrarchiv Sulz.
26) HStASt, A 28, M 349, M 366; ebenda, A 160, Bü. 888; ebenda, A 406, U 28.
27) HStASt, A 28, M 115, M 169, M 257, M 304, M 336; ebenda, A 54 a, St 158, S. 12; ebenda, A 158, Bü. 501; ebenda, A 160, Bü. 887; ebenda, A 406, U 28; ebenda, A 407, Sulz geistlich, Bü. 7; ebenda, H 101, Lagerbuch von Sulz von 1480.
28) HStASt, A 28, M 47, M 73, M 112, M 210, M 253; ebenda, A 160, Bü. 887; ebenda, A 157–160, U 7103; ebenda, Lehenbücher.
29) HStASt, A 28, M 47, M 112; ebenda, A 54 a, St 43 und 154; ebenda, A 160, Bü. 887; ebenda, H 101, Urbare des Amtes Rosenfeld von 1524 und 1556; ebenda, H 103, Urbar der geistlichen Verwaltung Rosenfeld von 1558; Stadtarchiv Sulz, U 79.
30) HStASt, H 101, Urbar des Amtes Rosenfeld von 1524; ebenda, H 101, Kellerei-Lagerbuch Dornhan von 1590; ebenda, H 103, Urbar der geistlichen Verwaltung Rosenfeld von 1558.
31) HStASt, I 18, Wirth'sche Urkundensammlung, Bü. 2 c.
32) HStASt, Württembergische Regesten, U 8134.
33) HStASt, A 54 a, St 31 und 133.

„... und abermals nach hundert Jahren"

Von R. Kerndter

„Fliegen die Raben noch um den Berg?" läßt Jacob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" den im Kyffhäuser verborgenen Kaiser Rotbart einen Schäfer fragen. Und als dieser bejaht, sagt Friederich „So muß ich hundert Jahr länger schlafen!" Man kannte also neben dem Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter auch noch größere Zyklen und, im Sinne von Zeitaltern, eine Periodik von hundert Jahren, die in Märchen und Legenden ebenso wie in der Kalenderpraxis eine Rolle spielte. Man unterstellte, daß nach hundert Jahren sich die Szenerie entscheidend verwandelt hatte oder daß gleiche Verhältnisse wiederkehrten. Literarisch wird die Situation angedeutet mit der Sentenz „und abermals nach hundert Jahren kam ich des selben Wegs gefahren".

Der bekannte Hundertjährige Kalender geht auf Dr. Mauritius Knauer zurück, den Abt des Zisterzienserklosters Langheim im Bistum Bamberg (1612 — 1664). Eigentlich handelt es sich um einen Siebenjährigen Kalender, denn Knauer machte von 1652 bis 1658 genaue Wetteraufzeichnungen und nahm an, daß je nach 7 Jahren und in einem Großzyklus von 312 Jahren die Wetterfolge in gleicher Art wiederkehre. Bei seinem „Oeconomicum practicum perpetuum", also einem „Beständigen Hauskalender", glaubte er, daß gewisse Planeten die jeweiligen Jahresregenten seien und ließ 1652 die Reihe mit Saturn beginnen. Astrologisch zählen Sonne und Mond auch zu den Planeten und es ergab sich dann folgende Klasseneinteilung: 1652 Saturn, 1653 Jupiter, 1654 Mars, 1655 Sonne, 1656 Venus, 1657 Merkur und 1658 Mond. So gerechnet wäre dann 1971 ein Mondjahr. Knauers Unterstellungen, der Siebener-Rhythmus und die Jahresregentschaft, waren willkürlich, aber er beschränkte sich wenigstens auf seine oberfränkische Heimat. Seine Aufzeichnungen gab dann 1700 ohne Nennung des Verfassers der thürin-

gische Arzt Christoph Hellwig als Volksbuch heraus und machte aus des Abtes Wetterbeobachtungen kurzerhand Wetterprognosen für das 18. Jahrhundert. Der Buchhändler Weinmann in Erfurt änderte 1721 den Titel: Der „Beständige Hauskalender", ursprünglich „auf das 17. Jahrhundert gestellt", wurde jetzt „Hundertjähriger Kalender" genannt. Es gab aber auch sonst noch Kalender, die beim Volk beliebt waren: Christoph von Grimmelshausen, gest. 1676, war der Verfasser von „Des abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Calender"; im Jahre 1800 erschien erstmals „Der Lahrer Hinkende Bote", wobei es sich bei den „Hinkemännern" wahrscheinlich um Kriegsversehrte aus den Napoleonischen Kriegen handelte. Diese Leute wußten von Kriegserlebnissen zu erzählen, besaßen Menschenkenntnis, konnten Standreden halten, kurz, besaßen beim Volk Ansehen und Vertrauen. Hübsch erzählt Peter Rosegger, wie auch er unter die Kalendermacher ging und Vertrauen genoß: Er kehrte einfach die Wetterprognosen früherer Kalenderjahrgänge um und hatte Glück, so daß die Bauern ob des „Kreuzköpfels" staunten. Die Herrlichkeit ging aber zu Ende, als er in seinem Kalender Pfingsten vor Ostern brachte.

Man hat den Hunderjährigen Kalender auch „Bibel des Aberglaubens" genannt, weil er allerlei Kuriositäten enthielt. Es war nämlich die Rede vom Tagwählen, von Glückszahlen, Verworfenen Tagen, Lostagen, man erfuhr aber auch von Wetter- und Bauernregeln des Hundertjährigen, die in ihrer Periodik kaum beweisbar waren, hin und wieder aber stimmten. Auch moderne Wetterstatistiken liefern solche Binsenwahrheiten und jeder Landwirt glaubt, „wer gut futtert, der gut buttert". Charakteristische Monatssprüche beziehen sich auf die Wetterverhältnisse und ihre Folgen; z. B. „Januar warm — daß Gott erbarm!". „Die Katz im Februar in der Sonne — im März hinterm Ofen mit Wonne". „Soviel Nebel im März, soviel Wetter im Sommer". „April kalt und naß füllet Scheuern und Faß". „Maikäferjahr ein gutes Jahr". „Nordwind im Brachmond bringt Korn ins Land". „Helle, warme Jakobi (25. 7.) — kalte Weihnachten". „Erste Augustwochen heiß — der Winter lange weiß". „Regen auf St. Michelstag (29. 9.) gelinden Winter geben mag". „Warmer Oktober bringt kalten Februar". „Andreas (30. 11.) Schnee tut dem Korn weh". „Grüne Weihnachten — weiße Ostern". Solche Regeln weisen nicht nur im bäuerlichen Leben auf bestätigende Wiederholungen hin und bezüglich der periodischen Wiederkehr sagte deshalb der Philosoph Nietzsche „Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht". Streng genommen würde damit eine Entwicklung negiert und man müßte zunächst nur nach den beobachteten Zyklen und ihren Inhalten fragen. Das herrlichste Beispiel einer rhythmischen Bewegungsordnung bietet der Sternhimmel, und mit Recht studiert man die Umlaufzeiten der Planeten um die Sonne, die Rotationszeiten von Sonne, Erde, Mond; die Zyklen der Zeitrechnung nach Tagen, Wochen, Monaten und Jahren. —zu—„ . . .und abermals nach hundert Jah Die Periodenlehre kennt den Saroszyklus von 18 Jahren und 11 Tagen: Wiederkehr gleichartiger Mond- und Sonnenfinsternisse. Die Sothisperiode der alten Ägypter — 1460 Jahre, je 365 1/4 Tage — bezog sich auf die jährlichen Nilüberschwemmungen. Der Metonzyklus — 19 Jahre, vom Mathematiker Meton 433 im alten Griechenland festgestellt — lehnte sich an den Saroszyklus an. Vier Jahre, die Zeit zwischen zwei olympischen Festen, bestimmten seit 776 v. Chr. die Zeitrechnung nach Olympiaden. Das Platonische Weltenjahr, ein Großzyklus von 25 920 Jahren, gründete auf der Präzession, der rückläufigen Bewegung des Frühlingspunkts infolge Kreiselbewegung der Erdachse. Eine Sonnenfleckenperiode von 11 1/9 Jahren ist statistisch nachgewiesen, ebenso der Wechsel der Tattwas, bei dem nach indischer Auffassung alle zwei Stunden die fünf Farben der „Weltätherschwingungen" wechseln. Es gibt noch zahlreiche Rhythmen, etwa die Gezeiten als Wechsel von Ebbe und Flut, und die Biorhythmen, die für Stimmungs- und Leistungsschwankungen beim Menschen verantwortlich sind. Alte Streitfragen, ob Menstruationstermine von den Mondphasen abhängen, ob z. B. an der Nordsee „die Flut das Kind bring", ob Planetentransite die vorausgesagte Wirkung haben, ob es Optimalzeiten für die Heilkräuterernte und Arzneiherstellung gibt, lassen sich durch objektive Großstatistik und Experimente entscheiden. Bei den sogenannten Konjunkturrhythmen kann es sich um Saisonschwankungen oder um langfristige Strukturwandlungen handeln: So soll die Wirtschaft der USA in Wellen von etwa 41 Monaten verlaufen; einen 54-Jahre-Zyklus will man für britische Weizenpreise festgestellt haben; für eine Entwicklung von der Prosperität bis zur Weltwirtschaftskrise soll ein Zyklus von 7 bis 11 Jahren maßgebend sein. In seinem „Untergang des Abendlandes" wies O. Spengler im Rahmen seiner „Zyklischen Geschichtstheorie" auf Perioden von etwa 1000 Jahren hin, auf Kulturrhythmen also, die das Aufstiegs- und Untergangsstadium der Völker umspannen. Wichtig für einschlägige Untersuchungen ist die Frage nach der exakten Periodendauer und dabei nach einer etwaigen Wiederholung kulturellen Inhalts. Die Verbreiter des Hundertjährigen Kalenders haben es sich einfach gemacht: Angeblich wiederholen sich die Wetterverhältnisse jeweils nach 100 Jahren. Für geschichtliche Entwicklungen hat man auch schon Drehpunkte angegeben: So müßte z. B. von 1879 vor- und rückwärts gerechnet eine Art Symmetrie der Ereignisse bestehen, so daß 1800 dem Jahr 1878, 1881 dem Jahr 1877 usw. entspricht. Gemeint ist nicht der äußere Verlauf, der sich kaum je wiederholt, sondern der Sinn, der geistige Gehalt der Geschichte. Ganz abwegig sind derartige Überlegungen nicht. Sieht man beim „Hundertjährigen" nun einmal vom Wetter ab und bezieht man sich auf die Situation „und abermals nach hundert Jahren kam ich desselben Wegs gefahren", dann erhebt sich die Frage nach einem etwaigen Hunderter-Rhythmus oder nach dem singulären Charakter der geschichtlichen Ereignisse.

Regesten sind chronologisch geordnete Auszüge aus Urkunden mit kurzer Nennung ihres Inhalts und ihrer Herkunft. Man kann nun die geschichtlichen Angaben z. B. der Kreisbeschreibung Balingen als solche Regesten ansehen und der Frage nachgehen, ob sich hier etwa eine Periodik von je hundert Jahren abzeichnet. Dies ist unwahrscheinlich, reizvoll bleibt aber dann doch das Unternehmen ,vom Jahr 1971 aus je um hundert Jahre zurückzugehen und zu untersuchen, was die Urkunden vom Jahr 1871, dann von 1771, 1671 usw. berichten. 1970 war ein Beethoven-Gedenkjahr, 1971 wird z. B. Albrecht Dürer (geb. 1471) und Johannes Kepler (geb. 1571) gefeiert, auch erinnert man an die Reichsgründung von 1871. Weltgeschichtlich war auch jedes Einundsiebziger-Jahr von einiger Bedeutung, in den Urkunden des Kreisgebiets jedoch spielt vielleicht ein solches Jahr kaum eine Rolle, wird aber durch Hinweise gleichsam im Streiflicht interessant. Wenn beispielsweise 1771 in Zillhausen der Scheffel Dinkel 3 1/2 fl kostete, dagegen 14 fl im Jahr 1770, dann zeichnet sich damit das Hungerjahr 1770 ab. Eine solche Notzeit trifft aber nicht nur ein Dorf, sondern vielleicht ein ganzes Land, wie man denn überhaupt nicht vergessen darf, daß auch der kleinste Ort in die Beziehungen seiner Zeit eingebettet ist und deshalb mindestens indirekt Anteil am Großgeschehen und an der Kultur seines Jahrhunderts und Landes hat. Zwischen der Hauptstadt und der Provinz mag es Phasenverschiebungen geben und gerade das Kreisgebiet Balingen war nie Zentrum weltgeschichtlichen Großgeschehens.

Fortsetzung folgt

Acker-Wachtelweizen

Melampyrum arvense

Unter den vier Wachtelweizenarten, die auf unserer Alb vorkommen, ist der Ackerwachtelweizen der ansehnlichste und bunteste. Mit dem kammährigen Wachtelweizen (M. christatum) hat er die gleichseitigen, dichten Blütenähren gemeinsam, während der Wiesenwachtelweizen (M. pratense) und der Waldwachtelweizen (M. silvaticum) ganz lockere und einseitswendige Blütenähren mit blaßgelben und goldgelben Blütenkronen aufweisen. Der Ackerwachtelweizen fällt durch seine rotvioletten Hochblätter auf, in deren Achseln die Blüten entspringen, deren Krone purpurn ist, aus der der gelbe Gaumen vorspringt. An ihren Wurzeln tragen die Wachtelweizenarten kleine Saugwärzchen. Damit entnehmen sie den Pflanzen ihrer Umgebung, auch dem Getreide im Acker, Wasser und Nährsalze und bereiten daraus mit ihrem eigenen Blattgrün die für ihren eigenen Haushalt notwendigen Nährstoffe. Damit gehört der Wachtelweizen, wie auch der Klappertopf, der Augentrost und andere zu den Halbschmarotzern. Auch an abgestorbene Pflanzenteile, vermodernde Holz- und Rindenstücke legen sich die Saugwärzchen an und entziehen ihnen noch brauchbare Stoffe. So nimmt der Wachtelweizen zwischen den selbständigen, grünen Pflanzen den Schmarotzern und den Pilzen eine eigenartige Mittelstellung ein. Die Samen sind eiförmig und weiß und werden unter anderem auch von Ameisen verbreitet die von dem Nektar herbeigelockt werden der noch zur Zeit der Fruchtreife an den Hochblättern ausgeschieden wird. Acker- und Wiesenwachtelweizen werden bis 45 cm hoch, die andern nur bis 30 cm. Foto: Wedler

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 26. August 1971 | Nr. 8

Verkehrswege der Südwestalb

Von Fritz Scheerer

Vom Randen bis zum Ries, von der Küssaburg am Hochrhein bis zur Harburg an der Wörnitz erstreckt sich die Schwäbische Alb. Sie erhebt sich als mächtige Steilstufe über das Vorland. Am höchsten über den Meeresgrund steigt sie in der Südwestalb auf (Lemberg 1015 m). Wer sich der Südwestalb von Westen nähert, freut sich über die Mauer der blauen Berge, die seinen Gesichtskreis im Osten umranden. Und wenn man näher kommt, leuchtet dort der weiße Felsenkranz aus der dunklen Waldverbrämung; dann löst sich der geschlossene Zug auf in einen zerschnittenen Trauf, vor dem wie Wachtposten die Auslieger Zollern, Karpfen und Lupfen stehen, während die Flüßchen tiefe, enge „Talzinken" hineingerissen haben. Vom Alpenvorland dagegen steigt die Alb als schiefgestellte Platte langsam empor. Von den Kuppen ihrer Hochfläche erblickt man im Süden die schimmernden Schneeberge der Alpen. Auf den Bergen des Traufs aber schweifen die Blicke über die über 300 Meter tiefer liegenden gesegneten Fluren des Vorlandes bis zu den dunklen Waldbergen des Schwarzwalds.

In der Westalb ist die erste Weißjurastufe in den wohlgeschichteten Kalken (B) scharf ausgeprägt. Sie bilden den Albtrauf von der Küssaburg bis zum Dreifürstenstein. Und in den Balinger Bergen sind sie noch verschwammt, echte Riffklötze, die senkrecht aufsteigen und als gewaltige Felsnasen und schroffe Abstürze „die weitvorragenden Schildwachen" (Engel) des Eyachtales bilden. Vor dem Beschauer baut sich eine Bergmauer auf, die sich ihm in der hohen Felsenstirn als scheinbar schwer überwindbare Barriere entgegenstellt. An manchen Stellen gelingt tatsächlich der Aufstieg nur tüchtigen Wanderern oder gar geübten Kletterern. Die Felswände an den Talschlüssen sind manchmal kaum übersteigbar. Wollte man früher vom Eyachtal zwischen Laufen und Lautlingen auf die Hochfläche bei Hossingen, so mußte man auf einer an einer Felswand angebrachten Leiter die letzte, aber gefahrvolle Steigung überwinden („Hossinger Leiter"). Unfälle waren keine Seltenheit, wie ein Gedenkstein zeigt. In vielen Tobeln und Klingen, aber auch an vorspringenden Felsen steht man vor unübersteigbaren Wänden und kann sich nur mit Mühe einen Einstieg und Durchschlupf suchen. An vielen Stellen hat der Albverein helfend eingegriffen, wenn auch die Unterhaltung der Wege schwierig ist, weil sie oft verschüttet werden oder durch Unterwaschung abrutschen. Straßen und Bahnen haben natürlich noch größere Schwierigkeiten; sie waren, besonders in früheren Zeiten, nur auf einigermaßen günstige Übergänge angewiesen.

Alte Wege

Das war in der Vorgeschichte bis ins Mittelalter anders. Mit Pferden bespannte Wagen spielten erst in der Keltenzeit eine Rolle, während vorher der Saumtierverkehr überwog. Die alten Wege, oft „Heerstraßen", „Hochsträß" oder „Rennsteig" genannt, führten ohne Rücksicht auf die Steigung rasch zur Höhe hinauf zur Wasserscheide, wo keine Brücke notwendig war, wo man auch in nassen Zeiten nicht im Schlamm versank. Und wenn der Weg schlammig wurde, so suchte man einen besseren Grund. Die Täler wurden meist gemieden und nur an den günstigsten Stellen gequert. Für den Verkehr zu Fuß, zu Pferd und mit Tragtieren genügten solche Wege vollauf.

So führte der alte Weg von Balingen ins Bäratal nach Tieringen und Unterdigisheim steil aufwärts zwischen Schafberg und Lochen durch, dann bis Tieringen am Waldrand entlang, über die Schutthalden von sogenanntem „Bergkies", um die sumpfigen Wiesen von „Mittelried" (Name!) und der „Röte" zu umgehen. Dann ging er bei Unterdigisheim die alte Steige nach Hartheim oder über Nusplingen auf die Albhochfläche hinauf und weiter nach Südosten in die Laizer Gegend. Beim Steilanstieg zwischen Lochen und Schafberg mußten in dem feuchten Braunjura auf einem Kilometer Luftlinie nicht weniger als 214 m Steigung überwunden werden. Man erreichte zwar auf kürzestem Weg den niedrigsten Übergang dieser Gegend (um 14 Meter niedriger als im „Lochengründle"), aber in gefährlichem und mühsamem Aufstieg.

Eine Heerstraße

Seit dem 16. Jahrhundert ist dieser alte Weg sogar als Heerstraße bezeugt. Immer wieder benützten ihn Kriegsheere. So zog 1525 Truchseß Georg von Waldburg, der „Bauernjörg", durchs Bäratal zur Lochen, um Herzog Ulrich, der vom Hohentwiel aufgebrochen war, sein Land zurückzuerobern, bei Balingen den Weg abzuschneiden. Am 29. Februar eilte er mit seinen Reitern die Lochensteige hinab und vernichtete zwischen Weilheim und Waldstetten den größten Teil der 300 Schweizer und Schwarzwälder Bauern des Herzogs. 1704 nahm Feldmarschall von Thüngen mit 8000 Mann denselben Weg.

Auch von Ebingen führte ein elender Karrensteig, dessen oberer Teil in die Felsen des Weißjura hineingehauen war, hinauf nach Meßstetten. Ähnlich steil waren die „Heristaig", die um 1400 von Margrethausen, und die „Pfeffinger Steig", die 1496 von Pfeffingen aus nach Burgfelden hinaufführten. Auf gerade verlaufendem, steilem Weg („Stich") erstieg man von Thanheim aus die Wasserscheide beim Stichwirtshaus westlich von Onstmettingen.

Schon 1336 und 1354 wird bei Onstmettingen die „Erntsteig" erwähnt. Ursprünglich wurde auf ihr die Ernte von den Äckern um das Zellerhorn (911 m) zu Tal nach dem abgegangenen Zell (630 m) gebracht, von dem nur noch das einsame Kirchlein Mariazell, das einst St. Gallus geweiht war, vorhanden ist. An diesem wichtigen Albaufstieg legte das Kloster St. Gallen eine Siedlung an, denn es hatte in der näheren und weiteren Umgebung u. a. 786 bedeutenden Besitz durch Schenkungen des Grafen Gerold in Bisingen, Wessingen und Hechingen erworben. Auf der „Erntsteig" beförderten die Klosterleute ihre Einkünfte aus ihren Besitzungen zu Beuren, Weildorf, Rangendingen, Bisingen, Wessingen, Hechingen usw. die beschwerliche Albsteige hinauf, über ihre Pfarrei Truchtelfingen nach Radolfzell. Als später die Steige wegen Forststreitigkeiten von Graf Eitel Friedrich von Zollern eingeworfen und vermacht wurde, kam 1596 über die „Lantstraße, Erntesteige genannt", ein Vergleich zustand. Sie war also im Mittelalter durch den Anschluß an andere Straßen zum Fernweg geworden.

All diese Beispiele zeigen, daß man immer auf dem kürzesten Weg die Höhe zu erreichen suchte. Dies zeigt auch ein Querweg, der sogenannte Rottweiler Weg. Von Ehestetten erklomm er in einer Steige die Hochfläche, führte an Meßstetten vorbei ins Bäratal bei Unterdigisheim und dann weiter nach Nusplingen. Von da verlief er nun nicht das Obere Bäratal abwärts und an der Unteren Bära hinauf, sondern erstieg die Höhen bei Nusplingen und führte über den Berg nach Reichenbach, Wehingen und weiter nach Rottweil. Als Rottweiler Weg strebte eine Abzweigung bei Unterdigisheim nach Obernheim und über die Höhen bei Tanneck hinab nach Deilingen, hier auf der Wasserscheide hinweg als „Renne" über den Wochenberg und demselben Ziele zu. Auf der „Renne" kreuzte sich dieser Weg mit dem alten Weg, der östlich am Palmbühl vorbei, über das bei der Schlichemmühle abgegangene Holzheim (2 km oberhalb Schömberg), den Wald Honau, die Ottilienkapelle und in einer immer wieder rutschenden Steige am „Heidenschlößle" über die „Renne" in das Wehinger Tal und zur Albhochfläche führte. Von der „Renne", über die beim Rathaus Deilingen die Wasserscheide verläuft, bekam Weilen, das im Mittelalter den Zusatz „bei Schömberg" oder „unter Hohenberg" trug, am Anfang des 18. Jahrhunderts den Zusatz „unter den Rennen", der seit etwa 1890 in der verunstalteten Form „unter den Rinnen" gebräuchlich ist. Nachdem die Steige beim Heidenschlößle aufgegeben war, wurde für den Albaufstieg das Teilstück des Rottweiler Wegs auf der „Renne" von Schörzingen aus benützt.

Hohlweg neben Hohlweg

Alle diese Steigen waren größtenteils so steil, daß bis in das 18. Jahrhundert die Lasten meist nicht gefahren, sondern auf Eseln und Mauleseln befördert werden mußten. Hinzu kam, daß diese Aufstiege durch Rutschungen im Braunjura ständig in Bewegung und dadurch oft grundlos waren, so daß Hohlweg neben Hohlweg geschaffen wurde, wie wir es heute noch bei Holzabfuhrwegen öfters beobachten, wo sie häufig zu mehreren dicht nebeneinan-

der laufen. Wie schlecht diese Wege waren, zeigt die Tatsache, daß an der Thanheimer Steige Frachtfuhrwerke oft tagelang stekken blieben. Die Karren brauchten an den Steigen Vorspann. Für vorspannberechtigte Bauern brachte dies einen netten Nebenverdienst. Doch die Lage, z. B. an der Steige im „Lochengäßle", hatte in Kriegszeiten auch ihre Nachteile. Weilheimer Bauern mußten dann unentgeltliche Vorspanndienste leisten und der Ort häufig Einquartierungen auf sich nehmen.

Mit dem Aufkommen der Städte nahm der Wagenverkehr immer mehr zu. Dieser lenkte auch den Verkehr mehr und mehr in die Talsohle ab, oder es wurden im 19. Jahrhundert Kunststraßen mit Serpentinen gebaut, denn man wurde allmählich der technischen Schwierigkeiten Herr. Der Verkehr mußte sich aber den günstigsten Stellen zuwenden, die ihm von den Landschaftsformen und der Talgeschichte vorgezeichnet waren.

Wege vor dem Albstufenrand

Der Bauplan unserer Landschaft zeigt nach Südosten geneigte Schichten. In den Steinbrüchen, z. B. beim Zementwerk Dotternhausen oder auf dem Plettenberg, lagern die Schichten wohlgeordnet und waagrecht übereinander. Trotz dieser scheinbar ungestörten Lage müssen die am Jurameeresgrund entstandenen Schichten auf dem Plettenberg rund 1000 Meter gehoben worden sein. Dafür spricht schon der Abzug des Jurameeres. Aber die Haupthebung ist viel jünger. Denn die Küste des Miozänmeeres, die Klifflinie, liegt heute bei Tuttlingen 800 m, bei Winterlingen 760 m und bei Donauwörth 400 m über dem Meer. In den letzten 20 Millionen Jahren muß also die Gegend bei Tuttlingen über 800 m, bei Winterlingen über 700 m gehoben worden sein. Nun ist aber die Hebung ungleichmäßig, im Südwesten bei Tuttlingen stärker als bei Donauwörth. Dann können aber auch die Schichten nicht mehr waagrecht liegen. Auf größere Entfernung merken wir es. Die wohlgeschichteten Kalke des Lembergs (1015 m) liegen bei Beuron in der Sohle des Donautales, also auf 20 Kilometer 400 Meter tiefer. Die Schichten fallen so bei uns um 2 Prozent nach Südosten ein. Am stärksten ist die Schiefstellung im Randen (etwa 5 Prozent), am schwächsten in der Ostalb (1 Prozent).

Zu den Kräften des Erdinnern, die die mächtigen Schichtpakete gehoben, schiefgestellt haben, kommen zerstörende Kräfte, vor allem das Wasser, die einen großen Teil des Abgelagerten abgetragen und daraus die vielgestaltige Landschaft geformt haben. Die am stärksten gehobenen Gebiete wurden am raschesten abgetragen. Dabei werden die weichen Schichten leichter bezwungen als die harten, widerständigen, z. B. die Kalkfelsen. Die harte Unterlage wird weitgehend freigelegt und bildet eine Treppenstufe, einen Stufenrand. Durch die Schiefstellung der Schichten taucht sie unter den folgenden Stufenrand unter. Dadurch entsteht im Profil ein einspringender Winkel, in der Landschaft eine Tiefenlinie zwischen der schrägen, widerständigen Unterlage und dem Anstieg der nächsten Stufe.

Diese Tiefenlinien vor dem Stufenrand werden vom Verkehr gründlich ausgenützt. So wird bei uns die Tiefenlinie auf der Gäufläche vor dem Keuperstufenrand durch die künftige Autobahn Westlicher Bodensee genutzt werden. Ihr folgt die Straße Donaueschingen — Schwenningen — Rottweil, auch die Bahn Schwenningen — Rottweil. Ähnlich ist es bei der hohenzollerischen Landesbahn zwischen Haigerloch (Stetten) und Rangendingen.

(Fortsetzung folgt)

Der Isteiner Klotz ist Schauplatz der Novelle „Hugideo" von Viktor Scheffel

Das älteste Bergwerk des Landes

Jaspis am Isteiner Klotz / Von Kurt Wedler

Wer auf der Autobahn oder mit der Eisenbahn von Freiburg nach Basel fährt, der ist erstaunt über die weißen Felsen zwischen Rheinweiler und Efringen, die bei Kleinkems und Istein durch große Steinbrüche angeschnitten sind. Betrachtet man diese Gesteinsformation genauer, dann stellt man fest, daß es sich um Weißen Jura handelt, und man fragt sich, wie dieses Gestein, das hier weit vom Schweizer und vom Schwäbischen Jura entfernt auftritt, wohl entstanden sein kann.

Bevor die zweite Hebung des Schwarzwaldes in der Tertiärzeit einsetzte, war dieses werdende Mittelgebirge nicht nur von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, sondern auch von Jura überdeckt. Durch die Hebung der Schichten waren diese einer verstärken Erosion ausgesetzt, so daß Muschelkalk, Keuper und Jura abgetragen wurden.

Die noch erhaltenen Juraschichten am Isteiner Klotz und seiner Umgebung aber sind dem Umstand zu verdanken, daß der Rheintalgraben in verschiedenen Schollen in der Zeit der zweiten Hebung des Schwarzwaldes eingesunken ist, und daß sich dann noch tertiäre Schichten darüberlagerten und darum diesen Jura der Erosion entzogen. Auch in Oberschwaben liegt der Jura tief unter den Ablagerungen des Tertiärmeeres.

Die Gemeinde Istein Fotos: Wedler

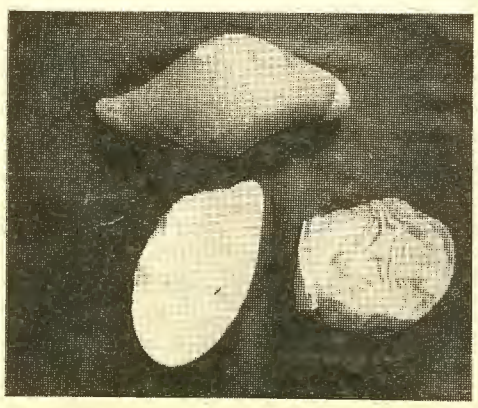
Jaspis-Schmiede bei Kleinkems

Im Raum Istein haben wir es mit den unteren Schichten des Weißen Jura zu tun, die hier nach Schweizer Geologen andere Bezeichnungen tragen, im wesentlichen aber mit dem Schwäbischen Jura identisch sind. Andre Einschwemmungen ins Jurameer bedeuten örtlich gewisse Abweichungen in den Ablagerungen. Die unterste Schicht besteht aus Knollentonen des Oberen Oxfordien, darüber kommen die rund 70 Meter mächtigen Rauracien-Schichten mit Korallenmergeln (5 m), Korallenkalk (40 m) und Splitterkalk (25 m) und schließlich die Séquanienschichten, die aus Bankkalken bestehen.

Diese Kalke werden in Kleinkems zu Zement verarbeitet und in den Lonza-Brüchen zu CaO gebrannt, das dann in den Lonza-Werken in Waldshut zu Ca-Carbid umgewandelt wird als Ausgangsstoff für verschiedene Synthesen der chemischen Grundstoffindustrie.

Das Seltsame an den Isteiner Kalken ist nun, daß man hier — und zwar eingelagert in den Splitterkalk — Jaspisknollen findet von Nußgröße bis Kopfgröße und vereinzelt noch darüber. Jaspis ist ein feinkörniges Chalcedonaggregat mit der chemischen Formel SiO_2. Da Kieselsäure in geringen Mengen auch im Jurakalk vorkommt, erklärt man sich die Entstehung als eine frühdiagenetische Bildung von solchen Kieselgallerten im noch nicht verfestigten Kalkschlamm, die vielleicht durch wandernde Lösungen herangebracht worden sind. Da Jaspis sonst im Bereich vulkanischer Gesteine als Kontaktprodukt vorkommt, wäre eine Entstehungsursache auch hier zu suchen. Tektonische und vulkanische Tätigkeit im Oberrheingebiet ist ja erwiesen. Die heißen Quellen am Schwarzwaldrand und der Kaiserstuhl zeugen davon. Im Splitterkalk kommen außerdem Oolithe, sog. Rogensteine oder Erbsensteine vor. Dies sind aus heißen, wässerigen Lösungen ausgeschiedene Kalke. Der Jaspis am Isteiner Klotz ist eiförmig, länglich rund, manchmal auch zugespitzt und meist außen mit einer Rinde von weißem Ton überzogen. Innen wechseln graue und weiße Streifen miteinander ab, die beim Zusammenwachsen verschiedener Knollen eine vielfältige Linienführung ergeben.

So wie die Feuersteine der Kreideformation, wurde auch der Jaspis mit seinem Härtegrad 7 in der Mittel- und Jungsteinzeit zu Werkzeugen und Waffen verarbeitet. Beim Kleinkemser Werk fand man an der Kachelfluh eine Felsterrasse, die durch den bergmännischen Abbau von Jaspis entstanden ist (kleine Stollen, Spuren vom Feuersetzen, Rheinkiesel als Klopfwerkzeuge usw.). Und man fand kleine Höhlen, die als „Jaspis-Schmiede" dienten, mit vielen Jaspis-Splittern. Wir haben es hier mit dem ältesten Bergwerksbetrieb des Landes zu tun, der also aus der Steinzeit stammt.



Jaspis-Knollen von Kleinkems

Der Jaspis wurde erst wieder neu entdeckt beim Bahnbau in den Jahren 1844 - 48 und dann auch beschrieben. Schon im Altertum und im biblischen Zeitalter hatte der Jaspis besondere Bedeutung, hier allerdings der durch Zusätze gelbbraun bis rot gefärbte Jaspis. So heißt es z. B. in der Offenbarung 21,10 über das himmlische Jerusalem: „ . . . Und die Grundsteine der Mauer um die Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelgestein. Der erste Grund war Jaspis, der andere ein Saphir, der dritte ein Chalcedonier . . .".

Der Name Istein soll keltischen Ursprungs sein und soviel bedeuten wie „Am Stein". Vor der Tulla'schen Rheinkorrektion, die hier von 1850 - 76 durchgeführt wurde, floß der Rhein noch direkt an der Felsnase des markanten Klotzen vorbei, den er unterspült hat. Bei dieser Stromregulierung wurden auch die sog. Isteiner Schwellen freigelegt, also kleine Stromschnellen im Rheinbett, die in den Bankkalken bei Kirchen und den Korallenkalken bei Istein liegen. Die Schichten liegen hier durch ein tieferes Absinken einer Scholle um rund 40 Meter niederer.

Der Isteiner Klotz, der sich über dem Friedhof von Istein erhebt, ist Schauplatz der Novelle „Hugideo" von Viktor Scheffel. Der Klotz wurde 1902 bis 1910 als Artillerie-Festung ausgebaut, auf Grund des Versailler Vertrages gesprengt, in den 30er Jahren in den Westwall einbezogen und 1947 bis 1949 erneut gesprengt, so daß er bis heute nicht zugänglich ist. Spärliche Reste einer Burg des Bischofs von Basel aus dem 14. Jahrhundert, dem Istein bis 1803 gehörte, sind hier zu entdecken. In dem reizvollen Ort, der am Hang der Weinberge liegt, sind noch der von den Freiherrn von Freistedt zu einem Herrensitz umgebaute Dinghof und die Reste des Schenkenschlößchen der Schenken von Castell zu sehen, ferner das mit einem Treppenturm versehene „Stapfelhaus" und Fachwerkerker, der auf einem Holzstamm ruht. — Im nahen Blansingen ist das Altarkreuz mit geschliffenem Jaspis ausgelegt.

Jurasteinbruch bei Kleinkems

„. . . und abermals nach hundert Jahren"

Von R. Kerndter (Schluß)

Es hatten sich hier wie anderswo aber, um Beispiele zu nennen, der Gotische Stil, die Reformation, die Reichsmünzordnung ebenso durchgesetzt wie sonstige säkulare Veränderungen. Anscheinend belanglose urkundliche Erwähnung kann also einen bedeutungsvollen Hintergrund haben. Der Universalhistoriker L. v. Ranke (1795 bis 1886) vertrat den „historischen Relativismus" und bezog deshalb das einzelne geschichtliche Faktum auf die entsprechende Zeitrichtung und damit auf die Tendenz der temporären Gegebenheiten; er begründete durch sachliche Quellenkritik die moderne Geschichtswissenschaft. Hier ist nicht der Ort für einschlägige Untersuchungen, aber es soll wenigstens mit der folgenden Notizensammlung hierfür auf allgemeines und örtliches Material hingewiesen werden.

1871: König Wilhelm von Preußen jetzt deutscher Kaiser. — Neue Rechtsordnung. — Münzprägung auf dezimaler Grundlage. — Tailfingen zum Marktflecken erhoben. Jetzt dort eigene Rundstühle für Trikotwarenfabrikation. — In Ebingen Städtisches Eichamt eingerichtet. In der Stadt 41 Katholiken, 1887: 374 (Industrialisierung!). — Oberamt Sulz erhält eigene Zeitung; 1867 „Volksfreund" für die Oberämter Balingen, Sulz, Oberndorf. — Bevölkerung in Hausen a. T. nimmt um 30 Prozent ab: Auswanderung! — In Zimmern u. d. B. jetzt Raps und Mohn angebaut, in Dautmergen Hanf. — In Zillhausen drei Korsettwebereien. — In Lautlingen jetzt Baumschulen mit geprüftem Baumwart. — In Winterlingen Beginn der Pendelwanderung nach Ebingen, später auch nach Tailfingen.

1771: In Schweden wird Gustav III. König. Kunst und Wissenschaft: Haydn schreibt die Sonnenquartette, Klopstock die Oden. Scheele entdeckt den Sauerstoff. — In Onstmettingen Allmendäcker für Kartoffelanbau freigegeben. — In Bickelsberg nur wenige Öhmdwiesen. Umfang der Zelgäcker 872 Morgen; Dreifelderwirtschaft. — In Binsdorf 80 Häuser, 523 Einwohner. — Herzogliche Communordnung: Jeder Neubürger muß Feuerkübel stellen, damit er z. B. in Heselwangen Wohnrecht erhält. — Große Waldungen um Binsdorf. — In Balingen etwa 2500 Einwohner. — In Tailfingen Streit um Mesnerfrucht (Lehrerbesoldung). — Dotternhausen leistet Beitrag zur „Schweizerstraße". — In Streichen leben 21 Familien, in Zillhausen 45 „Ehen" (Familien). — Schömberg: Pottaschesiederei. Erstmals Klee eingesät. Jetzt ständiger Provisor. — In Roßwangen Allmendverteilung. — Die Komménde Rottweil in Erlaheim gültberechtigt.

1671: Frankreichs Bündnis mit Schweden. — Komponist Heinrich Schütz: Psalmen und Magnificat. Milton: Epos „Paradies". — Kriegslasten der Gemeinden Frommern, Engstlatt, Endingen, Erzingen, Dürrwangen, Tieringen, Heselwangen: 43 000 fl. — Ebingen hat 1450 Einwohner; es verwehrt sich gegen weiteren Zuzug in die Stadt. — Das Rittergut in Täbingen wird aufgelöst; ihm ein Großteil der Einwohner leibeigen. — Frommern kann 6000 fl Anleihe nicht zurückzahlen.

1571: Seeschlacht bei Lepanto bricht Türkenherrschaft im Mittelmeer. — Johannes Kepler und Michael Prätorius geboren. — Daniel von Anweil von Herzog Ludwig mit der Schalksburg belehnt. — Weilen u. d. R. erhält eine Glocke mit der Umschrift „sant lugs, marx, mathes, iohannes". — Rosenfeld betreut letztmals die Filiale Flözlingen kirchlich. — In Hausen a. T., reformiert 1543, von hohenbergischen Beamten die Gegenreformation durchgesetzt. — Hülbe auf Ehestetter Berg (bei Ebingen) erwähnt.

1471: Schweden wieder unabhängig. — Albrecht Dürer geboren. — Thomas a Kempis gestorben. — Ältester deutscher Landkartendruck. — Endinger „Heerweg" erwähnt; Teilstück der Römerstraße. — In Frommern eine „Hörin": Seldnerhäuschen auf Pfarreiboden. — Balingen schließt mit Endingen einen Vergleich über Zwing- und Bannangelegenheiten. In der Stadt der Schulmeister Nicklaus Loner Meister der „Sieben freien Künste", also mit Universitätsbildung. — Ebingen werden hohenbergische Privilegien bestätigt. — In der Heiligenpflege zu Binsdorf 1 Ober- und 2 Unterpfleger; Stadt also begütert. Von sämtlichen Einwohnern fordert Österreich den Hauptfall. — In Rottweil stirbt der Spitalpfleger Burhard von Digisheim. — Die Heiligenpflege Obernheim erwirbt als österreichisches Lehen den Zehnt von den 4 Böttinger Maierhöfen. — Württemberg zehntberechtigt in Onstmettingen. — Der Balinger Vogt von Sürgenstein vertauscht Leibeigene zu Pfeffingen mit dem Kloster Beuron. — In Tailfingen Streit der 2 Lichtpfleger (Kirchenpfleger) mit der Pfarrei wegen Baukosten.

1371: Westfälischer Landfriede Kaiser Karls IV; Femgerichte offiziell. — Wollweberstreik in Siena. — Haus Stuart auf schottischem Thron. — Die Beginenklause in Frommern kauft tierbergischen Hof in Zillhausen. — In Balingen erstmals ein Sattler erwähnt. — Der Weißgraf von Zollern Klosterherr zu St. Gallen. Die Grafen von Zollern-Schalksburg besitzen in Tailfingen Maierhöfe als St. Galler Lehen. — In Winterlingen gehört ein Hof dem Kloster Stein am Rhein, in Zillhausen der Maierhof der Klause Margrethausen. — Die Burg Meßstetten kommt an eine Linie des Hauses Tierberg. — Ratshausen heißt urkundlich Raulshusen.

1271: Femgerichte in Deutschland. — „Waldwerke": Harzer Bergrecht (Jura et libertates silvanorum). — Marco Polo in Peking. — Graf Friedrich von Zollern bestätigt dem Grafen Albert II von Hohenberg, daß Walger von Bisingen in Endingen einen Hof besitzt. — Burgweiler unter der Feste Hohenberg aufgelassen, Einwohner wohl nach Weilen u. d. R. umgesiedelt.

1171: Festigung der Staufermacht in Italien. — Heinrich II. von England „Herr von Irland". — Minnesang blüht. — Dürrwangen untersteht dem Kloster St. Georgen; bestätigt 1179.

1071: Die Normannen beenden die byzantinische Herrschaft in Italien. — Aachen als Stadt erwähnt. — Mehrstimmige Vokalmusik. — Die Herren von Winzeln besitzen Stockenhausen. Die „villula Stokinhusen" 1094 an St. Georgen übergeben.

971: In Norwegen Hakon Reichsverweser. — Byzanz erobert das ostbulgarische Reich an der unteren Donau. — Graf Burchard von Nellenburg schenkt dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen Güter „in locis Bercheim und Richenbach" auf Truchtelfinger Markung.

871: Endgültige Trennung der römischen Kirche von der griechischen. — Alfred der Große ordnet in England Verwaltung und Rechtswesen. — Im Norden der Grafschaft Scherra liegen die bezeugten Orte Dotternhausen, Weilheim, Frommern, Dürrwangen, Burgfelden. Onstmettingen, Tailfingen, Truchtelfingen, Margrethausen, Ebingen. Graf Cozpert stirbt 871.

771: Karl der Große bemächtigt sich des Reichs von Karlmann II; er bereitet die Unterwerfung der Sachsen vor. — Das Kloster St. Gallen besitzt ein Haus zu Dichinishaim (Digisheim).

Wer in Gedanken beim Durchlesen der oben gegebenen, keinesfalls lückenlosen Zusammenstellung immer wieder nach hundert Jahren des selben Wegs gefahren kam, wird nicht den Eindruck haben, daß es sich bei der Menschheitsgeschichte nur um stereotype Wiederholungen handelt. Die Geschichtsphilosophen gingen von der Frage aus: Regiert nur der Zufall oder gibt es historische Gesetze? Hat Geschichte Sinn und Ziel? Die Antworten fielen ganz verschieden aus: Augustin setzte neben den Gottesstaat den weltlichen. Nach Herder zielt Geschichte auf Verwirklichung der Humanitätsidee, nach den Positivisten auf naturwissenschaftliche Beherrschung der Dinge, nach Marx auf die gewalt- und klassenlose Gesellschaft. Hegel will erloschenen göttlichen Funken wieder zum Feuer entfachen, für Schopenhauer ist Geschichte ein sinnlos sich drehendes Rad, für Ranke Ausdruck des göttlichen Willens. Nach O. Spengler ist Geschichte eine Abfolge von entstehenden und sterbenden Kulturen, während Toynbee ausgeht vom Fortwirken der Kulturabläufe zu einer Weltkultur hin. Besondere Bedeutung hat in neuerer Zeit die Soziologie erlangt, die als Wissenschaft vom Sozialen der Vielheit der Gemeinschafts- und Gesellschaftserscheinungen nachgeht und je nach der Betrachtungsweise und praktischen Zielsetzung ihren Schwerpunkt mehr im Physikalischen oder Biologischen oder Geisteswissenschaftlichen hat. Auch die Begriffe „Heimat" und „Heimatkunde" sind soziologische Probleme.

Schon die Antike betonte, daß sich Geschehenes nicht ungeschehen machen läßt. „Aber für das, was kommt", sagte Theognis, „sorge mit wachsamem Sinn!" Lehren also, die man aus der Geschichte gezogen hat, wollen in höherführende Praxis umgesetzt sein. Voraussetzung dafür ist, daß man nicht bei äußerlicher, mechanistischer Natur- und Geschichtsbetrachtung stehen bleibt, sondern das Methaphysische miteinbezieht. Warum ist Kaiser Rotbart betrübt darüber, daß die Raben noch um den Berg fliegen. Er rechnet mit Schicksalsmächten, er weiß aber auch um den Befreiungswunsch der ganzen Menschheit, der noch nicht erfüllt ist. Er träumt von einem Glückskind, das wiederholt sagt „und abermals nach hundert Jahren kam ich des selben Wegs gefahren". Zuletzt aber ist dieser geschichtliche Weg eine Straße des Siegs, auf der der Menschengeist die Materie überwindet.

Die Einbeere

(Paris quadrifolia)

Ein nicht seltener Gast unserer Buchenwälder ist die Einbeere, deren Wurzelstock und Beere besonders giftig sind. Sie enthalten das Saponin Paristyphnin. In der Regel stehen an ihrem senkrecht aufsteigenden, bis 30 cm hohen Schaft vier breitelliptische, quirlständige Blätter mit kräftiger Aderung. Sie galt wegen der kreuzförmigen Anordnung ihrer Blätter auch als Passionsblume und wurde z. B. von Veit Stoß auf seiner Tafel „Gefangennahme Christi" dargestellt. Seltener sind die Abweichungen in der Blattzahl, die zwischen drei und sieben sein können. Die großen Blätter vermögen, trotz der beschränkten Lichtverhältnisse im Buchenwald, genügend Licht zur Nährstoffbildung aufzunehmen. Nur eine Blüte steht in Verlängerung des Schaftes zwischen den Blättern. Die vier äußeren Blütenblätter sind krautig und hellgrün, die inneren schmäler und gelblichgrün. Die linealen acht Staubbeutel im Innern haben grannenartige, spitz auslaufende Zipfel. Der schwarzblaue bis violette Fruchtknoten streckt vier Griffel herauf. Die Bestäubung besorgen in der Regel Aasfliegen, die sich von den feuchtglänzenden, schwarzblauvioletten Fruchtknoten täuschen lassen (Täuschblume). An der nur einen Blüte erscheint auch nur eine Frucht, die der Pflanze den Namen gab = Einbeere. Sie ist stahlblau und so groß wie eine kleine Kirsche. Ihr Gift wirkt brechreizerregend und pupillenverengend. Die hellgrünen und gelblichen Blütenblätter bleiben bis zur Reifung der Frucht erhalten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 30. September 1971 | Nr. 9

Martin Göhring - Leben und Werk eines europäischen Historikers

Prof. Dr. Ernst Schulin, Berlin

Als Martin Göhring am 8. März 1968 unerwartet starb, lagen auf den Schreibtischen zahlreicher Historiker nicht nur in deutschen Universitätsstädten, sondern auch in Rom, Cambridge, Löwen, Helsinki, Prag und anderswo halbfertige Beiträge zu einer Festschrift, die ihm zu seinem 65. Geburtstag im November überreicht werden sollte. Alle diese Historiker waren in den letzten 17 Jahren als Stipendiaten oder wissenschaftliche Mitarbeiter in der von ihm geleiteten Universalhistorischen Abteilung des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz tätig gewesen und wollten ihm damit ihre Dankbarkeit für die Zeit ausdrücken, die sie bei ihm in einem Kreis junger internationaler Kollegen verbracht hatten. Der Verlust dieses wirklich europäischen Historikers ist darum besonders unmittelbar und schmerzlich empfunden worden.

Göhring hätte sich sehr gefreut, wenn er noch von diesem Sammelband erfahren hätte. Solche „Studien zur europäischen Geschichte" hätte er als gutes Denkmal für sich empfunden. Mit einer Betrachtung seines Lebens und Werkes, wäre er weniger einverstanden gewesen. Als Person wollte er hinter dem wissenschaftlichen Werk zurücktreten — vielleicht, weil sein Aufstieg nicht leicht war und er Spuren dieser Schwierigkeiten nie los wurde. Er wurde immer ungeduldig, wenn man sich mehr mit den Historikern als mit der Geschichte beschäftigte.

Auszug aus einem Aufsatz, der erschienen ist in „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht" Heft 2 - Februar 1971 - Ernst Klett Verlag, Stuttgart.

Göhrings Herkunft war nämlich alles andere als europäisch — wenn man darunter eine Aufgeschlossenheit für das Internationale versteht, wie sie sich im Grenzland oder im höheren Bürgertum der Großstädte bilden kann. Der Lebenslauf, den Göhring vorschriftsmäßig für seine Dissertation angefertigt hat, beginnt: „Am 21. November 1903 wurde ich, Johann Martin Göhring, zu Ostdorf, Oberamt Balingen, als Sohn des Landwirts Johann Georg Göhring und seiner Ehefrau Mathilde, geb. Walker, geboren. Ich bin Württemberger und evangelisch. Nach Besuch der Volksschule war ich bis zum 20. Lebensjahr im kleinbäuerlichen Betriebe tätig" — im elterlichen — „und bereitete mich alsdann autodidaktisch für die Reifeprüfung vor, die ich im Frühjahr 1927 bestand." (Also mit 23 Jahren. Erst mit 21 Jahren hatte er mit dem Besuch von Fortbildungskursen in Stuttgart begonnen.) „Ich bin im Besitz der Oberrealschulreife und der philologischen Ergänzungsprüfung im Lateinischen."

Man kann also sagen: was meist nur in zwei oder mehr aufeinanderfolgenden Generationen erreicht wird, hat Göhring mit seiner Energie sozusagen „allein" geschafft: den Aufstieg aus bäuerlichen Verhältnissen zum Professorenberuf. Er hat sich dabei in keiner Weise brüsk von seinen Anfängen getrennt. Bis zu seinem Lebensende ist er seiner Heimat am Fuße der Schwäbischen Alb eng verbunden geblieben. Er war nach Kriegsende 1945 einige Zeit wieder in der Landwirtschaft tätig und bewahrte sich auch in städtischen Verhältnissen eine gewisse bäuerliche Bedächtigkeit und Schläue und im Umgang mit seinen Mitarbeitern einen hausväterlichen Stil. Bis zu einem gewissen Grade blieb seine Haltung gegenüber Welt und Kirche auch deutlich geprägt von dem frommen schwäbisch-pietistischen Milieu seiner Kindheit.

Der verhältnismäßig späte Aufstieg aus diesen Verhältnissen (wobei übrigens der Zuspruch des Ostdorfer Pfarrers eine wesentliche Rolle gespielt hat) war nur möglich durch eine unerhört zähe Aneignungs- und Schaffenskraft. Er bedingte freilich auch eine genaue Begrenzung des Arbeitsgebietes. Es ist nun von großer Bedeutung und Besonderheit, daß sich Göhring dieses streng begrenzte Arbeitsgebiet in der außerdeutschen Geschichte gesucht hat, in der französischen des 18. Jahrhunderts.

Göhring begann sein Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie im Sommersemester 1927 an der württembergischen Landesuniversität Tübingen. Er kam in Kontakt mit anderen Studenten durch die damals noch üblichste Form, das Verbindungsleben (bei der Sängerschaft Hohentübingen); aber vor allem studierte er, so schnell wie möglich. Die ersten großen Eindrücke erhielt er von den Historikern Johannes Haller und Adalbert Wahl.

Hallers größte Wirkung ging von seinen „Epochen der deutschen Geschichte aus". Ähnlich wie Treitschke war er zugleich hochgebildet, geradezu weltmännisch, und ein leidenschaftlicher Nationalist, und zwar Nationalist von der kritischen, zürnenden Sorte, wie man sie damals unter den Geschichtsprofessoren häufig fand. Sie schoben wohl einen großen Teil, aber keineswegs alle Schuld an Deutschlands Unglück auf Frankreich und die anderen Staaten, sondern klagten auch das wilhelminische Reich und seine schlechte Politik an, das die große Erbschaft Bismarcks vertan habe. Hierüber und über die tausendjährigen, immer gespannten deutsch-französischen Beziehungen konnte Göhring den imponierenden Gelehrten sprechen hören — und das in den glücklichsten Jahren der Weimarer Republik, während Briand und Stresemann diese feindliche Vergangenheit zu überwinden versuchten.

Martin Göhring

Ein Grundzug Göhrings, sein fester deutscher Patriotismus, ist dadurch zweifellos angesprochen und verstärkt worden. Seine Vorstellungen über Bismarck und die wilhelminische Zeit wurden entscheidend geprägt. Der europäischen Friedenspolitik seiner Gegenwart dürfte er aber schon damals positiver gegenübergestanden haben als Haller mit seinen Machtstaatsideen. Und dessen Buch über die deutsch-französischen Beziehungen plante er später durch ein objektiveres zu ersetzen.

Auf sein eigentliches Arbeitsgebiet wurde er aber durch Adalbert Wahl geführt. Wahl war der deutsche Kenner der Vorgeschichte der Französischen Revolution, über die er 1905/07 ein zweibändiges Werk veröffentlicht hatte. Wie es in der deutschen Geschichtswissenschaft üblich war, wie es aber auch der Position der brillantesten französischen Darstellung entsprach, der von Hippolyte Taine, stand er der Französischen Revolution mit großer Distanz, ja stark ablehnend gegenüber. Er fand einen solchen Staatsumsturz verwerflich und unverantwortlich und suchte seine Notwendigkeit in Frage zu stellen, indem er das ancien régime aufwertete. Bisher, erklärte er, sei es einseitig nach den parteiischen Ansichten der Umstürzler charakterisiert worden, und das sei ähnlich, als wenn man das wilhelminische Reich nur nach den sozialdemokratischen Schriften schildern wollte. Methodisch war das berechtigt, er ging aber in der Aufwertung des ancien régime entschieden zu weit.

Göhring, der später gern erzählte, daß der empfindsame Wahl im Kolleg nur unter Tränen von der Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes berichten konnte, hat dem ancien régime großes Interesse, aber niemals diese sentimentale Anteilnahme entgegengebracht, die nach

seiner Ansicht aus einem allzu strengen, antiquierten Legitimismus erwuchs.

Diese Distanzierung von den Auffassungen Wahls ist vor allem auf Göhrings ersten, einjährigen Frankreichaufenthalt zurückzuführen. 1928/29 studierte er in Paris und wurde hier gleichzeitig mit dem historischen Schauplatz, mit dem massenhaften Quellenmaterial und mit dem Zentrum von dessen wissenschaftlicher Erforschung konfrontiert. Er erhielt einen entscheidenden Eindruck von der modernen französischen Revolutionsgeschichtsforschung durch Seminarübungen bei Albert Mathiez, dem unbestrittenen Meister dieser Richtung. Hier herrschten durchaus andere Ansichten als in Tübingen. Gegen Hippolyte Taine, der durch den verlorenen Krieg und den Kommune-Aufstand von 1871 zu einer tief pessimistischen Schilderung der destruktiven Entwicklung Frankreichs seit der großen Revolution veranlaßt worden war, hatte sich die Geschichtswissenschaft der Dritten Republik gebildet — der Republik, die ausdrücklich auf den Ideen dieser Revolution aufbaute und sie gegen Monarchisten und Bonapartisten verteidigen mußte.

Göhring wagte sich also in die praktischen Übungen des gefürchteten Mathiez, der die Arbeiten seiner Studenten ebenso unerbittlich unter die kritische Lupe nahm wie die Finanzgebarung des von ihm als korrupt verdächtigten Danton. Der leidenschaftliche Gelehrte und Politiker, der uneingeschränkte Verteidiger eines revolutionären Führers wie Robespierre beeindruckte ihn tief. Und zeitlebens blieb ihm Mathiez' Reaktion auf seine Mitteilung, bei wem er bisher studiert habe, im Gedächtnis: „Wahl? Adalbert? — Il ne sait rien de la révolution!" (Er versteht nichts von der Revolution.) Göhring kehrte nicht nach Tübingen zurück, sondern meldete sich im Oktober 1929 bei Otto Becker in Halle an und bat ihn um ein Doktorthema aus der Zeit der Französischen Revolution.

Otto Becker wurde Göhrings eigentlicher Lehrer. Er gewann großes Interesse an diesem gescheiten Bauernsohn, förderte ihn über zehn Jahre lang nach Kräften und blieb bis zu seinem Tod sein väterlicher Ratgeber und Freund. Für Göhring bedeutete Becker so etwas wie eine glückliche Verbindung dessen, was er in Tübingen und Paris gelernt hatte. Becker verfolgte ähnliche historische Interessenrichtungen wie Wahl und Haller — Verfassungsgeschichte des französischen 18. Jahrhunderts und deutsche Geschichte seit Bismarck —, war aber wissenschaftlich und politisch moderner und pflegte den Kontakt zu den französischen Forschern. Möglicherweise ist Göhring sogar durch Mathiez auf ihn hingewiesen worden. Bei der Besprechung des Doktorthemas wurde Mathiez jedenfalls zu Rate gezogen. Becker ermutigte Göhring zu einer speziell für ihn geeigneten Untersuchung über die Agrarverfassungspolitik der Constituante und Legislative, besonders über die einzelnen Phasen der Aufhebung der Feudalität.

Nach dem Semester in Halle fuhr Göhring 1930 wieder nach Paris, um dieses Thema auszuarbeiten. Er nahm auch nochmals an Übungen bei Mathiez und dem Finanzhistoriker Marion teil, aber in seiner eigenen Arbeit zeigt sich neben der großen, entscheidenden Bedeutung, die diese neue französische Forschung für ihn hatte, doch auch deutlich die Distanz zu ihr.

Anders als Mathiez, Lefebvre und viele ihrer Schüler blieb er mißtrauisch gegenüber der Anwendbarkeit des marxistischen Klassenschemas, überhaupt gegenüber der einseitigen Betonung der ökonomischen Gesichtspunkte. Sosehr sie seinem Thema naheliegen mochten, bewahrte er sich doch seine Sicht- und Untersuchungsweise vom institutionengeschichtlichen Schwerpunkt aus — hier und später.

Er besaß und bewahrte sich außerdem den Ehrgeiz, bei aller Beschränkung auf ein Spezialgebiet doch dieses Spezialgebiet zeitlich und räumlich umfassend zu behandeln. Und schließlich, damit zusammenhängend: er bewahrte sich sein Interesse für das ancien régime, was oft ein Zurückgehen bis ins 17. und 16. Jahrhundert bedeutete; er kombinierte dessen Erforschung mit der der Revolution. Im Grunde überwölben alle seine späteren Bücher die Epoche von 1789.

Diese Einstellung Göhrings zu seinem Spezialgebiet war alles andere als die bequemste. Es gehörte ein unendlicher Fleiß dazu, sprödes Quellenmaterial zu durchforschen. Das erste Buch, die Dissertation über „Die Feudalität in Frankreich vor und in der Großen Revolution" zeigt das bereits, zeigt auch die Vorteile der genannten Kombination. Er hatte die wenig beneidenswerte Aufgabe, die chaotische Mannigfaltigkeit von Besitzverhältnissen und rechtlichen Regeln des Feudalismus zu durchdringen und dabei auch immer festzustellen, wieweit diese Rechte nur formal bestanden, wieweit wirklich in Anspruch genommen wurden.

Göhring promovierte mit dieser Arbeit 1932 in Kiel, wohin er Otto Becker gefolgt war. Dann trieb es ihn sofort wieder in die französischen Archive. Er bekam eine Stelle als assistant im Schuldienst und forschte in Paris und in Nîmes nach Material für eine Biographie über Rabaut Saint-Etienne, die bereits 1935, kurz nach der Dissertation, im Druck erschien. Hier zeigt sich zum erstenmal Göhrings starkes Interesse an historischen Einzelpersönlichkeiten. Es ist die erste wissenschaftliche Biographie über Rabaut Saint-Etienne, einen führenden und wegen seines geraden, ehrlichen Charakters besonders sympathischen Vertreter des Dritten Standes in der Nationalversammlung — Göhring sicherlich besonders ans Herz gewachsen, weil er als reformfreudiger Pfarrer begann. Er nennt ihn einen „Kämpfer an der Wende zweier Epochen" und schildert, wie Rabaut mit der Entwicklung der Revolution mitging und schließlich, in der Zeit des Terrors, nicht mehr mitging; diese letzte Haltung seines Helden mißbilligt er allerdings als unpatriotisch, wohl weil er den Terror mit Mathiez für die einzige Rettung der Revolution vor den äußeren Feinden hält. Man könnte aber hieraus auch Göhrings Grundeinstellung zu seiner damaligen Gegenwart, zum nationalsozialistischen Staat, ableiten. Als Patriot lehnte er Widerstand gegen die Staatsgewalt, auch gegen ein solche ab. Dabei wurde der bedächtige junge Historiker von dem Wirbel dieser „neuen Bewegung" keineswegs mitgerissen wie so viele seiner Kollegen. Eine kritische Haltung diesen Dingen gegenüber wurde ihm von Anfang an von seinem Lehrer Otto Becker vorgelebt. Dieser riet ihm allerdings, in die Partei einzutreten, da sonst wegen seines sehr undeutschen Spezialgebietes eine Habilitation ernstlich gefährdet sei. Verbale Konzessionen hat Göhring dem Dritten Reich weder in seinen Schriften noch später (soweit sich ein Straßburger Hörer erinnert) in seinen Vorlesungen gemacht. Bei seinem damals sehr nüchternen, rein sachlichen Stil und bei seiner großen Anspruchslosigkeit war eine solche reine Wissenschaftlichkeit durchzuhalten.

Unterstützt von einer Stuttgarter Stiftung konnte Göhring weiterhin in Pariser Archiven arbeiten. Imponierend konsequent baute er sein wissenschaftliches Lebenswerk auf, wobei ihm der Zuspruch von Lefebvre (dem Nachfolger von Mathiez) wohl sehr geholfen hat: nach der Untersuchung der Agrarverhältnisse interessierte ihn die Beamtenschaft; dann sollte die Entwicklung der Staatsideen im Kampf zwischen Absolutismus, Zwischengewalten und Drittem Stand erfaßt werden. Zur Behandlung der Beamtenschaft des ancien régime suchte er zäh nach den Akten über den Ämterkauf, die seit der Revolution verschollen waren. Er fand sie schließlich bei den riesenhaften Aktenbeständen der Untersuchungsausschüsse des Konvents. Dieser Aktenfund und seine (wie Göhring fand, bei weitem nicht vollständige) Auswertung in dem Buche „Die Ämterkäuflichkeit im ancien régime" machte ihn international bekannt. Er habilitierte sich damit 1938 in Kiel. 1939 hatte er eine Diätendozentur in Halle. Von der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg blieb er verschont — statten dessen kam er auf anderem Wege wieder in die Pariser Archive und Bibliotheken, nämlich 1941 als Mitglied der merkwürdigen Archivkommission des Auswärtigen Amtes. Es wurde hier eine Gruppe von etwa 20 jüngeren Historikern systematisch auf die Aktenbestände des Quai d'Orsay über die Zeit von etwa 1900 — 1940 angesetzt, um endlich Einblick in die französische Außenpolitik dieser Jahre zu bekommen.

Göhrings Wochenberichte über erfolgte Aktendurchsicht waren regelmäßig die dürftigsten. Er blieb aber immer weit über die Arbeitszeit, bis in die Nacht im Quai d'Orsay, allerdings über Akten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, denn hier hatte ihn die Idee gepackt, die französische Deutschlandpolitik seit dem Ende des Mittelalters darzustellen und damit Hallers Buch über die deutsch-französischen Beziehungen zu korrigieren. Noch später sprach er gern von dem Waschkorb voller Mikrofilme, Exzerpte und Abschriften, die er zu diesem Zweck gesammelt habe und noch auswerten werde. Leider ist daraus nur ein einziger Aufsatz über Kaiserwahl und Rheinbund von 1658 erschienen.

Göhring, der sonst völlig einzelgängerisch arbeitete, hat hier zum ersten Mal größere wissenschaftliche Team-Arbeit erlebt und sicher auch einige Anregungen für seine späteren zeitgeschichtlichen Bücher bekommen, nicht zuletzt durch den Kontakt zu hohen Offizieren der Wehrmacht, den die Archivkommission ermöglichte. Er wurde aber bald schon wieder davon halb abgezogen, als er im Januar 1943 einen Ruf auf ein Extraordinariat der sog. Reichsuniversität Straßburg erhielt, die damals aus kulturpolitischen Gründen mit einer Elite von deutschen Wissenschaftlern ausgestattet wurde. Sein Lehrstuhl nannte sich „Politische Auslandskunde, insbesondere Westeuropas". Göhring hielt aber seine üblichen historischen Vorlesungen: Absolutismus, Französische Revolution, Napoleon.

Das Kriegsende brachte ihn in seine schwäbische Heimat zurück, zuerst in die Landwirtschaft nach Ostdorf, dann zu einem Lehrauftrag nach Tübingen (1947), ein Jahr später zusätzlich als Gastprofessor an die Technische Hochschule Stuttgart.

Göhring hatte soviel Material gesammelt, daß er in diesen schwierigen, ungeordneten ersten Nachkriegsjahren seine bedeutendsten Werke schreiben konnte, ohne seine Bibliothek, die unerreichbar in Halle stand (und noch steht). Das erste war allerdings schon größtenteils in Paris und Straßburg entstanden, konnte aber im Dritten Reich in dieser Form nicht erscheinen. Es hieß: „Weg und Sieg der modernen Staatsidee in Frankreich. Vom Mittelalter zu 1789" (1946).

Man kann es wohl als seine originellste, eigenständigste Leistung bezeichnen. Es hat wissenschaftlich eine weitverbreitete Wirkung gehabt, man wünschte ihm aber noch eine stärkere. Hier handelt es sich um politische Ideengeschichte in einer ganz besonderen Form. Selten ist der Rationalismus des 18. Jahrhunderts so sehr am konkreten Objekt und so konstruktiv dargestellt worden. Daneben fällt aber noch et-

was anderes an diesem Buch auf, ein neuer Ton nach der spröden Wissenschaftlichkeit der bisherigen Werke. Göhring hält sein Thema für „im höchsten Maße lehrreich, hat doch in Frankreich ein Jahrhunderte währendes Ringen um die staatliche Form zur größten geistigen Auseinandersetzung der Neuzeit geführt. Das gesamteuropäische Denken und das politische Leben der Völker sind von ihr aufs tiefste bestimmt worden. Frankreich hat die traditionsgebundene Ordnung Europas gesprengt und dieses endgültig vom Mittelalter erlöst, indem es sich als wirklich nationalen Staat auf demokratischer Grundlage konstituierte." Und er hofft, daß das Buch „uns heute . . . auf unserem Wege nach neuen politischen Werten" etwas zu sagen vermag. Göhring sucht also nun, 1946, historisch-politisch zu wirken. Sein Stil (und überhaupt das ganze Verhältnis zu seinem Spezialgebiet) wird pathetischer. Er sucht einen größeren Leserkreis. Der wissenschaftliche Apparat tritt zurück.

Das Buch ist aber nur eine Einleitung zu seinem Hauptwerk, in das nun alle seine bisherigen Forschungen einströmen: die „Geschichte der Großen Revolution", in 2 Bänden 1950 und 1951 erschienen. Hier ist Göhring zum großen Geschichtsschreiber geworden. Alle bisherige Bedächtigkeit und Zurückhaltung ist aufgegeben. Hier hat er seine Fähigkeit, historische Zustände und Ereignisse hochdramatisch zu schildern, entdeckt und voll ausgespielt. Dazu gehörte nicht nur vollkommene Materialbeherrschung. Göhring sah (wie er selbst gern erzählte) Lafayette, Mirabeau, den König, Danton, Robespierre und alle die anderen vor seinen Augen agieren und beschrieb das. Die jeweiligen Gesamtcharakteristiken der Personen, auf die er besonderen Wert legte, gelangen ihm dabei wegen seiner etwas zu groben psychologischen Schemata eigentlich weniger eindringlich als ihre Veranschaulichung in der Aktion. Die oft auffallende Unmodernität seines Stiles hängt damit zusammen. Das ändert nichts daran, daß wir hier die modernste deutsche Darstellung der Französischen Revolution vor uns haben — und die erste große, aus den Quellen erarbeitete, seit Sybels vielbändigem Werk von 1853-79. Alle Stilmittel werden nur dazu aufgeboten, um dem heutigen deutschen Leser dieses epochale Geschehen in seiner ganzen weltgeschichtlichen Bedeutung nahezubringen. Und man kann wohl sagen, daß die Französische Revolution, zu der Deutschland ja immer eine zwiespältige Einstellung hatte, nie vorher von einem deutschen Historiker so sehr ohne Ressentiments, so sehr in positivem Lichte geschildert worden ist. Die hohe Bewunderung, die vor allem der großartige zweite Band hervorgerufen hatte, verebbte aber, als kein dritter folgte.

Göhring hat niemals auch nur angefangen, diesen dritten Band zu schreiben. Man steht hier vor dem plötzlichen Abbruch eines bisher so imponierend konsequent aufgebauten Lebenswerkes. Das ist nicht leicht zu erklären, und seine Freunde haben oft daran herumgerätselt. Natürlich ist es schwierig, sich nach den dramatischen ersten fünf Jahren der Revolution nun in der Aufgabe zurechtzufinden, die reizlosen nächsten fünf Jahre zu gestalten. Viele Darstellungen sparen sich das. Göhring war kaum in sie eingearbeitet und betonte immer, er müsse hierfür noch Quellenmaterial in Paris suchen. Was ihn eigentlich interessierte und zur Darstellung reizte, war der Mann, der in diesen fünf Jahren aufstieg und nach ihnen die gesamte Geschichte beherrschte: Napoleon. 1959 gestaltete er dessen weltgeschichtliches Leben auf 160 kleinen Seiten, also in einer atemberaubenden Verkürzung, wodurch die dynamische Gewalt dieses von ihm bewunderten politisch-militärischen Genies nur um so mitreißender zur Anschauung kommt.

Natürlich ist das noch keine Erklärung, warum er den dritten Revolutionsband nicht mehr schrieb. Kurz nach Abschluß des zweiten änderte sich aber sein Leben entscheidend: er wurde 1951 zum Mitdirektor des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz berufen. Dieses Institut war ein Jahr früher, 1950, gegründet worden, aus einer französischen kulturpolitischen Initiative heraus, der sich das Land Rheinland-Pfalz angeschlossen hatte. Es sollte durch Vorträge, Kongresse, Veröffentlichungen und die Betreuung von deutschen und ausländischen Stipendiaten helfen, nationale und konfessionelle Vorurteile in der Geschichtswissenschaft und historischen Anschauung der einzelnen europäischen Länder abzubauen — eine Aufgabe, die nach dem Zweiten Weltkrieg bitter nötig war. Die Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte leitete (und leitet) der bekannte katholische Reformationshistoriker Joseph Lortz, die Abteilung für Universalgeschichte (also die „profane") zunächst Fritz Kern, der aber schon im ersten Jahr starb. Sein Nachfolger wurde Göhring als bedeutendster deutscher Kenner der französischen Geschichte. Das war eine große Umstellung für ihn. Er hatte nie etwas Institutsähnliches geleitet, immer nur für sich an seinen Büchern gearbeitet und war im öffentlichen Auftreten recht unbeholfen. Nun mußte er organisieren und repräsentieren. Der Betrieb fiel ihm schwer und die großen Reden, die er zu halten hatte, klangen immer etwas steif-theatralisch. Aber er warf sich mit ganzer Energie in diese Aufgabe, und er glaubte von Herzen an die damals in voller Blüte stehende Europa-Idee. In ihrem Sinne hatte er ja auch mit seinen Nachkriegsbüchern wirken wollen: für europäische Gemeinsamkeit, insbesondere für die Besserung der deutsch-französischen Beziehungen. In der Tat hat er den Anspruch, der mit dem Namen des Instituts verbunden war, erst ganz in die Wirklichkeit umgesetzt. Er konnte das Interesse des Bundespräsidenten Heuss für die Arbeit des Instituts gewinnen und in langen, geduldigen Bemühungen durchsetzen, daß es nicht einfach ein kulturpolitisches Instrument der Europabewegung wurde, sondern eine im In- und Ausland angesehene wissenschaftliche Institution.

Aber auch diese Institutsarbeit erklärt nicht, oder nur für die ersten Jahre, weshalb die Revolutionsgeschichte ein Torso blieb. Denn nach dem Kongreß schrieb Göhring ein neues Buch über ein für ihn ganz fremdes Gebiet, auf dem er außer Vorlesungen an der Stuttgarter Technischen Hochschule keinerlei Vorstudien getrieben hatte: ein Buch über neueste deutsche Geschichte. Es hieß: „Bismarcks Erben 1890 bis 1945. Deutschlands Weg von Wilhelm II. bis Adolf Hitler".

Göhrings Nachfolger, der jetzige Mitdirektor des Mainzer Instituts, Freiherr v. Aretin, hat hierfür zwei einleuchtende Gründe genannt. Die Übernahme des von den Franzosen gegründeten Instituts brachte Göhring in manchen deutschen Kreisen, die sich als aufrecht national gesinnt betrachteten, in den Ruf, ein Handlanger der französischen Kulturpolitik zu sein. Da er selber bei aller Europabegeisterung ein fester Patriot war und bei allen Beziehungen zu Frankreich nicht eigentlich frankophil eingestellt war, trafen ihn derartige ungerechte Verdächtigungen tief. Er hatte also das Gefühl, er dürfe nicht immer nur über ausländische Geschichte arbeiten — er müsse etwas für die Nationalgeschichte tun. Dazu kam, „daß er zwar unbestritten als der deutsche Fachmann der neueren französischen Geschichte galt, daß sich dies aber in dem — damals jedenfalls — ganz auf deutsche Geschichte ausgerichteten Wissenschaftsbetrieb nicht auszahlte" (Aretin). Er erhielt keinen Ruf auf einen Lehrstuhl, so sehr er darauf hoffte. Aus diesen Gründen entschloß er sich, sozusagen in der Nachfolge seiner Lehrer Haller und Becker, von seinem Spezialgebiet auf die neueste deutsche Geschichte umzusatteln und mit diesem Thema unmittelbarer als mit dem der Französischen Revolution politisch erzieherisch zu wirken. Eine Intensivierung der Zeitgeschichte wurde seit etwa 1956 allerorts öffentlich gefordert, bei seinen Auslandsvorträgen verlangte man von ihm ohnehin deutsche zeitgeschichtliche Themen, und eine große Anregung bedeuteten für ihn die vielen Arbeiten, die gerade über dieses Gebiet im Institut angefertigt wurden.

So schrieb Göhring 1958 „Bismarcks Erben". Den Titel erfand ein Stipendiat, er bezeichnet deutlich Göhrings von Haller und Becker geprägte Anschauung, nach der Bismarcks Erbe in der Folgezeit mehr und mehr vertan wurde. Göhring zeigte es besonders an der außenpolitischen Entwicklung — auch dies ein für ihn ziemlich neuer Bereich, der dann auch in dem kurz danach geschriebenen kleinen Napoleon-Buch im Vordergrund stehen sollte. Insofern schrieb er, von einem besonderen Gesichtspunkt aus, erstmals wirklich europäische Geschichte. In der kontrastreichen Gegenüberstellung von guter Bismarckzeit und schlechter wilhelminischer Zeit folgte er den alten Mustern weit mehr, als es uns nach den neuen Forschungen und Anschauungen gerechtfertigt erscheint. Die Zeit der Weimarer Republik, besonders die Außenpolitik Stresemanns, wird als Vorbild für die Europa-Politik der Gegenwart in Anspruch genommen und als umso verheerender die Wirkung von Hitlers Außenpolitik geschildert. Göhring stellte das alles mit deutlichen Be- und Verurteilungen dar, ohne aus falschem Nationalgefühl etwas beschönigen zu wollen. „Es war mir ein Anliegen", hieß es im Vorwort, „einer wesentlichen Pflicht des Historikers zu genügen: möglichst vielen die Ergebnisse der Forschung in faßbarer Form darzubieten. Es ist ein Gebot der Stunde, gegen die Scheu weiter Kreise vor der Geschichte anzugehen und mitzuhelfen, ein lebendiges Bild von ihr, insonderheit ihres jüngsten Abschnitts zu vermitteln." Eine solche nicht handbuchmäßige Gesamtdarstellung lag damals noch nicht vor und ist im Grunde auch heute noch selten. Möglicherweise verkannte aber Göhring, daß sein dramatischer Erzählstil, der sich bei der Revolutionsgeschichte so gut ausgewirkt hatte, bei der Zeitgeschichte etwas altmodisch klang, jedenfalls für jüngere kritische Leser, während das ältere Publikum zwar den Stil, aber wohl nicht immer die harten Urteile Göhrings goutieren mochte.

Eine entscheidende Wirkung hat aber Göhrings Buch doch gehabt: 1960 erhielt er zugleich Rufe an die Universitäten Hamburg und Gießen. Der Hamburger Ruf bezog sich auf einen neuhistorischen Lehrstuhl unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgeschichte (nicht der französischen). Göhring entschied sich — man kann sagen: in sehr selbstloser Weise — für die kleinere Universität. Er sah keinen geeigneten Nachfolger für das Mainzer Institut, das ihm ans Herz gewachsen war. Im Falle Gießen konnte er es selber weiter leiten. Also nahm er diese Doppelaufgabe auf sich, die eigentlich über seine Kräfte ging.

Als nächste Publikation — sie wurde seine letzte — faßte er wieder eine zeitgeschichtliche ins Auge. Dieses Beharren auf dem neuen Gebiet — gegen alles Drängen vieler seiner Freunde — ist vielleicht noch erstaunlicher als der Entschluß, einmal zwischendurch „Bismarcks Erben" zu schreiben. Ihn reizte ein Auftrag vom Bundesverteidigungsministerium, ein Werk über die letzten 100 Jahre deutscher Geschichte zu verfassen, und obwohl sich der ursprüng-

liche Plan zerschlug, vertiefte er sich immer mehr in den inneren Aufbau des nationalsozialistischen Staates. Wenn man sah, mit welchem Interesse er sich hierüber informierte, hatte man manchmal das Gefühl, er müsse etwas nachholen. Absorbiert von der Erforschung des französischen 18. Jahrhunderts, hatte er die Zeitgeschichte damals nicht erlebt. Jetzt packte sie ihn, und dieses Gepacktwerden und Festhalten an dem neuen Thema — wenn auch Material und Sachkenntnis im Überfluß bei einem ganz anderen Thema lagen — erweist ihn wohl als echten Historiker. Er suchte den inneren Aufbau des totalitären Hitlerstaates in seinem festen Zusammenhang mit der außenpolitischen Entwicklung darzustellen — einem Zusammenhang, der ihm bisher nicht genügend untersucht schien. 1966 veröffentlichte er den ersten, die Zeit 1933 — 1939 umfassenden Band: „Alles oder Nichts. Zwölf Jahre totalitärer Herrschaft in Deutschland". Der zweite über die Kriegszeit ist im Manuskript fertig (allerdings in einer Form, die Göhring noch einmal umarbeiten wollte) und wird wohl demnächst herausgegeben werden. Der Titel stammt bezeichnenderweise aus einem Bismarckzitat (das immer noch nicht ganz falsch ist): „Es war stets ein Fehler der Deutschen, alles erreichen zu wollen oder nichts, und sich eigensinnig auf eine bestimmte Methode zu steifen."

Wenn man bedenkt, wie oft der deutschen Geschichtswissenschaft vom Ausland vorgeworfen wird, daß sie keine große, allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Gesamtdarstellung des Dritten Reiches zustandebringt, und wenn man sieht, wie viele der sachlich näherstehenden Historiker vor einer solchen Aufgabe zurückschrecken, dann kann man nur bewundern, daß Göhring alle seine Kraft in den letzten Jahren einer solchen Unternehmung gewidmet hat.

Göhring ist darüber gestorben, und es steht dahin, ob er mit seinem letzten Werk Bleibendes geschaffen hat und hierdurch und nicht eher durch seine Revolutionsgeschichte lebendig bleibt. Mit Sicherheit bleibt er seinen Gießener Hörern und Seminarteilnehmern lebendig, und mit noch größerer Sicherheit bleibt er es als europäischer Historiker durch seine Tätigkeit im Mainzer Institut. Von Gießen aus war das nicht immer leicht zu verstehen und gutzuheißen — aber sein Zentrum war in Mainz. Dort in der schönen alten Domus Universitatis nahe am Dom hat er in seinem Institut gewohnt, dort erst hat er, der bis dahin noch Junggeselle war, eine Familie gegründet — und seine Mitarbeiter und Stipendiaten waren so etwas wie eine erweiterte Familie, deren „advanced studies" er in seiner liberalen, bescheidenen, immer zugänglichen Art behutsam förderte. Kein anderes historisches Institut in Deutschland kann sich einer solchen europäischen Gemeinschaft rühmen. Hier liegt, wie sein Nachfolger Aretin mit Recht gesagt hat, sein eigentliches Vermächtnis an die Geschichtswissenschaft.

Verkehrswege der Südwestalb

Von Fritz Scheerer

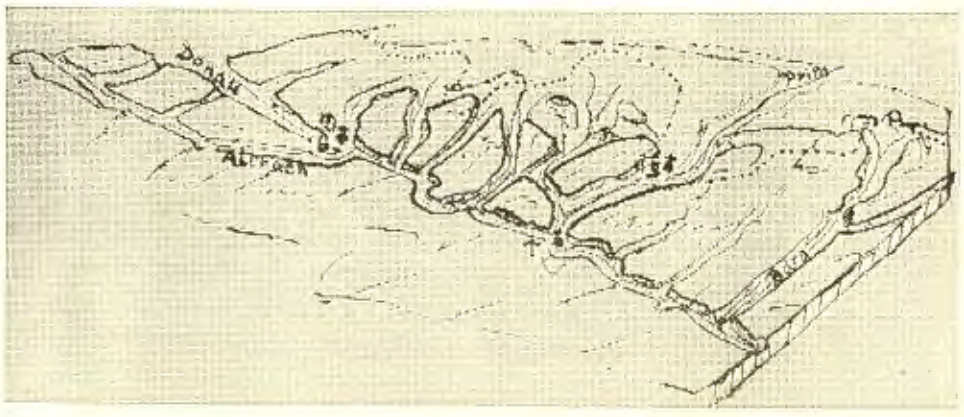
Fortsetzung

Goethe auf Schweizerreise

Besonders ausgeprägt ist die Tiefenlinie vor dem Albtrauf, unmittelbar vor der Stirn des Gebirges, wo sich die Neckarzuflüsse noch nicht oder wenigstens nur gering in das Vorland eingegraben haben. Teils wird die Fläche vom untersten Schwarzen Jura (L), wie bei Balingen, teils die des Posidonienschiefers, wie bei Hechingen, Schömberg und Wellendingen, benützt. Die alte Straße, die sogenannte Schweizerstraße, folgt ihr. Nicht nur die Post Stuttgart — Schaffhausen (1709 Poststraße) fuhr diese Straße, sondern auch vier- bis sechsspännige Kaufmannsfuhrwerke brachten das Handelsgut von Stuttgart, Heilbronn in die Schweiz und umgekehrt. Mancher große und berühmte Mann ist diese Straße gezogen, so 1782 Lavater, 1797 Goethe auf seiner Schweizerreise; Lenau hat 1832 seinen Postillion „Lieblich war die Maiennacht" nach seinem Erlebnis bei Steinhofen in der „Alten Post" in Balingen skizziert. Dieser vom Wagenverkehr seit dem 18. Jahrhundert bevorzugten Tiefenlinie vor dem Albtrauf folgt heute auch die Bundesstraße 27, die Ader des nord-südlichen Verkehrsstroms, der vom Neckarbecken zum westlichen Bodensee, an den Hochrhein, in die Schweiz und mit seinen weitesten Ausläufern über den Gotthard bis nach Oberitalien fließt. Ihr folgen zwischen Hechingen und Balingen die Bahnlinie Tübingen — Sigmaringen und über Schömberg die Bahnlinie Balingen — Rottweil.

So günstig die Richtung entlang der durch die Schiefstellung der Schichten entstandenen Tiefenlinien für den Verkehr ist, so große Hindernisse kann die Überschreitung der hohen Landstufe der Alb bieten. Am einfachsten liegen noch die Verhältnisse, wenn ein Fluß, aus dem Vorland kommend, die Schichtstufe durchbricht. Dies ist besonders schön an der oberen Donau, wo die Schichtstufen vom Grundgebirge bis zum Jura durchbrochen werden (s. Zeichnung). Die Donau ist der einzige Fluß, der das Gebirge in seiner ganzen Breite durchbricht. Am schönsten ist der Durchbruch durch die Jurastufe in der Geisinger Pforte, der besonders eindringlich beim Blick vom Vulkankegel Wartenberg in die Augen fällt. Da das Tal im Braunjura und unteren Weißjura breit und durchgängig ist, können ihm Straße und Bahn leicht in die Stufe hinein folgen.

Schluß folgt



Vereinfachtes Blockbild der Landschaft an der oberen Donau. Die Donau und ihre Zuflüsse kommen aus dem Vorland und durchbrechen die Südwestalb und lösen ihre Tafel in Einzelblöcke auf (westlich der Spaichinger Pforte).

Tollkirsche

Atropa belladonna

Eines der giftigsten Nachtschattengewächse ist die Tollkirsche, die in unseren Wäldern eine Höhe bis zu zwei Metern erreicht. Sie bevorzugt Waldschläge, Lichtungen und Waldwege. Der Name kommt von der unerbittlichen griechischen Parze Atropos. Das Otropin wurde in der Antike zur Erzeugung von Sinnestäuschungen und von Schlaf verwendet. Da sich vom Atropin die Pupillen erweitern, wird es auch als kosmetisches Mittel verwendet. Daher der Name „belladonna". Im 16. Jahrhundert haben die Italienerinnen mit dem Saft der Beere das Gesicht geschminkt. Blätter und Wurzel werden noch heute zur Arzneimittelherstellung gebraucht. Die Tollkirsche blüht von Juni bis August mit etwa 3 cm langen, nickenden, grünlich-violettbraunen und gestielten, glockenförmigen Blüten, die oft in großer Zahl an der Staude erscheinen. Die Bestäubung besorgen in erster Linie die Bienen. Die Blätter laufen am Blattstiel etwas herab, sie sind eiförmig, zugespitzt und ganzrandig und haben auf der Unterseite starke Rippen. Die glänzend schwarze Beere hat einen süßlichen, aber nachher ekelhaften Geschmack. Sie wird von den Drosseln ohne Schaden verspeist, kann aber für Kinder, die sie nicht kennen, gefährlich werden. Sie reifen von August an.

Foto: Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 30. Oktober 1971 | Nr. 10

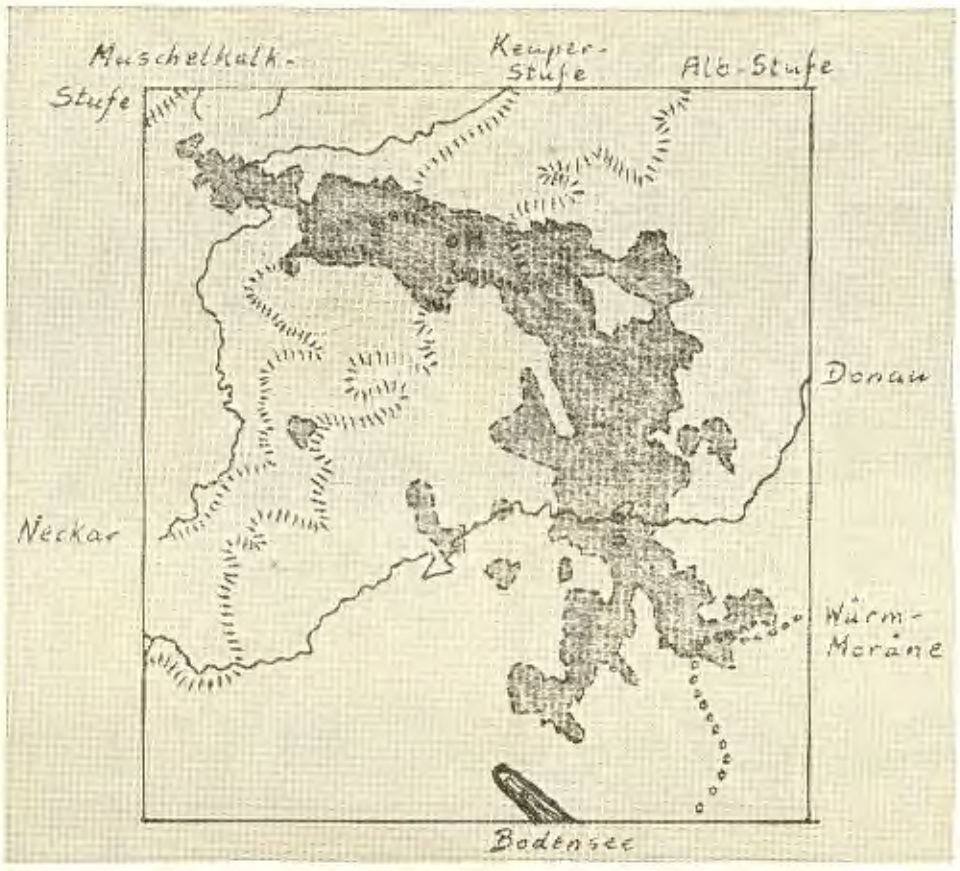
Hohenzollern landschaftlich

Von Hans Müller

Wie ein grotesker Lindwurm lag auf älteren Karten das Land Hohenzollern quer durch Oberschwaben und über die Alb bis dicht an die Nebenbäche der Nagold hingestreckt. Neckar und Donau durchschnitten an schmalen Stellen dieses politische Gebilde, das bei geringer Fläche vielzuviel Grenzlinien hatte. Hinzu kam noch ein halbes Dutzend Auslieger (Exklaven) und eine Enklave.

Landschaftlich hatte Hohenzollern Kostproben vom Vorschwarzwald, vom Gäu, vom Keuper, dem Lias-Albvorland, der Alb, dem Oberland und dem Bodenseebecken. Nordwestwärts über den Neckar hinaus ging ein schmaler Zipfel bis über die Bahnlinie Freudenstadt-Hochdorf hinüber — übrigens ohne Haltestelle. Hier beginnt das schöne, fischreiche Fischbachtal. Man fühlt sich dort wie im Schwarzwald. Und tatsächlich sind die Hänge Buntsandstein und natürlich bewaldet. Nur die Hecken auf den Höhen deuten an, daß da eigentlich schon Heckengäu mit Hauptmuschelkalk und Dolomit vorliegt. Bei dem hübschen kleinen Dorf Dettlingen hat sich infolge einer Senkung sogar Lettenkeuper erhalten (Bittelbronner Graben). Der aufgelöste Muschelkalk erzeugt im Tal größere Kalktufflager, die bei Dießen und unter der Burgruine an der Fischbachmündung abgebaut werden.

Nebenan im untersten Glattal gehörte der freundliche kleine Erholungsort Glatt mit seinem viertürmigen Wasserschloß zu Hohenzollern. Am Neckar und damit an der Bahn Rottweil-Tübingen liegen Fischingen, Neckarhausen und Dettingen, dieses mit einem Schloß des Stifts Muri. Südöstlich des Flusses beginnt die etwas einförmige, aber fruchtbare Gäufläche (Dolomit, Lettenkeuper, Löß) mit den Dörfern Betra, Dettensee, Empfingen, Bittelbronn und Weildorf. Hier hatte das Land einen kleinen Anteil an den herrlichen Wäldern der Keuperstufe, die hier vom breiten Tal der Stunzach inselartig abgetrennt ist. Im Tal finden wir Heiligenzimmern, früher reich an Schilfsandsteinbrüchen, und das etwas erhöht gelegene Gruol. Von da ab windet sich die Stunzach mühsam im Muschelkalk bis zu ihrer Mündung in die Eyach. Diese ist schon oberhalb Owingen in das Zollerland eingetreten und bekommt ab Stetten (Salzbergwerk im Mittleren Muschelkalk) ebenfalls ein enggewundenes Tal mit einer Doppelschlinge bei dem ehemals zweifachen Städtchen Haigerloch. Mächtige Muschelkalkbrüche ziehen sich noch weiter talab. Es ist eine sehr schöne Wander- oder Fahrstrecke. Beim Kohlensäure-Mineralbad Imnau stößt man schon wieder auf die Landesgrenze. Auf der fruchtbaren Lettenkeuper/Löß-Fläche östlich der Eyach treffen wir, anspruchlos aber ansprechend, Trillfingen, Hart, Höfendorf und Bietenhausen. In dieser Gegend sind infolge der Auslaugung des unterlagernden Kalkgesteins größere Erdsenken (Karstwannen) entstanden, manche als Seen.



Vom Eyach- ins Starzeltal

Vor der Keuperwaldstufe, die weiterhin ganz zollerisch ist, wechselt die Landesbahn und Straße mühelos vom Eyach- ins Starzeltal, auf dessen breiter Talsohle das stattliche, teils industrielle Rangendingen liegt. Weiter oben muß sich die Starzel durch die Liasdecke der Keuperstufe zwängen. Von beiden Seiten kommen „verwunschene" Keuperwaldtälchen — ein Paradies für Wanderer. Bei Stein ist das Tal am engsten; bei Friedrichstraße ist man dann oben auf der landwirtschaftlich so ergiebigen Liasdecke. Da liegt Hechingen, die Altstadt etwas erhöht, an der Starzel; unten im Tal war nur der Lustgarten sowie „groß und kleine Weyer". Nahe dieser kleinen Residenz befinden sich auf Lias: Bechtoldsweiler, Sickingen, Stetten mit ehemaligem Kloster; am Fasanenwald vorbei kommt man nach Weilheim. Wo der Zollerngraben aufhört und der Zimmerbach von dem großen Dorf Wessingen kommt und der Starzel zustrebt. Grosselfingen entwässert dagegen zur Eyach, ebenso Steinhofen und das industrielle Bisingen, diese beiden durch den Klingenbach. Also eine so reiche Zahl von Lias-Dörfern wie weiter unten die des Lettenkeupers. Dazwischen liegt siedlungsleer der waldreiche Anstieg um rund 100 Meter im Gipskeuper, Schilfsandstein, Bunten Mergeln, Stubensandstein, Knollenmergel. Mit scharfer Oberkante schieben sich die waldfreien Liasflächen bogenförmig vor, was ein einprägsames Landschaftsbild ergibt. Der Posidonienschiefer (Ölschiefer) zieht ein ununterbrochenes Band mit einer niedrigen, kahlen Stufe durch das Land, die von Bahn und Straße öfter durchschnitten wird. — Nun beginnt der Albsaum mit dem waldreichen Braunjura. Hoch über dem Hechinger Stadtwald auf einer langen „Nase" ist Beuren, südwestwärts Boll, Zimmern, Thanheim. Weit weg lag als Auslieger unter dem Lemberg die Markung Wilflingen. Die Täler dringen tief in die 400 Meter hohe Albstufe ein, am meisten das Starzel-(Killer-) Tal mit den wieder größeren Orten Schlatt, Jungingen, Killer, Starzeln und Hausen. Fast parallel zum Killertal zieht das Bärentäle/Weiherbachtal, beunruhigt von den Bruchlinien des Zollerngrabens. Auf seiner Südwestseite ergeht es dem Weidenbach/Zimmerbach ebenso. Dazwischen steht der um 100 Meter versenkte Zollerberg mit einer kleinen Kuppe aus Wohlgeschichteten Bankkalken. Die Zollerngrenze verlief vom Hundsrücken bis zum

Himberg so dicht an der Alb-Steilkante, daß sie abbröckelte, und der Wanderpfad öfter ein paar Schritte albeinwärts verlegt wurde.

Fehla und Dießener Fischbach

Die zollerischen Hochalb-Orte beginnen mit den Weilern Hermannsdorf und Freudenweiler, dann kommen die Dörfer Harthausen a. d. Scheer, Benzingen, Blättringen. Die kleine, landschaftlich nette Fehla fließt wie der Dießener Fischbach ganz in Hohenzollern. In ihrem Quellgebiet hat sich Burladingen wacker herausentwickelt; es folgen talab Gauselfingen und Neufra. Steinige Böden und rauhes Klima haben diesen Orten die Industrie aufgedrängt. Hochalb, aber dennoch im unteren Weißjura, ist auch das Große Heufeld mit Ringingen, Salmendingen, Melchingen, die beiden letzteren nur durch eine Felsenkalk-Barre abgetrennt. An diesen drei Orten entlang steigt die Alb, nunmehr mit Felsenkalken, nochmals bis zu 100 Meter an und löst sich in zahllose kleine Kuppen auf. Das ist die Kuppenalb, auf deren Höhen wir nur Steinhilben finden. Weiter gegen Südosten hat das Helvetmeer den Jura zu einer „Flächenalb" abgenützt. Da ist Harthausen bei Feldhausen, dann Feldhausen, Inneringen und Hochberg auf der Hochfläche. Alle andern Orte bevorzugen die Tallagen. Im Quellgebiet der Seckach fällt das alte, trutzige Trochtelfingen auf; es war einst fürstenbergisch, und dessen Fürst war der dritte Mann am Dreifürstenstein. Die ziemlich lange Lauchert hat eine Zweitageswanderung in jeder Beziehung verdient. Zollerisch in diesem lieblichen Tal waren Melchingen, Stetten unter Holstein (Höhlenstein, Burgruine), Hörschwag. Es folgt eine württembergische Enklave; dann waren wieder zollerisch: das gut entwickelte Gammertingen, Hettingen, Hermentingen (beide mit starken Karstquellen), Veringenstadt mit vorgeschichtlich bedeutsamen Höhlen, Veringendorf, Jungnau. Nun setzt auf 10 Kilometer die Besiedlung völlig aus; ein eiszeitlicher Stausee hat große Riedflächen geschaffen und ist heute noch Überschwemmungsgebiet. Es geht erst mit Bingen weiter; Hornstein liegt erhöht. Der erwähnte Eisstausee hat die Lauchert gezwungen, das allerliebste Bittelschießer Täle zu schaffen. Zwischen Hitzkofen und Laucherthal, dem hohenzollerischen „Mini-Ruhrgebiet", bemühen sich die Felsenkalke noch einmal, einen albartigen Eindruck zu machen; aber zu beiden Seiten ist die rißeiszeitliche Moräne und damit Oberschwaben über die Donau vorgedrungen. Landschaftlich ähnlich ist der zollerische Auslieger um Langenenslingen bei Riedlingen, mit Billafingen auf der Flächenalb. — An der Donau hatte das Land Anteil von Laiz über Sigmaringen bis Sigmaringendorf und mit den Ausliegern Thiergarten und Kloster Beuron. Hier quert auch die Donaubahn das Land. Ein Zipfel ging noch über Bärental bis Ensisheim in das Tal der Bära hinauf. Auch hier sind größere Kalktuffbrüche. Das Tal der Schmiecha, auf zollerischem Boden Schmeie genannt, gehört mit seinen engen Windungen und tiefen Seitenschluchten zum Lieblichsten weit und breit; nur ist das Flüßchen immer noch eine widerwärtige Industriebrühe. Die Orte sind Straßberg, Kaiseringen, Frohnstetten (auf der Höhe), Storzingen, Ober- und Unterschmeien. Südlich der Donau gucken bei Inzigkofen die letzten Jurafelsen aus der Moränendecke hervor. Damit sind wir im oberschwäbischen Hohenzollern.

"Leicht verträumt und harmonisch"

Oberschwaben ist eine ganz andere Landschaft als die Alb und auch als ihr Vorland. Nicht eben, aber sehr flach. Die Flüsse und Bäche nicht in Tälern, sondern in überbreiten Schmelzwasserrinnen aus dem Eiszeitalter, das auch die Moränendecke geliefert hat. Diese ist über den tertiären Sockel der verschiedenen Molassen gebreitet, und alles zusammen hat wegen der geringen Durchlässigkeit zu vielen Seen und Weihern und zu ausgedehnten Rieden geführt. Das Lokalklima ist infolgedessen etwas diesig, die Landschaftsfarben gemildert, das Lebensgefühl leicht verträumt und harmonisch. Etwa ein Drittel von Hohenzollern lag in Oberschwaben. Unweit Inzigkofen liegt Vilsingen, dann die Exklave Thalheim. Bei Ablach und Rulfingen an der Ablach wird das Land wieder sehr schmal. Krauchenwies hat einen großen Schloßpark und einen Waldlehrpfad mit mächtigen Bäumen. Die Moränenwälder von hier bis zur Donau sind erholsam und gepflegt. In den Talrinnen schieben sich die Kiesgruben immer weiter gegen den Bodensee vor. „Kies" haben, heißt Geld haben. Bei den kleinen Dörfern Bittelschieß am Kehlbach, Ettisweiler, Hausen am Andelsbach teilte sich das Land in zwei Lappen. Der östliche hatte sogar einen städtischen Schwerpunkt, Ostrach, allerdings ganz am Rande gelegen. Hier durchbricht die Ostrach die Endmoräne der letzten Eiszeit (Würm). Kalkreute, Spöck und Tafertsweiler liegen schon vor ihr. Mottschieß, Magenbuch, Levertsweiler und das Klösterlein Habstal schmiegen sich in kleine Nebentäler. Wie einsam müssen sie gewesen sein, als es noch keine guten Verkehrsstraßen gab! Einhart am Ostrachtal und Rosna, wie auch der Lausheimer Badesee umrunden den mit den vorgenannten vier Orten den großen Wald Weithart.

Die Orte werden kleiner

Der südwestliche Zipfel des Ländchens hat als nennenswerten Schwerpunkt nur das schöngelegene Kloster Wald mit einem See am Burraubach, der bei Ottersweang in das breite Kehlbachtal mündet. Am oberen Kehlbach finden wir Gaisweiler und Hippetsweiler — die Orte werden kleiner. Reischach, Kappel, Glashütte, Rengetsweiler sind über eine flache Wald- und Ackerfläche verstreut; Ringgenbach, Dietershofen und Walbertsweiler haben sich an dem geologisch interessanten Ringgenbach angesiedelt. In der Nähe war die Exklave Igelwies. Vor der (Würm-)Moräne sind noch einige kleinere Weiler mitzuzählen. — Dann wird bei Selgetsweiler die Wasserscheide überschritten, und Hohenzollern hatte noch folgenden Anteil am Bodenseegebiet: Oberndorf, Kalkofen an der Quelle des Steinenbachs (zur Mahlspürer Ach), dann Liggersdorf und Mindersdorf im breiten Tal der Stockacher Aach. Endlich liefert die Markung Deutwang die Quellen zum Tobelbächle, das steil ins Tal der Mahlspürer Aach hinabstürzt. Es sind nur noch 7 Kilometer bis zum Überlinger See, und das Landschaftsrelief ist noch einmal sehr lebhaft geworden. Höhenunterschiede bis zum Seespiegel bis zu 300 Meter!

Heiterkeit und Humor

Hohenzollern hatte also Anteil am Bodenseebecken, an Oberschwaben, an der Flächen- und Kuppenalb, an den Albrandhochflächen, am Albsaum, dem Lias-Albvorland, an der Keuperwaldstufe, an der Lettenkeuper-Gäufläche, am Muschelkalk-Heckengäu und am Buntsandstein-Schwarzwaldvorland, und um das Maß vollzumachen: mit den Exklaven Burgau am Riesland und Achberg (mit einem großen Schloß) am Allgäu. Neckar und Donau durchquerten es auf ebenso kurzen Strecken wie vier Bahnlinien. Als es noch keine so guten Verkehrsstraßen gab, war die „Landesbahn", eine Nebenlinie, das einzige verbindende Band, wenn auch nur von Imnau bis Sigmaringen. Es ist schon erstaunlich, wenn Zollern trotzdem zusammenhielt und sogar einen deutlichen Landes- und Volkscharakter besaß. Natürlich sind die Hohenzollern Schwaben. Das ist etwas Verbindendes, aber nicht von Württemberg Trennendes. Seit den Forschungen des großen Geographen Robert Gradmann wissen wir, daß auch längere Staatszugehörigkeit ein Volkstum formt, neben Stammeszugehörigkeit und Landschaft. Der Hohenzoller ist kein Häberle-Pfleiderer-Schwabe. Er ist ernster, stolzer und stiller, fast unbewußt (und damit echt) heimattreu und unaufdringlich selbstbewußt. Er ist auch kein „Schaffe, schaffe!"-Schwabe und — baut trotzdem hübsche „Häusle". Das Arbeiten gehört zu seinem Leben; es ist nicht sein ganzes Leben; er kennt auch Heiterkeit und Humor. Hohenzollern hat eine ganze Menge Fabriken, neuere, kleinere, die sich ins Orts- und Landschaftsbild harmonisch einfügen. Nirgendwo ist bis jetzt noch die Industrie zu großen Klumpen zusammengeballt. Die Schönheit der Schöpfung spielt noch immer unverdrängt die beherrschende Rolle. Daß dieses zertragene Land seinen eigenen Charakter hat, ist ebenfalls verwunderlich. Nach der verwickelten und gar nicht volksfreundlichen Geschichte der uralten Zollerngrafschaft um Haigerloch und Hechingen gab es nur 50 Jahre lang ein Fürstentum Hohenzollern-Hechingen und ein Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen, beide von Napoleons Gnaden. Dann wurden beide infolge Verschuldung zu einem preußischen Regierungsbezirk. Das dauerte 100 Jahre, und man muß zugeben, daß nicht nur die Zollernburg und das Sigmaringer Schloß in einem romantischen Mischstil wieder aufgebaut wurden, sondern daß es auch im Lande langsam aufwärts ging. Das aus so vielen weltlichen und geistlichen „Erwerbungen" zusammengestückelte Land wuchs zusammen.

(Schluß folgt)

Verkehrswege der Südwestalb

Von Fritz Scheerer

Schluß

So ziehen sie bis über Tuttlingen das Tal hinab. Erst wo sich in den Massenkalken bei Fridingen das vielgewundene Tal engt und zur verkehrsfeindlichen Schlucht wird, müssen die Straßen die Hochflächen erklettern und die Bahn die Felsmassen durchtunneln. Schon die Römer umgingen das enge Tal und führten ihre Donautalstraße von Hüfingen nach Laiz weiter südlich. Vor der Geisinger Pforte wird auch einmal die Autohahn Westlicher Bodensee die Donau überqueren.

Wege über Talwasserscheiden

Die felsige Traufseite der Südwestalb weist mehrere Lücken auf, die von Natur begünstigte Ein- und Übergänge ermöglichen. Es sind günstige Talübergänge vorhanden. Man hat sie im Hinblick auf die einst durchführenden Römerstraßen und

mittelalterlichen Handelswege als Pässe bezeichnet. Genauer gesagt, sind es Talwasserscheiden: Prim-Faulenbach, Schlichem-Bära, Eyach-Schmiecha, Starzel-Fehla/Lauchert. Hier hat die Flußgeschichte entscheidend mitgewirkt.

Von Süden zeigt sich uns die Alb als schiefgestellte Platte (s. oben), die unter dem Alpenvorland untertaucht. Zur Zeit der Vulkanausbrüche reichte die Albtafel noch bis Stuttgart. So weit nun die Albhochfläche früher nach Westen und Nordwesten reichte, ging auf ihr die alte Entwässerung nach Südosten ins Alpenvorland, zur Donau. Hoch über dem heutigen Triasland des Neckars bildete sich das ganze Flußnetz aus (Faulenbach, Bära, Schmiecha, Lauchert). Die Flüsse des abgetragenen Gebiets nahmen denselben Weg, ähnlich wie die heutige Donau. Das können wir beweisen, denn die Quellen aller größeren Donauzuflüsse liegen in breiten, tiefen Tälern, deren Talboden von einem Neckarzufluß zerschnitten wird. Die Breite des Tales und das geringe Gefälle beweisen uns, daß es früher weiter talauf über den Trauf hinaus nach Nordwesten reichte, daß es ein größerer Fluß war, der seinen Oberlauf verloren hat, daß er „geköpft" wurde, daß ihm der gefällstärkere Neckarzufluß sein Quellgebiet entrissen hat. Die Wasserscheide wanderte langsam nach Südosten (heute vor allem unterirdisch). Liegt doch die Neckarmündung so tief wie die Donau in Ungarn. Kein Wunder, daß die Neckarzuflüsse erobernd vordrangen, daß die ganze rheinische Landschaft ein ganz anderes Bild zeigt als die uralte danubische: schroffe Felsen, enge Täler, die unvermittelt an die alten, weichen, flachen Formen des Donaugebiets grenzen.

Bedeutung der Talwasserscheiden

Hier liegt nun die Bedeutung der Talwasserscheiden für den Verkehr, da auf ihnen die Albmauer quer zum Stufenrand leicht zu überwinden ist. Den Durchgängen Neckarzufluß-Donauzufluß folgen vor allem die für Steigungen besonders empfindlichen Eisenbahnen. So durchquert die D-Zugstrecke Stuttgart — Zürich und die Bundesstraße 14 den höchsten Teil der Südwestalb in der breiten Spaichinger Pforte (688 m) im Prim-Faulenbach-Talzug. Durch diese Pforte wurde einst das ganze obere Neckartal einschließlich des oberen Kinzig-Schiltach-Gebietes zur Donau entwässert. Südlich von Spaichingen fand man nämlich in 40 Meter Tiefe Gerölle aus dem Hauptbuntsandstein des Schwarzwaldes, der im heutigen Einzugsgebiet des Neckars nicht in entsprechender Höhe ansteht. Die Buntsandsteingerölle kann nur die stattliche „Neckardonau", die Ureschach, die einst von „draußen rein" durch den Paß floß, hier abgelagert haben. Nach der Flußablenkung durch den Neckar wurde die Wasserscheide durch Aufschüttung der Seitenbäche um fast 40 Meter erhöht. Der Paß war also ursprünglich noch niedriger.

Fast 2,5 Kilometer breit öffnet sich die Pforte, die um etwa 300 Meter von den Talwänden überragt wird. Nach Südosten ist schon nach einem Anstieg von 35 Metern in 3 Kilometer die Paßhöhe bei Balgheim erreicht, und von hier zieht die Talsohle immer noch 600 bis 700 Meter breit mit nur 46 Meter Gefälle bis Tuttlingen. Bei Straße und Bahn merkt man den Übergang über die Wasserscheide kaum. Also ein idealer Überweg!

Schon in vorgeschichtlicher Zeit (Hallstatt-Frühlatènezeit) wurde auf der langgestreckten Begrenzung des Dreifaltigkeitsbergs eine größere Dorfburg angelegt, die durch einen mächtigen Querwall mit vorgelagertem Doppelgraben) abgeriegelt war. Von hier aus konnte der ideale Übergang, nur von ganz unbedeutenden Gewässern durchflossen, bei denen die Gefahr der Unwegsamkeit durch Überschwemmung nicht besteht, beherrscht werden, und im Süden war durch den Hattinger Paß die Verbindung mit dem Hegau hergestellt. Urkundlich wird die Paßstraße erstmals 834 erwähnt, als ein Eccho dem Kloster St. Gallen agros duos in Rietheim unum superius viae publicae, alterum inferus übergibt. Auch schon in alamannischer Zeit wurde der Paß besiedelt (Aldingen, Spaichingen, Wurmlingen, Tuttlingen), und die fränkischen Herren gründeten hier Aixheim, Balgheim, Dürbheim, Rietheim, Weilheim.

Die Ebinger Pforte

Der nächst wichtige Übergang ist die Ebinger Pforte (742 m hoch), den die Bahn Balingen — Sigmaringen (seit 1878) und heute die Bundesstraße 463 benützen, die schon 1547 als freie, königliche Straße erwähnt wird. Das bei Balingen sich gegen das Neckarland nach Norden weit öffnende Eyachtal verengt sich zwischen Dürrwangen und Laufen zwischen den gewaltigen Eckpfeilern des Albrandes, dem Lochenhörnle (956 m) und der Schalksburg (909 m), auf rund 3 Kilometer von Berg zu Berg gemessen. Nach Osten wird das Tal immer tiefer, in das Gebirge eindringend, noch schmäler. Bei Lautlingen biegt die Eyach in 665 Meter Höhe rechtwinklig gegen Margrethausen ab, während die Hauptrichtung (Ebinger Talbach) geradlinig gegen Ebingen zur 80 Meter höher gelegenen Wasserscheide verläuft. Diese hebt sich als quer auf dem hier noch 1 Kilometer breiten Talboden ziehenden Terrassenrand deutlich ab. Es ist der uralte, voreiszeitliche Talboden des Riedbachs, der im Paß mindestens 10 Meter aufgeschüttet ist, wie der einstige Bahnbau zeigte. Durch die stärkere Erosionskraft der zum Neckar eilenden Eyach wurde der Riedbach, der einst viel weiter im Westen entsprang, durch die Eyach geköpft. Gegen Ebingen (730 - 720 m) folgt ein flacher, breiter zur Schmiecha entwässerter Talboden, dessen Hänge erst sanft, dann aber steil zu den 950 Meter hohen Randbergen ansteigen.

Auch vor dieser Pforte finden sich aus der Hallstatt-Latènezeit Wallanlagen auf dem Gräbelesberg, die das Ergebnis langandauernder fortifikatorischer Überlegungen darstellen, die natürlich auch mit verschiedenen politischen Konstellationen zusammenhängen. Denn die beiden gewaltigen inneren Querwälle stammen mit Sicherheit aus einer anderen Zeit als der im Prinzip völlig anders geplante große Außenwall.

Erdkastell der Römer

Auf der Wasserscheide legten die Römer an ihrer Straße Sulz — Häsenbühl — Inzigkofen als Paßsperre ein 6,7 Hektar großes Erdkastell an, dessen eine Hälfte zum Rhein, die andere zur Donau entwässert wurde. Bei Straßberg verließen sie, wie die heutige Bundesstraße, das Schmiechatal und gewannen im Winterlinger Sattel (781 Meter) die Albhochfläche, um dann über das „Hochsträß" Inzigkofen zu erreichen. Ab Kaiseringen lassen Felsen, Engen, Schluchten und Talschlingen nicht genügend Raum für eine Straße; nur die Bahn kann durch Brücken und Tunnel die Schlingen abschneiden.

An dieser wichtigen Pforte, die dem Verkehr kaum Hindernisse bietet, da die Hänge am Aufstieg im Braunjura flach geböscht sind, siedelten schon in der Landnahmezeit die Alamannen. In der großen Weitung südlich des Eyachbogens gründeten sie Lautlingen und auf dem hochwasserfreien Terrassensporn zwischen Riedbach und Schmiecha Ebingen; beide Orte werden 793 erstmals urkundlich erwähnt. Ebingen scheint sogar in der Karolingerzeit der wichtigste Ort der Scherragrafschaft gewesen zu sein.

Die Burladinger Pforte, wo die Starzel der Fehla Einzugsgebiet entriß, liegt weiter östlich und daher etwas tiefer, 735 Meter über dem Meer. Auch in ihr legten die Römer auf der Wasserscheide ein Kastell an, das sogar als Steinkastell ausgebaut war. Den Paß benützen heute die hohenzollerische Landesbahn (seit 1901) und die Bundesstraße 32, die eine weitere frequentierte Verbindung zwischen Neckarland und oberem Donauland darstellt. Die 50 Meter Steigung von Hausen im Killertal überwindet die Straße in einer einzigen Kehre und die Bahn in einem Einschnitt.

Die höchste Pforte, die die Bahn seit 1923 überwand, ist die Gosheimer Pforte mit 843 Meter. Die Bahn muß am Steilrand auf 2,5 Kilometer 166 Meter ersteigen. Die Bezwingung dieses steilen Anstiegs in den immer wieder rutschenden Braunjuratonen war recht schwierig und teuer, so daß der Name „Millionenloch" aufkam. Weil aber inzwischen der Straßenverkehr die von der Strecke Rottweil — Tuttlingen in Spaichingen abzweigende Nebenbahn bis Reichenbach, die ursprünglich bis Nusplingen geführt werden sollte, unwirtschaftlich machte, wurde sie stillgelegt. Die Pforte, in der der Braunjura weit nach Westen vordringt und die Einsenoolithe in Braun-Delta die Steilkante bilden, ist besonders breit, da zwei Quellbäche der Gosheimer Bära geköpft wurden. Zahlreiche Rutschungen am Abstieg von Gosheim nach Denkingen zeigten deutlich die Schwierigkeiten für den Straßenbau. Die breite Kerbe (819 m) der geköpften Deilinger Bära zwischen Ortenberg und Oberhohenberg wird von der 1873 gebauten Straße von Schömberg nach Wehingen genützt. Auch hier muß die Kante von Braun-Delta in scharfen Kehren erstiegen werden. Der Weißjurablock von Oberhohenberg, Hochberg und Lemberg ist durch die beiden Bära ganz vom Albkörper getrennt; die Berge sind Stufenrandberge geworden.

An der Blumberger Pforte ist die einst stattliche Feldbergdonau geköpft (daher liegt die Wasserscheide nur 705 Meter hoch). Hier geschah der jüngste Raub des Rheinsystems. Über Achdorf wurde die Feldbergdonau vor etwa 20 000 Jahren von der Wutach angezapft, die aus dem alten, breiten Donautal die enge, tiefe Wutachklamm herausgeschnitten hat. Die Gesteine des Schwarzwaldes findet man noch hoch über dem heutigen Aitrachtal bei Blumberg auf oberem Braujura. Der Aufstieg von Achdorf nach Blumberg (175 m) ist aber nur auf einem schlechten Weg am Schleifenbächle möglich, von dem immer wieder ein Teil abrutscht. Die strategische Bahn konnte nicht über die Ablenkungsstelle gebaut werden. Die technischen Schwierigkeiten waren zu groß. Sie durchtunnelt den Paß südlich Zollhaus und führt in vielen Schleifen und Kehrtunnels hinunter zur Wutach. Dieser Paß wurde wahrscheinlich auch von der Römerstraße benützt. Auch die Landstraße nach Füetzen und ins Wutachtal führt hier hinunter.

Die kleineren geköpften Täler der Jurastufe werden von Straßen ausgenützt. Denn bei ihnen sind die Schwierigkeiten nicht so groß wie bei Bahnen. Man kann größere Steigungen in Kauf nehmen und engere Kurven ziehen. Heute werden fast alle die Kerben von geköpften Tälern ausgenützt (s. Deilinger Bära). In vielen Kurven mit größerer Steigung wurde 1847 von der Amtskörperschaft in Notstandsarbeit

die Lochenstraße gebaut, die sich auf 888 Meter in den Paß vom Lochengründle hinaufwindet (Balingen 517 m). Dabei nützt sie die Terrassen des Eisensandsteins und der Blaukalkbank aus. An der Wasserscheide (801 m) von der gefällstarken Schlichem zum Neckar und der gefällschwachen, geköpften Bära zur Donau kreuzt sich die Lochenstraße bei Tieringen mit der Straße des Schlichemtales. Aber das enge, tiefeingeschnittene Schlichemtal hat für den Verkehr ins Bäratal bis in die zent, wie z. B. zwischen Laufen und Tieringen oder zwischen Lautlingen und Meßstetten. Die heutige Technik ist in der Lage, neueste Zeit keine bedeutende Rolle gespielt. Man nahm schon beim alten Lochenweg lieber die starke Steigung in Kauf. So wird auch einmal die geplante kürzeste Verbindung vom Neckarbecken zum westlichen Bodensee die Trasse über das Lochengründle benützen, die zur Zeit neu ausgebaut wird. Die am wenigsten durchgängige Pforte der Schlichem blieb auch von -ingen-Orten unbesetzt. Erst hinter dem Albtrauf, in dem Becken auf der Europäischen Wasserscheide, wurde Tieringen angelegt, dessen Wurzeln nach dem alamannischen Friedhof in das 4. oder 5. Jahrhundert zurückgehen dürften.

Kurvenreiche Straße

Zwei Kilometer westlich von Onstmettingen ist das Schmiechatal am „Stich" (826 m) vom Klingenbach geköpft. Die kurvenreiche, vielbefahrene Straße von Thanheim (576 m) zur Industriegasse Onstmettingen-Tailfingen-Ebingen ist in den obersten Braunjuraschichten ständig in Bewegung, so daß ihre Unterhaltung teuer ist.

Nachteilig für den Verkehrswert all dieser Talzüge ist, daß sie, abgesehen vom Prim-Faulenbach-Talzug, in ihren südlichen Talstrecken eng und windungsreich sind und in das ebenso enge Durchbruchtal der Donau einmünden, ohne bis jetzt eine bedeutende Fortsetzung nach Süden zu haben. Es gibt auch in der Südwestalb keine der Nort-Süd-Route gleichwertige Ost-West-Verbindung. Auf der Donautalbahn, die die kürzeste Schienenverbindung zwischen Freiburg und München ist, verkehren keine Fernzüge, und die teilweis parallel verlaufende Bundesstraße 311 umgeht die Südwestalb und verläuft südlich des Donautales über Meßkirch.

Wir sehen, das von tiefen Tälern durchzogene Gebirge läßt den Verkehrswegen keinen großen Spielraum; doch die zwei „Todfeinde" Rhein und Donau haben im Kampf um die Wasserscheide in der „Mauer" Pforten geschaffen, die die Durchgängigkeit erhöhen. Wo dann die Albmauer überwunden werden muß, geschieht es in Kunststraßen, so daß die Steigung meist unter 10 Prozent bleibt. Nur wenige Nachbarschaftsstraßen erreichen 20 Proauch an ungünstigeren Stellen den Albaufstieg zu erzwingen.

Andere Wege

Zwischen den Maschen des gut ausgebauten Durchgangsverkehrs liegen wie Spinnweben die örtlichen Wegenetze, die dem lokalen Verkehr dienen, die von den Dörfern zu den Fluren hinausführen. Wege von Tausenden von Arbeitern, die von ihrem Heimatdorf zur Arbeitsstätte fahren, Wege der Händler und Gewerbetreibenden zum Markt und den ländlichen Kunden bilden ein dichtes Verkehrsnetz, das engmaschig zwischen die großgespannten Fäden eingeschaltet ist.

Und zwischen dieses dichte Netz schlingen sich die vielen mit den kleinen Zeichen versehenen Albvereinswege zu Aussichtspunkten, zu den stillen und herben Schönheiten unserer Landschaft, zu den Stätten ihrer Geschichte und ihrer Kultur.

Silberdistel

Symbol u. Pflanzenbild

Helmut Hauser, Balingen

Wenn der Wind im Herbst über die Stoppelfelder der Alb weht und sich der Buchenwald zu färben beginnt, prangen auf den Wacholderhalden noch die Blütenkörbe der Silberdistel, die für den motorisierten Zeitgenossen zum Symbol der Schwäbischen Alb geworden ist. 250 Kilometer unter dem Zeichen der Silberdistel zurückzulegen, das ist ein Erlebnis, das die Schwäbische Albstraße uns schenkt. Die Straße, die durch den Schwäbischen Jura führt — von Trossingen/Tuttlingen bis Nördlingen/Heidenheim — erschließt ein Gebiet, das lohnt, durchfahren und erwandert zu werden. Vom Südwesten nach Nordosten, etwa dem geographischen Zug der Alb folgend, führt sie wie ein Richtstrahl durch die Herzlandschaft Württembergs, wie ein Band, das all die Schönheit und Vielfalt der Alb zu einem bunten Strauß zusammenbindet.

Die Albstraße ist in acht Streckenabschnitte unterteilt, an jedem der acht Ausgangspunkte kann eine Albfahrt oder Wanderung beginnen. Fundgruben für Geologen, geschichtliche und kunsthistorische Stätten, Albhochtäler, Höhlen und Felsen, weithin bekannte Bäder, idyllische Residenzstädtchen, Klöster, Burgen und Ruinen . . . all das begegnet dem Menschen, der von der „Silberstraße" aus aufbricht. Er wird ihr bestätigen, daß sie voller Reize ist und ihrer landschaftlichen Schönheit wegen jedermann zum Geschenk wird. Für den Botaniker und Naturfreund wird auch die Silberdistel selbst bei näherem Betrachten ein Erlebnis. Außer der Bezeichnung Silberdistel (Carlina acaulis) wird sie auch stengellose Eberwurz oder Wetterdistel genannt. Der neulateinische Pflanzenname carlina erscheint erstmals bei den Botanikern des 16. Jahrhunderts, er geht möglicherweise auf das lateinische Wort carduus=Distel zurück. Die Artbezeichnung acaulis heißt, wie bei Cirsium acaule, stengellos. Der Name Silberdistel rührt von den silberartig glänzenden inneren Hüllblättern des Blütenkopfes her. Oft gilt die Silberdistel als Wetterkünderin, da sich ihre Hüllblätter beim Herannahen von Regen schließen. So ist sie in Tirol die Wetterdistel, in Kärnten die Wetterrose. Auch Eberwurz wird sie manchmal genannt, denn sie galt früher als ein wertvolles Mittel gegen Schweinekrankheiten.

Die Silberdistel liebt den trockenen, kalkhaltigen Boden, daher findet man diese wärmeliebende Pflanze besonders auf Halbtrockenrasen, Heiden und Weiden. Sie blüht von Juni bis September, dieses Jahr fand man sogar noch im Oktober blühende Silberdisteln! Da man ihren Bestand nicht gefährden will, ist sie gesetzlich geschützt. Auffallend ist ihre sehr tiefgehende, lange Pfahlwurzel von walzenförmiger Gestalt, die sich unten verzweigt und zuweilen Laubsprosse (Wurzelbrut) bildet. Unter der einheimischen Bevölkerung gilt die Wurzel (Radix Carlinae) als harntreibend und als bevorzugtes Magenmittel, da sie u. a. Inulin, Gerbstoffe und ätherische Öle enthält. Die äußeren Hüllblätter der Silberdistel sind kammförmig dornig, die mittleren abstehend dornig, gefiedert. Die ca. 60-80 inneren sind strahlend, 3,5-5 cm lange, glänzend weiße Blätter von blumenblattartigem Aussehen. Trotz ihrer pergamentartigen Beschaffenheit sind sie nicht abgestorben, sondern ungemein hygroskopisch, d. h. wasseranziehend. Sie nehmen in feuchter Luft sehr leicht Wasser auf, verlieren es in trockener ebenso schnell wieder, wobei sich Ober- und Unterseite verschieden dehnen bzw. zusammenziehen. In trockener Luft spreizen sich infolgedessen die Hüllblätter auseinander. Bei Regenwetter, nachts und überhaupt bei steigender Luftfeuchtigkeit schließen sie sich als kegelförmiges Dach über den zwittrigen Röhrenblüten zusammen, die zu mehreren Hundert das Blütenköpfchen bilden. Bei aufgespreizten Hüllblättern kann man die Probe aufs Exempel machen. Man braucht sie nur etwa 5-10mal kräftig zu behauchen, um erste Aufrichtebewegungen auszulösen.

Erwähnenswert dürfte zweifellos sein, daß der fleischige Blütenboden eßbar ist („Artischockli" in der Schweiz), außerdem enthält die Pflanze Milchsaft. Ihre Bestäubung erfolgt hauptsächlich durch Hummeln. Interessant ist der Pappus der Frucht: er besteht aus einem Kreis von 10 bis 12 Schuppen, die tief herunter in federige Borsten zerschlitzt sind. Die Frucht ist seidenglänzend, zylinderisch und etwa 5 Millimeter groß. Ihre Verbreitung ist hinreichend gesichert, so daß auch in Zukunft die Silberdistel zum treuen Wegbegleiter des Albwanderers gehören wird.

Eine alte botanische Regel sagt uns: Je höher das Kalkangebot eines Gebietes, desto artenreicher seine Flora. Um uns von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, brauchen wir nur im zeitigen Frühjahr durch den Albbuchenwald zu wandern, im Mai die Bergwiesen aufzusuchen, im Hochsommer die Pflanzenwelt der Sonnhalden und Felsbänder anzusehen und im Herbst die Wacholderhalden mit den Blütenkörben der Silberdistel. Und trotz ihres Symbolgehalts wird sie kein Sondergut der Alb sein können. Dieses Schicksal teilt sie mit allen anderen Albpflanzen. Nur in der Gesamtheit offenbart sich die Eigenart der Albflora, die in ihrer Schönheit, ihrer Anmut, ihrem Spiel der Gegensätze und ihren biologischen Eigentümlichkeiten den ihr angemessenen Ausdruck findet. Foto: Hauser

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 30. November 1971 | Nr. 11

Von den Fluren um Ostdorf

Von Fritz Scheerer

Die Gemeinde Ostdorf führt zu Recht unter einem goldenen mit einer schwarzen Hirschstange belegten Schildhaupt im schwarzen Hauptfeld einen goldenen Pflug in ihrem Wappen, denn sie steht in der Ertragsfähigkeit der landwirtschaftlich genutzten Fläche an erster Stelle im Kreis. Jahrhundertelanger Bauernfleiß konnte auf einer natürlichen Grundlage ein geschlossenes, von der Umgebung sich scharf abhebendes bäuerliches Gemeinwesen eigenster Prägung schaffen. Die schönen Bauernhäuser mit ihren großen Hofräumen verraten noch heute eine gewisse Wohlhabenheit der früheren bäuerlichen Bevölkerung, die auf eine reiche Tradition zurückblicken kann, wie die Jahreszahl 1574 auf einem Balken eines Bauernhauses und die alten Bauerngeschlechter des Ortes beweisen. Schon im 15. Jahrhundert galt Ostdorf als die reichste und größte Dorfgemeinde des Amtes Balingen. Bis in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts blieb dieser vorwiegend bäuerliche Charakter des Dorfes erhalten. Erst nach dem 2. Weltkrieg wurde der Ort zur heutigen Arbeiter-Bauern-Gemeinde, deren Entwicklung sich im Ortsbild schön widerspiegelt.

Wie kommt es nun, daß gerade Ostdorf zu einer der reichsten Bauerngemeinden im Albvorland wurde? Selbstverständlich gehört dazu eine gewisse Sparsamkeit und ein außerordentlicher Fleiß der Bewohner. Daneben gaben aber Lage und Bodenbeschaffenheit der Markung die erforderlichen Voraussetzungen.

Der fruchtbare Boden Ostdorfs

Das Dorf liegt über einer tiefeingeschnittenen Schlucht des zur Eyach eilenden Geislinger Riedbachs, auf Ostdorfer Markung Talbach bzw. Kaunterbach genannt, umgeben von einem Ring von Feldern und Obstgärten. Sanftlinige, weiche Geländeformen, eine weite Ebene mit geringen Höhenunterschieden, in der zur Sommerszeit geschlossene Ackerfluren im lichten Gelb der Getreidefelder aufleuchten, kennzeichnen die Markung. Erst weiter im Norden, wo der Weg zu den Feldern zu weit wäre, stellen sich kleine Bauernwälder und stattliche Waldungen ein. Das meiste Land hat der Pflug in Arbeit genommen, denn wir haben einen fruchtbaren Boden.

Auf vier Fünftel der 1243 ha großen Markung finden wir einen Kalksteinboden (Arietenkalk) mit felsigem, klüftigem Untergrund. Tonig-merglige Zwischenlagen und mürbe Hüllen der festen Bänke sind vor allem nördlich und nordöstlich des Dorfes so reichlich entwickelt, daß ein für den Feldbau tiefe, gute Bodenkrume von einem an Feinbestandteilen reichen, sich gut krümelnden und bei seinen dunklen Farben auch leicht erwärmenden Boden entsteht. Wenn gegen den Rand zum Eyachtal durch Abspülung und durch Ausblasung der Feinbestandteile der Gehalt geringer ist, so ermöglicht der Feinbodengehalt auch hier noch in nicht zu trockenen Jahren erfolgreichen Ackerbau, vor allem von Kartoffeln.

Ein flüchtiger Blick über die kornreichen, wohlbebauten Äcker erweckt leicht die irrtümliche Vorstellung, als ob überall tiefgründiger Boden zu finden wäre. Doch verschiedene Orts- und Feldwege liegen unmittelbar auf Fels. Auch mancher Bauherr hat schon entsprechende Erfahrungen machen müssen. Ebenso weist mancher Flurname darauf hin (siehe unten). Dem pflügenden Landmann entfährt auf manch gutem Acker im südlichen und östlichen Teil der Markung eine heimliche Verwünschung darüber, daß des „Teufels Hirnschale", wie er die oberste Steinlage derb humoristisch nennt, seinen Pflug aus der Furche wirft. Früher war hier auf manchem Acker ein Steinbruch angelegt. So wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Wiederaufbau der Burg Hohenzollern für die Hoffassade, den Torturm, die Ecktürme auf den Basteien und für sämtliche Treppensteine aus den Ostdorfer Steinbrüchen der Malbstein (Mehlstein) verwendet.

Im Süden gegen den Stettberg hin und gegen Südwesten finden wir einen schweren, kaltgründigen Boden (Turneritone), der von Dauerwiesen eingenommen oder als Schafweide genützt wird. Im großen ganzen verdankt aber die große Ostdorfer Liasplatte den widerständigen Schichten, den Angulatensandsteinen und Arietenkalken, ihre Enstehung und gibt für die Siedlung einen ebenen, guten Baugrund ab.

Nur ein schmaler Saum

Die Ackerplatte greift zwar in Richtung Engstlatt und Grosselfingen über die Eyach hinüber, ist aber dort nur als schmaler Saum ausgebildet und größtenteils mit Mergeln des mittleren Lias überdeckt (Optenbühl, Netzenberg usw. bei Engstlatt), während sie bei Ostdorf annähernd fünf Kilometer breit ist. Man müßte nun annehmen, daß sie bei Engstlatt und Grosselfingen, wo die gleich harten Schichten anstehen, ebenso breit ist. Für uns ergibt sich daher die Frage: Woher kommt es, daß diese unterste Liasplatte bei Ostdorf so ansehnlich entwickelt ist?

Bei Ostdorf senkt sich der etwa 20 m mächtige unterste Schwarzjura, die Platte, von der Stufenkante über dem Mildersbachtal, vom „Witthau" (607 m) und „Röter Hart", sanft gegen Südosten, so daß der unterste Lias bei Balingen in 510 m NN den Talgrund der Eyach erreicht. Die Liasplatte fällt also auf 6 km annähernd um 100 m, was rund 1,7 Prozent bedeutet. Ganz anders liegen die Verhältnisse in denselben Schichten von Grosselfingen gegen Engstlatt. Hier fallen die Schichten bis zu drei Prozent, so daß der unterste Schwarze Jura infolge des steilen Einfallens schneller unter den Schichten des mittleren und oberen Schwarzen Jura überdeckt wird. Das geringe Schichtgefälle gegen Südosten, das man vom Balinger Heuberg oder vom Stettberg deutlich sieht, ist der Hauptgrund für die Breite der Ostdorfer Platte. Die dadurch entstandene „tektonische Mulde", wie der Geologe sagt, ermöglichte es, daß die Liasplatte in dieser Schutzlage hier weiträumiger erhalten blieb (ähnlich auf dem Kleinen Heuberg).

Auf der Ostdorfer Markung kommt der günstigen physikalischen Beschaffenheit der Böden auf Arietenkalk noch zu Hilfe, daß auf über einem Viertel der Markung, besonders im nördlichen und nordöstlichen Teil, eine Decke von Löß und Lehm die Fruchtbarkeit des Bodens erhöht. Auf der geneigten Schichtfläche wurde in den Eiszeiten von Westen her im Windschatten der nördlichen Hügel feinkörniger Löß angeweht, der unter dem Einfluß eines feuchten Klimas verlehmt wurde und heute einen wertvollen Ackerboden darstellt.

So geben Oberflächenform und Bodenbeschaffenheit Ostdorf eine ebene Feldflur von seltener Geschlossenheit und Güte in günstiger, von kalten Nordwinden geschützter, nach Süden offener Lage. Es überrascht daher nicht, daß auf einer so guten natürlichen Grundlage ein reiches, stolzes Bauern-Geschlecht heranwachsen konnte. Deshalb entstanden auch in der Nachbarschaft der kornschweren Liasplatte eine Reihe von Mühlen, wie im „Kühlen Grund" die Böllat- oder Anhauser Mühle (siehe unten), die Gießenmühle und an der Furt südlich Ostdorf die Schlechtenfurter oder Obere Mühle.

Die Keuperlandschaft der Markung

Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Keuperlandschaft der Markung. Von Balingen bis zum „Kühlen Grund" meiden die Verkehrswege das Eyachtal. Erst 1½ km nordöstlich Ostdorf steigt die Straße Balingen — Haigerloch von der Ackerplatte in Windungen in die geräumige Talbucht vom „Kühlen Grund" hinab, die von der Eyach in den unter der Liaskante liegenden weichen Keupermergeln ausgeräumt wurde. Auch im Norden gegen den Mildersbach (früher Mittelbach), wo geschlossener Wald etwa ein Viertel der Gesamtmarkung bedeckt, bilden die Keuperschichten die Unterlage. Der Wald steigt hier sogar auf die Malbsteinböden des untersten Lias herauf und nimmt so nicht nur die minderen Keuperböden ein, sondern umfaßt ebenso die nach Norden gelegenen feuchtkühlen Hänge der Keuperstufe wie die höchstgelegenen Teile der Markung. Somit gehört diese mit zu den waldreichsten des Kreises.

Die Steilhänge über dem Eyachtal lassen noch teilweise an manchen Stellen das ursprünglich mannigfaltige Waldkleid erkennen. In buntem Gemisch stehen hier hochstämmige Buchen, Eichen, Fichten und Tannen, unter denen Bergahorn und Ulme nicht fehlen. Der Talgrund wird durch randliche Stubensandsteinterrassen gesäumt. Steile, unruhige, verrutschte Hänge in dem roten Knollenmergel, die früher vor allem Wiesen trugen, führen hinab auf die im Stu-

bensandstein angelegte Talsohle. Im 19. Jahrhundert wurde dieser steile Anstieg zu einer Steige umgebaut. In der Mitte der 20er Jahre unseres Jahrhunderts wurde sie umgebaut, rutschte aber in den gefährlichen Knollenmergeln immer wieder ab, so daß sie statt 126 000 RM des Anschlags fast das Vierfache kostete (476 000 RM) und damit im Volksmund zur „Millionenstraße" wurde. Von Engstlatt her wird schon 1336 ein Anhauser Weg erwähnt (heute verschwunden).

Der widerständige Stubensandstein ist in der Bucht 10 Meter mächtig und wurde über der Klingenbachmündung abgebaut. In ihm wurde vom Saurier Mystriosuchus Bruchstücke gefunden, die sich im Balinger Heimatmuseum befinden. Der kreuzgeschichtete Sandstein wurde von der Eyach und dem Klingenbach zerschnitten und in einer Stufe überwunden, da sie sich in den darunter anstehenden Bunten Mergeln (unterhalb der Brücke schön erschlossen) rasch eintiefen konnten. Diese Gefällstufe war günstig für die Anlage von Mühlen, der Gießenmühle (seit 1952 außer Betrieb, „Gieß" = brausend abstürzende Gewässer, so auch bei Balingen die Gießenmühle, die heutige Stadtmühle) und der Böllatmühle, die bereits 1263 durch Walger von Bisingen dem Kloster Kirchberg geschenkt wurde (die am frühesten genannte Mühle des Kreises). Ursprünglich lag diese weiter talabwärts, nahe dem Friedhof des abgegangenen Weilers Anhausen, an den noch der Name Anhauser Berg erinnert (siehe unten). Die Söhne des Hans Schuler, des „Gänslehannes", haben sie um 1745 in die Nähe des „Bruderhäusle" verlegt. Der Anhauser Hügelrücken liegt mit seinem Vorderrand dort, wo die Stubensandsteinstufe die Eyach quert. Talauf flacht er sich ab, so daß man einen prächtigen Blick über die Jungviehweide hinweg zur Hochfläche bei Steinhofen und zum Hohenzoller hat.

Das Werden der Markung

Wenn man von der heutigen Ostdorfer Markung das Zubehör der abgegangenen Siedlungen Anhausen und Schlechtenfurt abzieht, bleibt ein rechteckiger Block übrig (siehe Zeichnung). Es wäre nun anzunehmen, daß die Alemannen in der Landnahmezeit den fruchtbaren Boden der Markung Ostdorf für eine Siedlung ausgewählt hätten, wie es sonst in anderen Gebieten der Fall ist. Aber Ostdorf zählt auf Grund der Endung „Dorf" nicht zu den ältesten Siedlungen unserer Heimat (siehe den Aufsatz des Verfassers in den Heimatkundlichen Blättern vom Oktober 1958: „Ostdorf — eine fränkische Siedlung?").

Bekanntlich werden heute die „-ingen"-Orte als die ältesten alemannischen Siedlungen angenommen, die die von Natur offenen, leicht bebaubaren Landstriche und die schon von der vordeutschen Bevölkerung besiedelten Stellen einnehmen. Zu diesen Orten zählt z. B. Geislingen. Schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde auf der „Wart" bei Geislingen ein alemannisches Reihengrab mit Kurzschwert und Lanze gefunden. Am Hang des „Ellenberg", dessen Name mit dem althochdeutschen „Adal", gleichbedeutend mit Geschlecht und Adel in Beziehung gebracht wird, wurde im vorletzten Jahrzehnt ein ganzes Gräberfeld angeschnitten, dessen Belegung auf rund 100 Gräber geschätzt und auf die Zeit um 600 n. Chr. datiert wird. Der Name des Ellenbergs würde also Friedhof oder Berg der „Edlen" bedeuten. Auf der Markung Ostdorf konnte aber bis heute kein alemannischer Begräbnisplatz nachgewiesen werden. Ostdorf muß daher, trotz seines fruchtbaren Bodens, jünger als Geislingen sein.

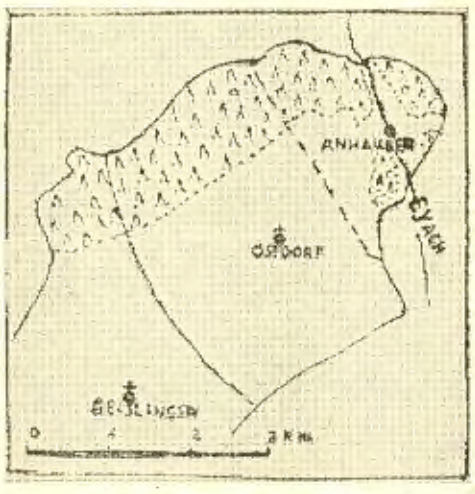
Die Forschungen haben ergeben, daß sich die Urpfarreien häufig in den „-ingen"-Orten vorfinden. Für Geislingen und Ostdorf ergibt sich aber das Seltsame, daß Geislingen bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts Filiale von Ostdorf war. Die Geislinger mußten für die Seelsorge ihrer Gläubigen dem Ostdorfer Pfarrer ein Pferd stellen. Erst 1451 wurden die beiden Kirchen getrennt und die Geislinger Kirche „zu einer Pfarre gemacht" (Monum. Hohenbergica). Diese Kirche ist dem Heiligen Ulrich geweiht und kann nicht vor dem Jahr 1000 gegründet worden sein, da der Heilige Ulrich erst 993 kanonisiert wurde.

Die Ostdorfer Pfarrei wird erstmals in einem Steuerbuch für die Kreuzzüge, dem „liber decimationis", erwähnt und ist dem merowingischen Hauptheiligen Medardus geweiht, der Bischof war und in Frankreich von 457 bis 545 lebte. Dieser Kirchenpatron ist sonst nirgends in Württemberg zu finden. Die Ostdorfer Kirche muß spätestens um 860 gestiftet worden sein, vielleicht von Judith von Friaul, die 863 Balingen erbte und deren Vetter Karlmann Abt im Medardiskloster Soissons war. Auf jeden Fall muß nach den kirchlichen Verhältnissen fränkischer Einfluß angenommen werden.

Umfangreicher Königsbesitz

Dafür sprechen aber noch andere Gründe. Nördlich Rottweil findet sich eine große Zahl von „-dorf"-Orten (Göllsdorf, Lackendorf, Seedorf, Beffendorf, Epfendorf, Oberndorf, Römlinsdorf, Hochdorf [abgegangen bei Brittheim], Binsdorf, Dachdorf [abgegangen bei Erlaheim] und Ostdorf), in denen teilweise umfangreicher Königsbesitz nachgewiesen ist. Die Urkirche in Oberndorf und in Epfendorf ist dem fränkischen Kirchenheiligen Remigius geweiht. Es wird daher im Raum Oberndorf ein fränkischer Königshof vermutet, von dem aus die „dorf"-Orte von der königlichen Güterverwaltung geschaffen wurden. Ostdorf wäre dann das östliche Glied in der Kette der „-dorf"-Siedlungen Oberndorf - Hochdorf - Binsdorf - Dachdorf, also das Dorf genau im Osten. Es war auch noch herrschaftsmäßig bis im 13. Jahrhundert, bis unter den Herzögen von Teck in den Raum Oberndorf orientiert.

Betrachten wir das heutige Bild der Markungen Geislingen und Ostdorf, so fällt auf, daß der Ort Geislingen fast an dem östlichen Rand seiner Markung liegt, während Ostdorf in die Mitte seiner Felder hineingesetzt ist (siehe Zeichnung). Die Markungsgrenze Geislingen - Ostdorf ist, von den leichten Zacken durch die anstoßenden Felderfluren der Gewanne abgesehen, fast wie mit dem Lineal gezogen und weist durchaus keine natürliche Grenze auf. Erst im Norden am Mildersbach haben wir eine natürliche Grenze. Die Geislinger Markung hat dagegen die Form eines unregelmäßigen Dreiecks mit zwei spitzen Winkeln, nach Südwesten gegen den Waldhof und nach Nordnordosten zum Mildersbach.



Werfen wir die beiden Markungen zusammen, so bekommt der Ort Geislingen eine einigermaßen zentrale Lage. Trennen wir von der Markung Ostdorf das Zubehör der früheren Markungen Anhausen und Schlechtenfurt, so bleibt ein rechteckiger, fast quadratischer Block als eigentliche Feldflur von Ostdorf, der aus der Geislinger Markung abgezweigt wurde. Nun verstehen wir auch den Sprung der Ostdorfer Markungsgrenze über die natürliche Grenze der Eyach hinweg, denn Teile von Anhausen und Schlechtenfurt kamen erst später hinzu. Es dürfte verständlich sein, daß nur ein mächtiger Herr, der König oder sein Beauftragter, sich erlauben konnten, solche rechteckigen Flächen für neue Siedlungen aus alten Markungen herauszuschneiden.

All dies, wie auch die Sonderstellung von zwölf Huben, die ursprünglich Steuerfreiheit und andere Besonderheiten hatten, sprechen bei Ostdorf für eine planmäßige fränkische Ansiedlung. Wenn auch Ostdorf erst 1246 urkundlich erwähnt wird, als ein „fratre (Bruder) Bertoldo de Ostdorf" den Verkauf eines Hofes in Dornhan, den Hugo von Wehrstein inne hatte, mitunterzeichnete, so ist der Ort doch wohl zu den Siedlungen der älteren Ausbauzeit zu rechnen und muß vor 850 gegründet worden sein (Oberndorf 782, Beffendorf 769, Seedorf 786 erstmals erwähnt).

Abgegangene Siedlungen

Schon oben ist von den abgegangenen Siedlungen Anhausen und Schlechtenfurt mehrmals die Rede gewesen, von denen Teile ihrer Markungen der Ostdorfer Markung einverleibt wurden. Die Markung des Weilers Anhausen wurde größtenteils das ganze Gebiet links der Eyach und rechts der Eyach um den „Anhauser Berg" und den „Geißhau" mit der von Ostdorf vereinigt. Die Felder, die auf der Hochfläche (nicht im Eyach- und Klingenbachtal) lagen („Oberanhausen", „Rieten"), kamen an Grosselfingen und Steinhofen und gaben noch im 16. Jahrhundert Zehnten an Engstlatt. Die Gewanne „Aftertal" (= Tal hinten in der Markung) und „Lachen" fielen an Engstlatt. Im Lagerbuch 1560 heißt es: „Die Ostdorfer haben 9 Jauchert Acker kauf- und tauschweise in der Wüstung Anhausen erworben und zu einer Allmende gemacht. Solange die Äcker Gemeindeland bleiben, ist an den Landesherren jährlich von jeder Jauchert (1 J. etwa 1½ Morgen) 13½ Schilling Landeswährung zu zahlen. Gehen sie wieder in anderen Besitz über, dann muß auch der Zehnt entrichtet werden."

Nach einer Sage soll ein Fräulein von Anhausen die Engstlatter um freies Begräbnis gebeten haben. Sie hätten es aber verweigert, während die Ostdorfer einwilligten. Dafür soll das Fräulein den Ostdorfern den Wald geschenkt haben.

Der Weiler Anhausen ist vielleicht um 1400 durch eine Pestseuche entvölkert worden. Doch dürfte aber auch der Grund für den Abgang der Siedlung, wie bei anderen im Keupergebiet abgegangenen Siedlungen (Nammelhausen bei Binsdorf, Haarhausen bei Brittheim, Juchhausen bei Täbingen), an dem für den Ackerbau ungeeigneten Boden liegen. Heute ist nur noch der Flurnamen Anhauser Berg erhalten.

Anhausen wird erstmals 1095 urkundlich erwähnt, als Manegold de Ahusen (von Anhausen) in Haigerloch mit andern Adeligen der Umgebung, u. a. Arnold von Kirchberg, Arnold von Owingen, Walker von Gruol, als Zeuge bei einer Schenkung für das Schwarzwaldkloster St. Georgen auftritt. Die Mühle (später Enten-, Untere und Böllatmühle genannt) schenkte Walger von Bisingen 1263, den Weiler 1291 Graf Albert von Hohenberg und seine Gemahlin Mar-

garete von Fürstenberg als Mitgift für ihre Tochter dem Kloster Kirchberg.

Die Herren von Anhausen

Im Hochmittelalter erbauten sich die Herren von Anhausen auf dem gegenüberliegenden, zum Eyachtal vorspringenden, heute mit Wald bedeckten Sporn die kleine Burg „Hammerstall" (auch Hammerstal geschrieben). Von dieser Burg ist nur noch der Burggraben und der Name erhalten geblieben. Das Bestimmungswort „Hammer" dürfte von der ritterlichen Waffe, wie in den Burgnamen Beilstein, Bartenstein und Hammerstein oder vom Wappen des Geschlechts herrühren. Ein Hammerwerk, in dem Erze verarbeitet wurden, ist nie in der Nähe gelegen, da aus dem Keuper keine Erze gefördert werden konnten.

Die Herren von Anhausen bzw. Hammerstall müssen noch um 1200 Lehensleute der Grafen von Hohenberg gewesen sein. Sie müssen aber bald, wie die Herren von Balingen und Endingen nach Rottweil, nach Reutlingen übergesiedelt sein. Sie sind in dem dortigen Patriziat aufgegangen und haben leitende städtische Beamte gestellt. Eine Erbtochter des Geschlechts war mit dem 1479 verstorbenen Bürgermeister Uelin (Jehle) verheiratet. Die Stammburg wird daher um 1500 Uelinsburg genannt. Verwandte des Geschlechts waren in Grosselfingen (Ritter Hans Ülin) und war der Ostdorfer Frühmesser (1463—1465) Ulrich Ülin.

An der Nordseite des ummauerten Friedhofs von Ostdorf, der bis 1872 bei der Kirche lag, soll sich früher ein Zugang zur Kirche befunden haben, der mit dem „Burgweg" (heute Flurname) in Verbindung stand.

Am Einfluß des Kaunterbachs in die Eyach, einem alten Übergang einer „Heerstraße" über die Eyach, die im südlichen Teil der Ostdorfer Markung zum Geislinger „Hochgericht" verlief, hatte die Mühle zu Schlechtenfurt, die spätere Weinhöllenmühle oder Obere Mühle, an der Geländestufe der unteren harten Kalkbänke des Schwarzen Jura und des Rhätsandsteins einen der günstigsten Standorte. Von beiden Eyachseiten war sie leicht zu erreichen. Von Engstlatt her wird 1609 ein Schlechtenfurter Mühlweg erwähnt. Bis vor 85 Jahren führte hier keine Brücke über die Eyach, sondern eine Furt, bei der auf den harten Sandsteinplatten an der seichten, ebenen Stelle (schlecht bedeutet hier = eben, wie Schlichte = Ebene, in gerader Fläche gelegen) bequem in alter Zeit durchgewatet und durchgefahren werden konnte. Noch 1508 verlief hier die Heerstraße über die Eyach. Heute benützt das Sträßchen Ostdorf — Engstlatt diesen alten Weg. Daß an dieser günstigen Stelle eine Siedlung mit Mühle entstand, dürfte durchaus verständlich sein.

Im Jahr 1314 wird die Siedlung erstmals urkundlich erwähnt. Walter Schenk (Ritter) von Zell (Andeck am Farrenberg) und seine drei Söhne Walter, Burkart und Werner verkauften die Mühle mit Genehmigung des Grafen Friedrich von Zollern, des Ostertags, um 62 Pfund an das Kloster Kirchberg. Im 14. Jahrhundert wurden mehrmals Güter von Schlechtenfurt verkauft. Noch die Lagerbücher des 16. Jahrhunderts lassen erkennen, daß unter Schlechtenfurt eine besondere Markung zu verstehen ist. Zu ihr gehörte wahrscheinlich u. a. das zwischen Eyach und Wertenbach gelegene „Hinter Lauen" der Engstlatter Markung, das nach der dortigen Zelgordnung nicht zum benachbarten Esch „Neunzfeld", sondern zur räumlich davon geschiedenen Zelg „Hürsten" östlich der ehemaligen „Balinger Gaß" zählte. Der zugehörige Weiler muß schon um 1300 abgegangen und die Markung unter Ostdorf und Engstlatt aufgeteilt worden sein. Übrig blieb nur die Mühle, die anfänglich zu Balingen gerechnet wurde, heute ist sie aber nicht mehr im Betrieb.

Flur und Feld im Spiegel der Namen

Die seit alter Zeit auf den Markungen bestehenden drei Zelgen oder Ösche (Esche) bilden den Grundriß der Gesamtackerfläche. Beide Namen werden als gleichbedeutende termini benutzt. In Ostdorf wechselt sogar der Schreiber 1496 öfters die Bezeichnungen. In den drei Zelgen „Gen Anhausen", „Gen Balingen" und „Gen Geislingen" vollzog sich der Getreidebau nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft mit der Nutzungsfolge Winterfrucht - Sommerfrucht - Brache. Im 18. und 19. Jahrhundert zählten etwa 540 Morgen zum Wiesenland und etwa 1430 zum zelglich bebauten Akkerland, wozu dann noch das unzelglich bebaute trat. Die Gehöfte mit ihren Hausgärten waren durch einen Zaun oder durch Hecken gegen die benachbarten Äcker abgegrenzt. Diese klare Scheidung hängt aufs engste mit der Dreifelderwirtschaft und ihren Gemeinschafts-Bindungen, dem Flurzwang, zusammen. Der Dorfzaun, der sogenannte Etter, sollte dabei das Kleinvieh von den benachbarten Kornfeldern, andererseits das weidende Großvieh von den Hausgärten abhalten. Der Ortsetter war durch einen Hag mit Falltoren abgegrenzt. So wird 1721 der Flurnamen „Vor dem Tor" erwähnt.

Das Alter der Flurbezeichnungen läßt sich im allgemeinen sehr schwer bestimmen. Doch können wir auf der Markung Ostdorf Namen feststellen, die heute noch üblich, zum Teil aber abgegangen sind, von denen einige schon vor 600 Jahren gebraucht wurden. In Urbar des Klosters Stetten bei Hechingen wird u. a. 1372 berichtet: Folgende zu Ostdorf seßhafte Leheninhaber des Klosters entrichten ihm jährlich 12 Schilling 4 Heller: 1.) „Hans Kuß hat Haus und Hof zu Lehen, 4 J. (Jauchert) vor den Stöcken, stoßt an den Randenhardt; 1 J. in der Hegi, der an des langen Maiers Acker stoßt; 2 J. in den Halden, die an den Wallensteig stoßen; 2 Mannsmahd (Mm.) Wiesen in dem Harg und an dem Urisbach. 2.) Hans Seckler hat 2 J. Acker zu Lehen an des Natters Rain. 3.) Kunz der Kellner hat 1 J. Acker in der Hegi und an des Mayers Acker, 1½ Mm. Wiesen zu Wanga, die an Heinzens Vetters Wiese stoßen. 4.) Die Heiligenpfleger zu Ostdorf haben zu Lehen 1 J. Acker auf des Natters Rain, 1 Mm. Wiese bei der Balinger Staig. 5.) Meister Albrecht hat zu Lehen 1 J. Acker in der Hegi an des Dreizehners Acker, 1 J. in der Stocken, 2 J. in der Sißlingergrube. 6.) Benz der Dreizehner hat 2 J. Acker, die sich an des Stammbachs Bronnen hinziehen, 1 J. genannt Hofacker an des Ketzers Acker gelegen, 1 J. an Eberlins Acker, ½ J., der in Oel liegt und an des Kellners Acker stoßt. 7.) Mätz die Pflugin hat zu Lehen ½ Mm. Wiesen an der Herzwiese und ein Plätzlein in Balgenau, das an Holzers Wiese stoßt."

Die Siedlung bestand ursprünglich aus etwa drei Höfen, einer „Taverne" (Gasthaus mit besonderen Rechten und Pflichten) und den Hofstellen der zwölf Hubenbesitzer. Dabei wird der Kelhof seit 1287 erwähnt (ein Vorratshof, in dem ein Keller, d. h. herrschaftlicher Finanzbeamter, ein Gebiet als Verwaltungsbezirk eines größeren Grundbesitzes betreute; 1560: 192 J. Acker, 30. Mm. Wiesen, 5 J. Gärten und 30 J. Hölzer). Die dazugehörigen 12 Huben (1 Hube durchschnittlich 17 J. Acker) sind seit 1368 bezeugt, zu ihnen kam ein 13. Hübner, der „Dreizehner".

Weide, Wald und Wasser

Die frühe Zeit kannte einen ausgedehnten Weidebetrieb, von dem nur die Schafweide als die anspruchloseste übrig geblieben ist. Diese Weiden lagen, wie schon aus der Bodenbeschaffenheit hervorgeht (s. oben) und auch die Flurnamen ausweisen, in der Hauptsache im südwestlichen Teil und in entlegenen Teilen der Markung, z. B. bei Anhausen. Noch heute läßt sich die Straße „Bei der Linde", wo sie zum Talbach abfällt, an ihrer Breite als ehemaliger Triebweg erkennen. Das „Röter Hart" war ein lichter Weidewald. In dem durch Hekken umzäunten Weidestück der „Stelle" wurde das Vieh zur Ruhe untergestellt. Auf dem „Hagenberg" weideten die Hägen und wurde das Farrenheu gewonnen. 1682 wird außerhalb des Ortes in der „Hagengasse" die Ziegelhütte erwähnt, die jährlich vier Brände lieferte und der Balinger Geistlichen Verwaltung zinste. Auf der Höhe gegen Geislingen findet sich die Flur „Edelwies", die in alten Lagerbüchern „Etzelwies" heißt (von etz=füttern, weiden). Eine Viehweide lag auf „Viehlehen (vilai, 1708: „auf gsparne oder fillay"); die Nachtweide der Herden befand sich auf dem „Eutenberg" und der „Eutenwies" (=dunstige Stellen mit aufsteigendem Nebel). Nicht einwandfrei erklärt werden kann der Name „Kaunten", „Kautnerbach", der im Inventur- und Teilbuch von 1708 „Konten" und „Konter" geschrieben wird (nach der Sage von „er kont"). Vielleicht steckt das ahd. Chuntar=Herdenvieh in dem Namen. Der „Hummelberg" kann nichts mit Farren, Hagen zu tun haben, weil das Wort Hummel für diese Tiere in der Gegend nicht gebraucht wird. Sehr wahrscheinlich hängt dieser Name mit dem Insekt, der Hummel (Hommel), zusammen, kann aber auch aus „Hungerberg" entstanden sein.

Der Wald muß früher weit größere Teile der Markung bedeckt haben. So heißt heute ein mit Obstbäumen bepflanztes Feld in der Nähe des Waldes „Simonstöcke" (Semmeschtecka) (stock=Baumstumpf). In verhältnismäßig jüngerer Zeit muß hier ein Mann namens Simon den Wald gerodet haben. Eine andere wieder mit Wald bestandene Parzelle heißt „Stokken". Auf „Vor Tann", „Vor Holz" befinden sich Äcker und Obstbäume. Im südlichen Teil der Markung, wo heute kein Wald mehr ist, finden wir „Bronnenfichten"=Brunnenkiefern, denn zur Kiefer sagte man in „Ostdorf „Fiacht", zur Fichte dagegen „Roattann". Auf „Besenreis" muß mindestens Gebüsch, Gehölz, vielleicht Birken für Besenreis gestanden sein. „Burkken" ist heute ein Wald, wo Nadelholz steht, früher aber die Birke in dem Mischwald reichlich vertreten war. In den Wiesen des „Lindenloch" müssen einst Linden gestanden sein. Die Linde hat von alters im Volksleben und -denken eine große Rolle gespielt. Das Gericht, das seit 1456 in Ostdorf nachgewiesen ist, tagte vielleicht ursprünglich auf dem „Berchtenleer Lehr=Gerichtsstätte), im Spätmittelalter wahrscheinlich unter der 1312 und 1327 erwähnten Linde mitten im Dorf, denn die Linde war im Mittelalter häufig der Gerichtsbaum. In der Nähe von Hammerstall liegt der „Verbrennte Bühl" (d. i. abgebrannt, gerodet). Vom „Witthau" (schwäbisch einst withaub) mußten die Ostdorfer jährlich geschlagenes Gemeindeholz als Pfähle in die Frommerner Weinberge geben und die Engstlatter in Fron hinfahren.

Blutegel wurden gezüchtet

In „Brotlosen" (Brautlausen) und in „Fusäcker" (Fuchsäcker) hat sich die rein dialektische Form erhalten, während bei der heutigen Generation das Gemeinschwäbische brod ud fugs durchgedrungen ist. Auf „Bubentenn", dessen Name nicht geklärt ist, gehören 21 Hektar Wald der Geislinger Gemeinde. Die „Hege" (1372) war eingefriedigt. Die Hegenwettegasse führte zu einer der fünf Wetten, in die das

Regenwasser geleitet wurde, denn vor Einrichtung der Wasserleitung war immer wieder Wassermangel, obwohl 1880 noch 7 laufende Brunnen, 22 Pump- und 8 Schöpfbrunnen vorhanden waren. Die ergiebigen Quellen liegen nämlich am Fuße der Liaskante, wie z. B. an der Straße zum „Kühlen Grund". Selbst ein Fischteich fehlte nicht. Oberhalb der Stelle, wo die Geislinger Straße den Talbach überschreitet, heißt der Talgrund „Saib" (1583 „zu saib"), also ein See. Heute ist am Ort kein See mehr vorhanden und so ist den Einwohnern mit der Sache auch der einheimische Namen abhanden gekommen, heute gebrauchen sie „See". Im Süden gegen Balingen befand sich der „Igelsee (Egelsee), wo früher Blutegel gezüchtet wurden. Daher auch der „Igelbach) (e zu i wie in Stege =Stiege). Am Fuße von Hammerstall vor der Mündung des Klingenbachs (Klinge= Schlucht, unterhalb des „Stich" bei Onstmettingen) ist der „Sulzwasen" auf versumpftem Boden, der bitteres Futter liefert. Für die sumpfliebenden Schachtelhalme findet sich im Volksmund „Katzenwadel". Kaltluft kann sich in den Tälern der Eyach und des Talbachs ansammeln, so daß Namen wie „Kühler Grund" und „Kaltbrunnen" zu Recht bestehen.

In scharfer Beobachtung und guter Sachkenntnis setzt der Landmann in den Namen die Bodenverhältnisse, den durch Erde, Steine und Wasser gebildeten Untergrund auf den entsprechenden Landschaftsformen gegeneinander ab. Der „Bühl" ist mittelgroß, übersehbar. Der „Fochenzenberg" mit seinen vielen Hökkern wird mit einem Kuchen verglichen (mhd. vochenz=Kuchen, Weißbrot), das aufgewölbte „Wangen" mit dem menschlichen Backen. In „Breitenwiesen" wird die Ausdehnung zum Ausdruck gebracht, in Tiefental" die Tiefenlage. Eine langgezogene, vorspringende Höhe wird mit „Furst" benannt, der von Höhen umfaßte Talgrund mit „Grundlosen". Auf den steinigen Untergrund im Süden der Markung wurde oben schon hingewiesen. Dort findet sich der Name „Steinets". Hierher gehört auch die „Felsenstraße". Östlich des Orts in der Flur „Gruben" ließen sich in flacher zur Eyach ziehenden Mulde Siedlungsspuren der jüngeren Steinzeit feststellen. Schon 1583 wird „in zwerbach" genannt (vom mhd. twerch=quer, vgl. überzwerch). Unmittelbar beim Ort liegt „Gern" mit seinen langgestreckten Fluren (ahd. gero=langgestrecktes, viereckiges Stück, 1583: „am gern"). 1496 werden „3 jauchert anwander in der Hirste" erwähnt. In der Rheinebene gibt es viele Siedlungen auf „Hurst", bei uns sind es meist feuchte Böden in etwas hügeligem Gelände, nasse Liasböden ohne Gesträuch, die im Beetbau bewirtschaftet wurden. „Böllat" kommt von „Bohl". Es sind meist rundliche Erhebungen (vgl. das Schwäbische „einen Bollen"). Zwischen Igelbach und Anderbach liegt der „Süßlinger" (1708: „auf dem Süßlinger", 1372: „Sißlingsgrube", vielleicht zu ahd. siaza=Wald- und Weideland).

Besitz und Eigentum

Die größeren, bevorrechtigten Höfe im Dorf und die zugehörigen Güter waren im Besitz von Grundherren und anderer weltlicher und geistlicher Herrschaften. So weist „Freihöfe" darauf hin, daß diese Güter vielleicht ähnlich wie in Dachdorf ursprünglich als Freigüter (-lehen) gestaltet waren. Das ausgesprochen gute Wiesenland des „Brühl" ist einst in der Hand dieser Herren, während die „Baurenäcker" im Besitz der Bauern waren. Schon um 1500 war in Ostdorf ein Teil der Lehen bauerneigen gemacht worden. Bis 1732 war mehr als die Hälfte der Wiesen und etwa die Hälfte der Äcker Eigentum der Bauern geworden.

(Schluß folgt)

Hohenzollern landschaftlich

Von Hans Müller (Schluß)

Der Geograph wird nicht gefragt

Man hat wenig Grund zur Betrübnis, wenn es nun in andere Teile wieder auseinanderfällt. Sieben neue Großkreise bekommen ein Stück davon ab. Sie mögen vom derzeitigen wirtschaftlichen Denken her vernünftig scheinen und hoffentlich auch sein, was sich erst später sagen läßt. Der Geograph wird auch diesmal — wie immer — nicht gefragt, wenn es um Geographie geht. So bleibt er weiterhin nur der Beschreibende dessen, was die Andern gemacht haben. Die neuen Kreise mögen in ihren neuen „Protektoraten" sogar den Wohlstand durch Industrie noch etwas heben. Aber das ist eben nicht alles. Man wird gut tun, dem Hohenzoller kulturell behutsam und sehr verständnis-, ja achtungsvoll entgegenzutreten; denn er hat schon Kultur, sogar eine sehr liebenswerte Volkskultur. Opferfreudige, ernstzunehmende Heimatforscher haben ihre Arbeit in Vorträgen, Büchern und Zeitschriften niedergelegt. Die müssen wir studieren, soweit wir das nicht schon längst getan haben. Aber auch ein besinnlicher Gang zu Fuß durch möglichst viele zollerische Orte wird die Frage aufkeimen lassen: Warum sind die fast ohne Ausnahme so anheimelnd? Wir müssen und wollen voneinander lernen, nicht kulturell „gleichschalten" wollen. Hohenzollern war in seiner Flächenform ein Ungebilde. Aber die neuen Großkreise sind auch nicht lauter geographische Einheiten. Oder ist vielleicht der Neukreis Balingen nur ein Albkreis? Oder gar nur ein Zollernalbkreis? Kann überhaupt jemand die geographischen Grenzen einer „Zollern-Alb" angeben?

Heimatliche Flechten

Von Rudolf Kerndter

Ein reizvolles Kapitel der Botanik ist die Flechtenkunde. Wir haben wohl schon auf Spaziergängen die weißgrauen oder grünlichen Flechten auf Baumrinden (Parmelia) oder die dottergelben auf Mauern und Holzwerk (Xanthoria) oder die schwarzfleckigen auf Weißjuragestein (Verrucaria) beobachtet und wissen vielleicht auch — die Wissenschaft seit etwa 1865 —, daß die Flechte ein Doppelwesen aus Alge (Phycobiont; meist Grün- und Blaualgen) und Pilz (meist Schlauchpilze; Mycobiont) ist. Was aus dieser Symbiose entsteht, sind neue Pflanzenformen, die unter anderen Bedingungen leben wie Alge und Pilz allein.

Man unterscheidet Strauch-, Blatt- und Krustenflechten, wobei der sogenannte Flechtenthallus ein Vegetationskörper ist, der als Insgesamt etwa Wurzeln, Stengeln und Blättern der Blütenpflanzen ent-

spricht. Im grobschematischen Vergleich können wir uns den Aufbau eines heteromeren (geschichteten) Flechtenthallus so klar machen, daß wir vier Bücher aufeinanderlegen. Das unterste Buch entspricht der Unterrinde, meist mit Rhizinen (Haftfasern) versehen. Das zweitunterste Buch bedeutet das mit zahlreichen Hyphen (Pilzfäden) durchsetzte Mark. Das zweite Buch von oben entspricht den Gonidien, der Algenzone mit Hyphengeflecht, während das oberste Buch die Oberrinde darstellt, auf der man Borsten, Gallen, Isidien (Thallusauswüchse), Podetien (rohr- oder becherförmige Stiele des Flechtenlagers), Soredien (mehlige Hyphenknäuel, Staub) und Sorale (Bildungsstätten von Soredien, Staubbrutkörper zur vegetativen Vermehrung) beobachten kann. Bei den Scheibenflechten sind rundliche Apothecien (Fruchtkörper) auffällig, in denen es zur Sporenbildung (zur generativen Vermehrung) kommt. Die ökologischen Merkmale der Flechten sind standortbedingt.

Im Kreis Balingen gibt es etwa 250 Flechtenarten, insgesamt auf der Erde etwa 17 000. Das Bestimmen der Flechten kann insbesondere bei Krustenflechten — die endolithischen leben als Binnenflechten im Stein — schwierig werden, so daß man ohne Mikroskop und Chemikalien nicht auskommt (häufig Kalilauge; etwa 150 Flechtensäuren; Verfärbungen). Im Kreisgebiet finden sich u. a. Bartflechten (Usnea, Alectoria), Bandflechten (Ramalina, Evernia); unter den Blattflechten Parmelia und, z. B. an Pappeln und Obstbäumen, Physcia. Zu den Krustenflechten zählt z. B. die Pertusaria, Lecanora, Graphis, Verrucaria usw., eine stattliche Zahl von Arten mit hübschen Formen und Farben. Die abgebildeten Flechten gehören zu der Strauchflechtengruppe Cladonia, auffindbar z. B. auf dem Balinger Waldlehrpfad, auf dem Plettenberg, Schafberg, in Ebingen — auffällig durch die langen, becherförmigen Podetien (Lagerstiele, Thallussprossen). Rechts unten sieht man Flechten mit knopfförmigen Früchten auf den Bechern, in natura hochrot und deshalb zu den Scharlachflechten (Cocciferae) zählend. Die Bezeichnung „Cladonia" leitet sich von „clados=Zweig" ab, da es stark verzweigte Formen gibt. Ob die Stiele hohl sind oder massiv, mit weißem Mark gefüllt sind, kann zu einem wichtigen Unterscheidungsmerkmal werden: So hat z. B. die auch zu den Cladoniaceen zählende Strunkflechte einen massiven Stengel und heißt deshalb in wörtlicher Übersetzung „Stereocaulon". Für den Wanderer sind freilich solche Bezeichnungen weniger wichtig und er freut sich an den kleinen Flechtenbechern, die meist am Fuß älterer Bäume das Wurzelwerk zieren.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

Jahrgang 18 | 31. Dezember 1971 | Nr. 12

Die Grävenitz

Von Friedrich Sanner

Wer, von Balingen kommend, die Lochensteige hinauffährt, wird nach Erreichen der Paßhöhe einen Augenblick verweilen bei dem herrlichen Ausblick, der sich seinem Auge bietet. Eingebettet in eine weite, von waldigen Bergen umrahmte Mulde sieht er einen Hof liegen, der in seiner weltabgeschiedenen Stille nicht vermuten läßt, daß hier vor 260 Jahren eine Intrige ihren Ausgang nahm, die das württembergische Volk nach dem Urteil der Historiker teurer zu stehen kam als alle vorausgegangenen Kriege. Es ist der Oberhauser Hof.

Hier wurde am 28. Januar 1711, morgens 6 Uhr, die Reichsgräfin Wilhelmine v. Grävenitz mit dem Grafen von Würben getraut. Der Tieringer Pfarrer Maurer mußte auf allerhöchsten Befehl des Herzogs Eberhard Ludwig die Trauung vornehmen. Eine Abschrift des herzoglichen Befehls liegt noch bei den Akten des Tieringer Pfarramtes. „Von Gottes Gnaden Herzog von Württemberg ... Unsern Gruß zuvor, ehrsamer, lieber Pfarrer ... Das ist unser Befehl: Ihr sollt unseres Geheimen Rates Grafen von Würben mit der Frau von Grävenitz alsobald kopulieren ..."

Die allzeit rege Phantasie des Volkes hat um diese zu ungewöhnlicher Zeit und an ungewöhnlichem Ort vollzogene Heirat ihre Geschichten gesponnen, und man erzählt sich in Tieringen heute noch, der Graf sei nach stattgehabter Trauung in der Frühe des Wintertages die Lochen hinabgestiegen, beladen mit einem Sack Gold, dem Lohn für die Heirat, während die jungvermählte Frau den Hof gleichzeitig nach der anderen Seite, Richtung Schaffhausen, verlassen habe.

Eine Scheinehe

Es war tatsächlich eine Scheinehe, die damals geschlossen wurde, und sie hat das Land mehr als nur den einen Sack Gold gekostet. Ein seltsames Schicksal hatte die Mecklenburgerin von Grävenitz in unser Land geführt. Der Hof des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig zog damals wie ein Magnet Fremde aus allen Teilen des Reiches an. „Hier ist es möglich, sich zu bereichern, während es an allen andern Höfen unmöglich ist, nicht ruinieret zu werden" schreibt ein Höfling über den damaligen herzoglichen Hof. Im Zug der Kriegsläufte war auch der Kapitän in einem mecklenburgischen Regiment Wilhelm von Grävenitz nach Württemberg gekommen und am Hofe des Herzogs hängen geblieben. Er wurde Kammerjunker und heiratete ein Fräulein von Stuben. Auf den Rat einer Freundin seiner Frau, die den lüsternen und unbeständigen Herzog kannte, ließ er seine Schwester Christiane Wilhelmine aus Mecklenburg kommen. „Sie war ein blühendes, kaum zwanzigjähriges Mädchen, von herrlichem Wuchse, mit aller Fülle und Anmut der Jugend geschmückt. Sie hatte eine dunkle Stimme, und selbst die kleinen Pockennarben im Gesicht standen ihr gut" schreibt ein Zeitgenosse. So erschien sie 1706 in Stuttgart, bereit, ihre Rolle zu spielen.

Anfangs machte freilich das arme, einfach gekleidete Fräulein keinen Eindruck. Erst als sie auf dem Liebhabertheater auftrat, bei dem die Damen und Herren des Hofes nach der Sitte der Zeit mitspielten, wurde man auf sie aufmerksam. Der Herzog, 30jährig, und seit neun Jahren mit Johanna Elisabeth, der Tochter des Markgrafen von Baden-Durlach ziemlich glücklos verheiratet, fand Gefallen an ihr. Die Hofgesellschaft sah in der Ausländerin, die die herzogliche Mätresse zu werden versprach, ein gefügiges Werkzeug ihrer eigenen Pläne und tat alles, das Verhältnis zwischen ihr und dem Herzog zu festigen. Doch zur Überraschung der Hofgesellschaft kam dem für naiv gehaltenen Fräulein erstaunlich schnell der Verstand zu ihrem „Amt". Mit kluger Berechnung setzte sie der Werbung des Herzogs Widerstand entgegen und machte ihn damit um so sicherer zu ihrem Hörigen.

Jede Liebe hat ihren Preis, und jede Mätresse möchte ihr Verhältnis legitimieren. So auch die Grävenitz. Sie wollte geheiratet werden. Und sie schaffte es tatsächlich. Während französische Truppen nach einem Einfall des Marschalls Villars noch Teile des Landes durchstreiften, ließ sich der Herzog von einem jungen Geistlichen, der eigentlich noch Student war, mit der Grävenitz heimlich trauen. Es war natürlich ein glatter Fall von Bigamie, wenngleich schlechte Berater dem Herzog einredeten, er , als protestantischer Regent, habe in Gewissensfällen niemandem Rechenschaft abzulegen als Gott.

Die erste Sorge des Herzogs war, die Grävenitz ebenbürtig zu machen. Da man nicht zwei Herzoginnen haben konnte — die legitime saß mit ihrem achtjährigen Thronfolger vergrämt und verbittert im Schloß in Stuttgart — machte man die Grävenitz zunächst einmal zur Gräfin von Urach und präsentierte sie als solche der Öffentlichkeit. Aber wie sollte man dieser Öffentlichkeit auch noch die Doppelehe begreiflich machen? Und gerade darauf legte die Grävenitz Wert, um dem Herzog eine Rückkehr unmöglich zu machen. So gab man durch Erlaß des Herzogs den staunenden Württembergern bekannt: „Er, der Herzog, habe schon vor mehr als einem Jahr — es waren aber kaum vier Monate her — sich mit dem Fräulein von Grävenitz durch priesterliche Einsegnung trauen lassen. Jetzt sei er entschlossen, das längst Geschehene öffentlich bekanntzumachen. Alles sei mit Gott und seinem Gewissen wohl überlegt. Was er erwarten zu dürfen glaube, sei, daß keiner seiner Diener widrig von dieser Sache urteile, sondern aus allen Kräften dieselbe zu verteidigen suchen werde ..."

Die Doppelehe des Herzogs

So weit der herzogliche Erlaß. Er machte den Württembergern die Doppelehe ihres Herzogs weder verständlich noch schmackhaft. Die Apanage, die der Herzog seiner neuen Gemahlin gewährte, belief sich auf 12 000 Gulden jährlich und auch für die möglichen Kinder aus dieser Ehe wurde im vorhinein gesorgt. Jedem jungen Grafen sollte lebenslänglich alle Jahre 1500 Gulden, einer jungen Gräfin 1000 Gulden und bei ihrer Vermählung eine Aussteuer von 15 000 Gulden ausgesetzt werden. Das Schloß Urach wurde ihr als Wohnsitz überlassen. Das Dorf Höpfigheim im Unterland bekam die Grävenitz als Geschenk, als Morgengabe sozusagen.

Es gab ein gewaltiges Aufsehen. Die Geheimen Räte, das Konsistorium, die Landstände machten Vorstellungen. Das Konsistorium ließ dem Herzog sogar das Abendmahl verweigern. Die Herzogin aber und ihre Verwandten suchten in Wien beim Kaiser Hilfe. Das wirkte, Eberhard Ludwig fand sich zu Unterhandlungen bereit. Er wies die Versöhnung mit seiner Gemahlin nicht zurück, nur von der Grävenitz wollte er unter keinen Umständen lassen. „Es sei ihm", so sagte er, „als risse man ihm die Seele aus dem Leibe". Schließlich verstand er sich unter dem Druck des Kaiserlichen Hofes, der Reichsfürsten, des Papstes und der Landstände dazu, „die zweite, übereilte Heirat" durch den Spruch eines Ehegerichtes für nichtig erklären zu lassen.

Aber an die Entfernung der Gräfin aus dem Lande hatte der Herzog, den Wünschen seiner habgierigen Geliebten folgend, die Bedingung einer Abfindung in Höhe von 200 000 baren Gulden für sie geknüpft. Das war mehr als die Ausstattung von sechs fürstlichen Prinzessinnen damals kostete, und vor allem war es mehr als das vom Krieg erschöpfte Land aufbringen konnte. Unter dem Druck, den das Bekanntwerden eines Mordversuches an der Herzogin hervorrief, — man nahm an, die Grävenitz stecke dahinter — war schließlich der Herzog zum Nachgeben bereit, nachdem er noch kurz vorher seinen Geheimen Räten bei Verlust des Kopfes verboten hatte, zur Entfernung der Grävenitz zu raten. Auch von einer Abfindung war nicht mehr die Rede. Es wurde ihr durch kaiserlichen Befehl eröffnet, sie dürfe Württemberg künftighin nicht mehr betreten und habe sich allen Verkehrs mit dem Land zu enthalten.

Es fand eine feierliche Aussöhnung mit der Herzogin statt, und die Landstände machten aus lauter Freude dem Herzog ein Geschenk von 40 000 und der Herzogin von 10 000 Gulden. Nachdem die in die Schweiz gereiste Grävenitz einen Revers, das kaiserliche Landesverbot betreffend, unterschrieben hatte, schien die ganze böse Geschichte glücklich bereinigt zu sein.

In der Kapelle des Oberhauser Hofes

Aber es schien nur so. Wo ein Hof ist, ist auch ein Weg. Ein von der Grävenitz bestochener Unterhändler in Wien fand Mittel und Wege, dem Wunsch des Herzogs und der Grävenitz entsprechend, die feier-

liche Aussöhnung zu hintertreiben. Er fand einen abgelebten und verschuldeten böhmischen Grafen von Würben, der sich gegen bar und einige Titel und Orden bereit fand, mit der Grävenitz eine Scheinehe einzugehen. Die Rechte des Ehemannes war er bereit an den Herzog abzutreten. Die Eheschließung fand am 28. Januar 1711 in der Kapelle des Oberhauser Hofes statt. Der Ort bot sich deshalb an, weil er in der Nähe der alten Schweizer Straße, der heutigen B 27, liegt, etwa halbwegs zwischen Stuttgart und Schaffhausen, wohin die Grävenitz umgesiedelt war. Und vor allem weil er abgelegen war.

Würben erhielt sogleich 20 000 Gulden, das ist der Sack Gold, von dem die Tieringer noch zu erzählen wissen und ferner eine lebenslange Rente von jährlich 8000 Gulden. Um der Grävenitz aber einen besonderen Rang am Hofe zu sichern, machte man diesen, ihren fingierten Ehemann, zum Landhofmeister. Das war der höchste Rang, der im Lande zu vergeben war. So kam die Grävenitz nach kurzer Abwesenheit triumphierend als Frau Landhofmeisterin von Würben aus der Schweiz an den Stuttgarter Hof zurück, während der Graf von Würben es vorzog, sein leicht verdientes Geld in Wien zu verzehren. Eine Hand wäscht die andere.

Jetzt erst entfaltete die Grävenitz ihre unumschränkte Herrschaft. Alle Klagen der Herzogin und ihrer Verwandten halfen nichts. Vom Kaiserlichen Hof kam nur der Bescheid „Der Kaiser könne es keinem Herzog verwehren, die Frau seines vornehmsten Beamten, des Landhofmeisters, an seinem Hofe zu haben".

Es war glatter Hohn, und man war vom Regen in die Traufe gekommen. Die Landhofmeisterin, das Volk nannte sie voll Ingrimm die „Landverderberin", mit ihrem Anhang bestimmten nun im Lande. Bald waren alle maßgebenden Stellen mit ihren Verwandten und Kreaturen besetzt, der Herzog nur noch ein willenloses Instrument ihres Willens. Im Geheimen Rat saßen neben ihrem Bruder und seinem Sohne ihr Schwager. Ein anderer Schwager war Kriegsratspräsident. Eine wahre Fremdherrschaft regierte im Lande. Bald zählte man im Kabinett und im Geheimen Rat nur noch einen geborenen Württemberger und unter 17 Expeditionsräten waren deren nur noch drei.

Sie wollte selbst regieren

Aber es genügte der ehrgeizigen Mätresse nicht, alles zu ihren Füßen zu sehen, sie wollte selbst regieren. Diesem ihrem Wunsche kam die Abneigung des Herzogs gegen jedes ordnungsgemäße Regierungsgeschäft entgegen. Er war meistens auf der Jagd. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden von ihr und ihren Günstlingen abgefangen, behandelt und entschieden. Der Herzog unterschrieb, was man haben wollte. Kaum war 1712 nach dem Tode der Herzoginmutter ihr Witwensitz Stetten im Remstal an den Herzog zurückgefallen, da mußte ihn die Grävenitz haben. Dazu kamen in den nächsten Jahren die Herrschaft Welzheim, Brenz mit Oggenhausen und das Städtchen Gochsheim. Und als sie die Rittergüter Freudenthal und Boihingen kaufte, tat sie dies mit dem Geld des Herzogs. Sie verschacherte nun auch die Ämter, die Titel und Gnadenbezeugungen, das Prädikat des Hoflieferanten. Ein regelrechter Ämterhandel kam in Schwung. Auch das Recht wurde käuflich, und mit Geld konnte man jeden Prozeß gewinnen. Besondere Kundschafter reisten im Lande herum, um Material gegen reiche Leute zu sammeln. Man machte ihnen dann den Prozeß, um ihnen ihr Geld abzunehmen.

Das Volk murrte, und die Erbitterung wurde immer größer. Aber wer sich der herrschenden Partei entgegenstellte, wurde schwer bestraft. Die Verliese auf dem Hohenneuffen und Hohenurach füllten sich. Mancher brave Mann, der sich den „Männerstolz vor Königsthronen" bewahrt hatte, mußte dies mit schwerer Haft büßen.

Aber eines war der allmächtigen Mätresse doch nicht gelungen: die Herzogin zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen. Mit bewundernswerter Geduld ertrug diese die Zurücksetzung durch den Herzog und den Hohn seiner Geliebten. Vom Hof völlig mißachtet, hielt sie im Schloß in Stuttgart aus, und gerade das ärgerte die Grävenitz. Sie sann auf eine Änderung dieser Situation.

Schon seit 1704 ließ der Herzog den Erlachhof, drei Stunden von Stuttgart entfernt, zu einem Schloß umbauen, dem er den Namen Ludwigsburg gab. Diesem Entschluß verdanken wir heute die größte Barockschloßanlage Deutschlands und die vielbesuchte Gartenschau „Blühendes Barock". Wenige der Besucher dieser Attraktion werden wissen, daß diese Pracht mehr oder weniger auf die eifersüchtige Laune einer Mätresse zurückgeht. 1709 beschloß der Herzog, um das Schloß eine Stadt gleichen Namens anzulegen. Aber erst als die Grävenitz 1717 den Herzog zum dauernden Umzug nach Ludwigsburg überredete, wurde Ludwigsburg zur zweiten Residenz. Da die freiwillige Ansiedlung dem Herzog zu langsam ging, wurden die Städte und Ämter gezwungen, auf ihre Kosten in der neuen Stadt Gebäude zu errichten, die dann an die Hofleute und Räte verschenkt wurden. Die Regierungskollegien und das Konsistorium folgten nach. Stuttgart verödete. In der neuen Residenz war die Grävenitz alleinige Herrscherin.

Der Hof lebte in Saus und Braus

In der neuen Residenz lebte der Hof in Saus und Braus. Es war, als wollte der Herzog sein schlechtes Gewissen betäuben. Sein Hof war einer der glänzendsten in Europa. Eberhard Ludwig war selbst ein vollendeter Kavalier, ein Meister in allen ritterlichen Künsten. Bei seiner beispiellosen Freigebigkeit, die sich in großartigen Geschenken von Häusern, Gütern, Equipagen und Edelsteinen zeigte, strömten von allen Seiten Adelige und nichtadelige Glücksritter herbei. Nach französischem Vorbild wurde eine große Zahl von neuen Hofämtern geschaffen. Da waren außer dem Hofmarschall noch ein Oberhofmarschall, ein Oberstallmeister, ein Oberkapellmeister, ein Pagenmeister, zwanzig adelige Pagen, eine adelige Leibwache zu Pferd. Ein Marschstall voll edler Pferde, eine mit 40 Mann besetzte Hofkapelle, ein französisches Theater zeugten von der Prachtliebe des Herzogs. Die silberstrotzenden Leibgardisten waren die schönsten und teuersten in ganz Deutschland. Diese ganze Prachtentfaltung nach dem Vorbild Ludwigs XIV. von Frankreich hatte ein Land zu tragen, das damals etwas über 600 000 Einwohner hatte, ungefähr soviel wie die Stadt Stuttgart heute.

25 Jahre dauerte diese, das Land zugrunde richtende Mißwirtschaft. Bezeichnend für die Anmaßung der Mätresse ist folgende Episode. Sie verlangte von dem damaligen Prälaten Osiander daß sie, „Ihro Exellenz", allsonntäglich auf allen Kanzeln des Landes ins Kirchengebet eingeschlossen werden solle. Der Prälat parierte diese Unverschämtheit schlagfertig mit der Erwiderung, sie sei ja schon bisher ins Vaterunser eingeschlossen gewesen, nämlich mit den Worten „und erlöse von dem Übel . . ."

Der Herzog wurde vernünftig

Jedes Übel geht einmal zu Ende. Die Grävenitz war jetzt nahe den 50, sie wurde korpulent und zeigte nur noch Spuren früherer Schönheit. Der Herzog wurde vernünftig. Nachdem die Grävenitz mit allerlei abergläubischen Zaubermitteln versucht hatte, die Liebe des Herzogs zurückzugewinnen, gab er ihr den Befehl, sich auf ihre Güter zurückzuziehen. Schließlich söhnte er sich auch mit seiner Gemahlin wieder aus. Nach einem abergläubischen Versuch, mit einem Liebesmittel auf den Herzog einzuwirken, der ihm hinterbracht wurde, ließ er sie mitten in der Nacht auf ihrem Gut Freudenthal durch ein Kommando Reiter aus dem Bett holen und in das Schloß Urach bringen.

Nach einigem Hin und Her kam es zum Vergleich, der vom Kaiser auch bestätigt wurde. Die Grävenitz mußte zwar ihre Güter zurückgeben, behielt aber Welzheim auf Lebenszeit. Außerdem erhielt sie die horrende Summe von 200 000 Gulden als Entschädigung. Auch ihren gesamten Schmuck, der einen riesigen Wert hatte, durfte sie behalten. Unter starker Bedekkung, um sie vor dem Volkszorn zu schützen, wurde sie von Urach nach Heidelberg gebracht. Das Volk konnte die glimpfliche Behandlung der Landesverderberin nicht verstehen.

Zwei Jahre nach seinem jungverstorbenen Sohn, der Thronfolger hätte werden sollen, starb Eberhard Ludwig 1733 mit 57 Jahren. „Er war", so schreibt der Historiker Rümelin 1864 in den württembergischen Jahrbüchern: „Wenn auch der glänzendste Kavalier, so doch auch der nachlässigste und gewissenloseste Fürst, der je die Zügel des Landes geführt hat." Die Grävenitz zog nach dem Tod des Herzogs nach Berlin. Dort lebte sie im Besitz des ihr gelassenen Reichtums und starb erst 1744.

Steuererhöhung auch in Balingen

So weit das Geschehen am Hofe des Herzogtum Württembergs unter der Regierung Eberhard Ludwigs. Wie aber sah es im Lande draußen aus? In Stadt und Amt Balingen war im Jahre 1730, also drei Jahre vor dem Tode des Herzogs auf der Höhe der Grävenitzherrschaft der Steuersatz von 2419 Gulden auf 4485 Gulden erhöht worden. Nach dem Dargelegten braucht man nicht zu fragen, warum. Man mußte Geld schaffen, um die leeren herzoglichen Kassen wieder zu füllen. In Balingen empfand man diese Steuererhöhung als besonders schwer und ungerecht, weil sich die Stadt von dem schweren Brand vom 17. Februar 1724 in den seitdem vergangenen sechs Jahren noch kaum erholt hatte. Es waren damals von 240 Häusern nur 40 erhalten geblieben, 272 obdachlose Familien fanden, soweit sie nicht in Nachbargemeinden unterkamen, Unterschlupf in notdürftig zurechtgemachten Hütten — und das im Winter. Der Gebäudeschaden bei diesem Brande belief sich nach den Akten auf 165 000 Gulden. Wiederholte, auf diesen Brand und seine Folgen hinweisende Vorstellungen beim Herzog führten schließlich zu einer Senkung des Steuersatzes auf 2500 Gulden.

Allein die Landstände weigerten sich, diese Steuerermäßigung anzuerkennen und veranlagten Balingen nach dem erhöhten Steuersatz, was in den Jahren 1732 bis 1734 allein bei der Kriegsanlage eine Differenz von 3874 Gulden zu Lasten der Stadt ausmachte. Bei dem Hin und Her zwischen Herzog, Landständen und der Stadt Balingen wurde von Seiten der Herzoglichen Kanzlei die Notwendigkeit des geforderten Gesamtaufkommens an Steuern betont, die Landstände beriefen sich auf die Tatsache, daß das, was Balingen nachgelassen werde, den andern zusätzlich aufgeladen werden müsse, und die Stadt Balingen schließlich begnügte sich damit, zu protestieren und ihre gänzliche Zahlungsunfähigkeit darzulegen. Als Ende

1734 der Steuerrückstand 9000 Gulden betrug, wurde der Stadt mit Zwangsvollstreckung gedroht. Dem damaligen Vogt — es scheint ein Mann mit guten Nerven gewesen zu sein — eilte es aber immer noch nicht, was ihm einen scharfen herzoglichen Verweis und die allerhöchste Drohung einbrachte, daß man jetzt auf seine Kosten die Exekution betreiben werde. Man werde eine Kompagnie Dragoner auf unbestimmte Zeit in Balingen einquartieren. Mit Mühe gelang es dem also unter Druck gesetzten Vogt nun doch, einen Teil der fälligen Steuern von den Balingern einzutreiben.

Bürger in Arrest gesetzt

Diese Balinger waren offenbar schon immer etwas widerspenstig, vor allem, wenn es ans Steuerzahlen ging. Einer anderen Quelle, den „Reisen eines Kurländers durch Schwaben" entnehmen wir auf Seite 182 „die Balinger stehen in dem Credit, daß sie sehr republikanisch seien und sich wider ihre Vorrechte nicht gern etwas zumuthen lassen, wovon sie . . . sehr nachdrückliche Proben abzulegen im Begriff gewesen seien. Der Dekan aber habe durch eine kluge und eindringende Vorstellung die Gemüther wieder zu stillen gewußt, welches ihm auch nachher eine sehr ansehnliche Beförderung zuwege gebracht habe solle". Hier wird auf eine Begebenheit angespielt, bei der die Balinger sich weigerten, die Steuerscheine anzunehmen. Auf den vom Oberamtmann erstatteten Bericht erschien zunächst eine Kommission, und da diese nichts auszurichten vermochte, wurde ein Dragonerregiment auf Exekution nach Balingen kommandiert, welches am Karfreitag einrückte. Da die Bürgerschaft auf der Verweigerung beharrte, wurden verschiedene Bürger in Arrest gesetzt vier derselben mit zwei Unteroffizieren und zehn Dragonern auf die Festung Hohenneuffen abgeführt. Auch später zeigten sich die Balinger Neuerungen gegenüber sehr abhold. Der Aushebung zum Militär wurde in Stadt und Amt Schwierigkeiten bereitete. Die Bürger wurden unruhig und hieben dem neuen Oberamtmann und dem abgehenden Dekan alle jungen Bäume in deren Gärten nieder. Sie erhielten dafür 60 Mann Exekution, welche sie noch im September des Jahres unterhalten mußten.

Die Flucht aus dem Elend

Man sieht wie sich die Landesgeschichte in den Zeugnissen, den Quellen und Schauplätzen der Heimatgeschichte widerspiegelt. Geschichtliches Geschehen ist immer Ursache und Wirkung, Aktion und Reaktion, Widerstreit und Ausgleich wirkender Kräfte. Diese zu erkennen, ist Voraussetzung für das Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart. Man kann unser Land und seine Bewohner nicht verstehen, wenn man seine Geschichte nicht kennt. Rücksichtslose Prachtentfaltung auf der einen Seite, Verarmung und Elend jeder Art auf der andern, das ist das Bild unseres Landes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter des Absolutismus. Ein Teil der Bevölkerung wandte sich unter dem Druck der Verhältnisse trostsuchend dem aufkommenden Pietismus zu. Das für Württemberg so typische Stundenwesen begann sich auszubreiten und wurde zu einer Macht in unserem Lande. Im Grunde war es nur die Flucht aus dem Elend der Gegenwart. Ein anderer Teil der Bevölkerung suchte in der Auswanderung nach Amerika ihr Heil.

In der Stille der Alblandschaft steht heute wie vor 260 Jahren der Oberhauser Hof. Unberührt von den Schatten der Geschichte gehen seine Bewohner ihrer bäuerlichen Arbeit nach. In den Mauern des einst herrschaftlichen Hauses erinnert nichts mehr an die, die hier einmal ihre Rolle spielten. In der im Seitenflügel des Hauses untergebrachten Kapelle, in der einst in der Frühe eines dunklen Wintertages die Grävenitz getraut wurde, steht heute Gerät und Gerümpel. Der Geist der Landesverderberin geht nicht mehr um. Aber im Bewußtsein des Landes ist die Erinnerung an die Grävenitz, die schwäbische Pompadour, immer noch lebendig.

Kostbarkeiten der Heimat

Pfarrkirche St. Johann in Lautlingen — Von Kurt Wedler

Dort wo die junge Eyach, die den alten Talboden der Urschmiecha um 60 Meter eingetieft hat, in einem ausladenden Bogen sich nach Süden wendet und den Meßstetter Talbach aufnimmt, liegt, umgeben von einem Kranz hoher Berge (Heersberg, Wachtfels mit Wildem Tierberg, Autenwang und Tierberg) das schöne und aufstrebende Dorf Lautlingen, das stolz auf seine Vergangenheit sein darf.

Ein Teil des ehemals frührömischen Kastells auf der Wasserscheide liegt noch auf seiner Markung. Alemannengräber des 7. Jahrhunderts weisen auf frühe germanische Besiedlung hin. Edelfreie von Luttelingen werden im 11. Jahrhundert genannt und im 13. Jahrhundert tauchen die Herren von Tierberg auf, die vier Burgen auf den umliegenden Bergen bauten. Im Jahr 1550 ging die Herrschaft durch Kauf an die Westerstetten und im Erbgang 1619 an die Freiherrn von Stauffenberg, das noch heute blühende Geschlecht, das im Jahr 1874 in den Grafenstand erhoben wurde. Die Widerstandskämpfer, die Grafen Claus und Berthold Schenk von Stauffenberg, entstammen dieser Familie. Das einfache Schloß steht innerhalb eines Mauerrechtecks in der Nähe der Kirche.

Wohl der seltsamste Kirchenbau des Kreises ist dieses Gotteshaus. Zunächst vermutet man, von der Westfassade aus betrachtet, ein barockes Bauwerk, erkennt aber dann an der sehr ausladenden Breite und den quadratischen Unterfenstern, daß es sich hier um ein späteres, an den Barockstil angelehntes Bauwerk handelt. Von dem älteren Bau, der durch ein Erdbeben zerstört wurde, steht nur noch der Turm von 1725. Er geht vom quadratischen Grundriß ins Achteck über und trägt ein achtkantiges Zwiebeldach. Nach dem Erdbeben wurde die Kirche abgerissen und 1912/13 ein Neubau in Eisenbeton erstellt, der erste Bau dieser Art im ganzen Bistum. — In der Nische des Volutengiebels ist Johannes der Täufer, der Kirchenheilige zu sehen (von Hans Marmon, Sigmaringen).

Der Innenraum überrascht durch seine Größe, Weite und Lichtfülle. Eine flache, kassettierte Tonne wölbt das Mittelschiff. Sie wird von Pfeilern mit vorgelegten Halbsäulen und angedeuteten Kapitellen ohne Arkadenbogen getragen. Das Strahlengewölbe des Chores stützt sich auf Wandkonsolen. Die Seitenschiffe sind flach gedeckt. Über der Sakristei ist an der rechten Chorwand die Herrschaftsloge angebracht.

Bemerkenswerte Stücke zeigt die Ausstattung der Kirche, und man spürt dabei das kunstverständige Auge des damals amtierenden Pfarrers Pfeffer, der manche Plastiken neu erworben hat. Ein ausdrucksvoller Kruzifixus des 17. Jahrhunderts (von der Bühne geholt und neu gefaßt) weist jetzt im klassizistischen Hochaltar auf den Sinngehalt des Christentums hin. Maria und Johannes, leider etwas eng gestellt, sollen aus Sigmaringen stammen. Ein ganz hervorragendes Stück ist der Altaraufsatz mit Gottvater über den Wolken, der Taube und zwei besonders schönen, bewegten Engelsfiguren, die einen empfindsamen und phantasievollen Barockkünstler verraten, der an Joseph Christian von Riedlingen, den Meister des Chorgestühls von Zwiefalten und Ottobeuren erinnert. Die Kanzel in strengeren Barockformen, von der Vorgängerkirche übernommen, zeigt am Korb die vier Evangelisten mit ihren Symbolen und in deren Mitte den guten Hirten, auf dem Schalldeckel einen Auferstehungschristus mit Putten und Leidenswerkzeuge.

Die Seitenaltäre sind in Scheinarchitektur an die Stirnwände der Seitenschiffe nur angemalt. Das linke Bild ist ein Michael vom Ende des 18. Jahrhunderts, das von den Figuren des Joachim und der Anna aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts flankiert wird (sie sollen 1925 aus Hausen am Tann angekauft sein). Auf dem Altartisch steht eine schlichte, aber gute Piéta des 18. Jahrhunderts, die neu gefaßt wurde. In der Zeit der Mystik ist das Vesperbild, wie die Piéta auch genannt wird, als Anbetungsbild aus der Beweinungsgruppe herausgelöst worden, so wie die

Die Pfarrkirche in Lautlingen. Foto: Wedler

Christus-Johannesgruppe aus dem Abendmahlsgeschehen. Das rechte Bild, die heilige Familie in etwas zu kräftigen Farben von A. Blepp, Weilen unter den Rinnen, stammt von 1926. Die Bischöfe Ulrich mit dem Fisch und Albertus Magnus mit dem Schreibgerät, auch vom Ende des 17. Jahrhunderts, stammen vielleicht aus Haigerloch. Der schöne spätgotische Taufstein ist etwas stiefmütterlich am Choraufgang aufgestellt.

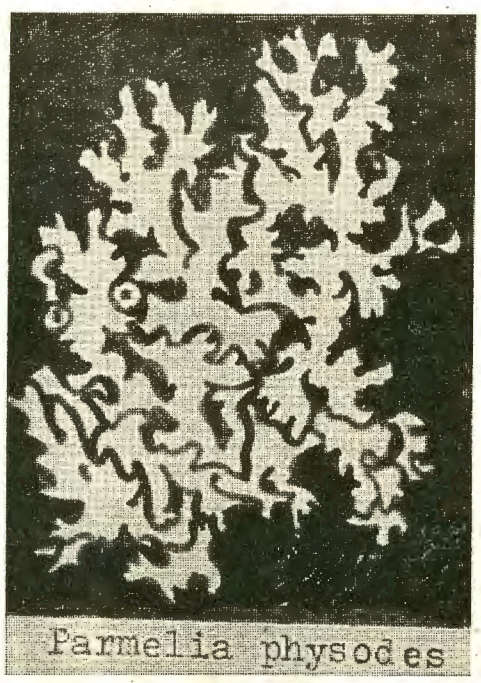
Zu erwähnen wären noch ein Christus an der Martersäule (späte Renaissance) in der Beichtkapelle, ein tief empfundenes Madonnenbild von Frau Wedel-Kückenthal 1933 in der Antoniuskapelle, ein Wendelin und ein Johannes-Evangelist an der Westempore und ein Rochus in einer Nische der SW-Ecke. Ein Gemälde des hl. Aloisius hängt an der Südwand des Schiffes von 1766. Unter der Empore ist eine Grabplatte für Wolf Friedrich Schenk von Stauffenberg von 1676 angebracht. Der Kirchenschatz in der Sakristei hat zwei wertvolle schöne Stücke aufzuweisen: einen vergoldeten Becher von 1725 und eine mit Steinen besetzte Monstranz.

Die kleine Gedächtniskapelle für die Gefallenen der beiden Weltkriege und für die Widerstandskämpfer, Graf Claus und Graf Berthold Schenk von Stauffenberg, an der Nordseite der Kirche wurde nach dem Entwurf von Gerhard Marcks, einem anerkannten modernen Bildner, erstellt. Sein schwebender Auferstehungschristus, eine stark abstrahierte Ideegestalt, mit visionärer Schau geschaffen, mag einem realistisch und naturalistisch geschulten Auge zunächst fremd sein. Aber die Aussagekraft dieser Gestaltung wird bei etwas Einfühlungsgabe in das Wesen des Geschehens jedermann überzeugend eingehen.

Die Gedächtniskapelle in Lautlingen. Foto: Wedler

Heimatliche Flechten

Von Rudolf Kerndter



Was für die Flechtengattung Parmelia allgemein gilt, daß sie nämlich mit ihren 80 europäischen Arten hauptsächlich auf Baumrinden eine Fläche einnimmt, die mindestens so groß ist wie die aller übrigen in Betracht kommenden Flechten zusammen, gilt auch für Parmelia im Balinger Kreisgebiet. Sieht man von den bekannten Bartflechten und den dottergelben Wandflechten ab, dann sind es ja meist die Schüsselflechten (Parmeliaceae), die der Wanderer als weißgraue oder bräunlichgrüne Blattflechten auf Baumstämmen oder dürren Zweigen insbesondere des Nadelholzes antrifft.

Die Flechtengattung Parmelia zählt über 600 Arten, in unserer engeren Heimat sind es etwa 50 Arten. Man kann von den Rindenhaftern die Felshafter unterscheiden, wobei wieder maßgebend sein kann, ob es sich um Kalk- oder Silikatgestein handelt. Bei soziologischen Aufnahmen von Rindenflechtengesellschaften, für die eine Deckungsskala des Flechtenbewuchses maßgebend ist, kann Parmelia führend sein. Morphologisch wichtig ist, ob die Parmelia Haftfasern hat oder nicht, ob man bei ihr Pykniden (Staubsporenbehälter), Cyphellen (Durchlüftungswarzen), glattes oder netzgrubiges Lager usw. beobachtet; ferner werden auch hier für die Bestimmung Chemikalien wie Kalilauge, Chlorkalklösung, Jodjodkaliumlösung, Paraphenylendiamin usw. durch die verschiedenen Farbreaktionen wichtig. Solche Untersuchungen lassen sich durch aufschlußreiche radiästesische Messungen ergänzen.

Die Übersetzung „Tracht" für „Habitus" einer Flechte ist zwar etwas summarisch, man kann aber unter dem Habitus etwa der abgebildeten Parmelia physodes die eigentümliche Gestalt, das Gesamtbild der Erscheinung, das morphologische Insgesamt verstehen. Die Parmelia physodes ist Ubiquist, d. h. bei uns fast überall anzutreffen, besonders auf dürren Ästen des Nadelholzwaldes. Der Thallus, also das hellgraue, blattähnliche Lager, ist meist rosettig. Die unterseitig bräunlichen Lappen sind gewölbt und an den Enden helmförmig mit Soredien (Staubbildungen). Die gefiederten Lappen sind sehr variabel, wie überhaupt diese Flechte in verschiedenen Varietäten (Unterarten) auftritt. Sie zählt bei uns zu den bekanntesten Flechten, die, wie der Förster auch von anderem Flechtenbewuchs seiner Waldbäume weiß, keine Schmarotzer sind, aber entfernt werden, wenn sie die „Rindenatmung" zu sehr behindern. Die meisten Flechten sind feuchtigkeitsliebend und man trifft sie deshalb häufig an der Wetterseite der Bäume. Dort staut sich auch die Radioaktivität beträchtlich.

Inhaltsverzeichnis des 18. Jahrgangs

Württemberg und die Reichsgründung; von Dr. Wilhelm Foth 821—824/825—826
Wanderers Stiefkinder; von Hans Müller 826—827
Wanderer und Alphabet; von Hans Müller 827—828/832
Der Haselstrauch, von Kurt Wedler 828
Genealogische und soziologische Untersuchungen zur Familie Rehfuß im 16. Jahrhundert; von Maren Rehfus, Esslingen 829—830/844/846—847
Initialen; von Kurt Wedler 830—832
Gelbstern; von Kurt Wedler 832
Über die Anfänge eines geregelten Postwesens in Balingen bis zur endgültigen Einrichtung einer Kayserlichen Reichsposthalterey im Jahre 1703; von Rudolf Töpfer 833—835/842—844
Aus dem Wortschatz der Balinger Mundart; von Fritz Scheerer 835—836
Wohlriechendes Veilchen; v. Kurt Wedler 836
Das Naturschutzgebiet Irrendorfer Hardt; von Fritz Scheerer 837—838
Pfingsten, das liebliche Fest; von Hans Müller 838—839
Ein Blick in Dürers Leben; von Kurt Wedler 839—840
Mehlbeere; von Kurt Wedler 840
„. . . mit zirckel ond richtscheyt"; von Rudolf Kerndter 841—842
Vielblütige Weißwurz; von Kurt Wedler 844
Albrecht Dürers geheimnisvolle Bildwelt Was will uns die „Melancholie" sagen?; von Kurt Wedler 845—846
„. . . und abermals nach hundert Jahren"; von Rudolf Kerndter 847—848/851—852
Acker-Wachtelweizen; von Kurt Wedler 848
Verkehrswege der Südwestalb; von Fritz Scheerer 849—850/856/858—860
Das älteste Bergwerk des Landes; von Kurt Wedler 850—851
Die Einbeere; von Kurt Wedler 852
Martin Göhring — Leben und Werk eines europäischen Historikers; von Prof. Dr. Ernst Schulin 853—856
Tollkirsche; von Kurt Wedler 856
Hohenzollern landschaftlich; von Hans Müller 856—857/864
Silberdistel; von Helmut Hauser 860
Von den Fluren um Ostdorf; von Fritz Scheerer 861—864
Heimatliche Flechten; v. Rudolf Kerndter 864
Die Grävenitz; von Friedrich Sanner 865—867
Kostbarkeiten der Heimat — Pfarrkirche St. Johann in Lautlingen; von Kurt Wedler 867—868
Heimatliche Flechten; v. Rudolf Kerndter 868

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".